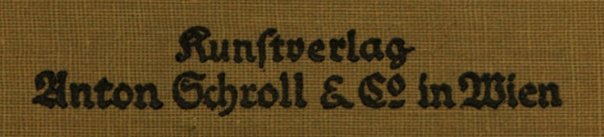
Ludwig Anzengruber

Gott und Welt

*





Ludwig Anzengruber / Werke 8. Band

Ludwig Anzengrubers sämtliche Werke

Unter Mitwirkung von

Karl Anzengruber

herausgegeben von

Rudolf Latzke und Otto Rommel

Kritisch durchgesehene

Gesamtausgabe in 15 Bänden

8. Band



Kunstverlag Anton Schroll & Co.

Wien und Leipzig

Ludwig Anzengruber

Gott und Welt

Aphorismen aus dem Nachlasse

Nach den Handschriften herausgegeben von

Otto Rommel



Kunstverlag Anton Schroll & Co.
Wien und Leipzig

Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien

Inhaltsübersicht

Gott und Welt

Aphorismen aus dem Nachlasse

I. Das Welträtsel

1.

Die regelmäßige Bewegung der Himmelskörper — weist auf einen zugemessenen und daher nicht unbegrenzten Raum kaum hin. — Uns erscheint natürlich ein unermessener Raum einer, für den uns jeder Maßstab, weil jeder Anhaltspunkt zu solchem fehlt — unermeßlich!

Über den Sternen also, mögen wir sagen, beginnt die Unermeßlichkeit oder — wieder — Meßbares —?

Es schwindelt einem!

Wir sind in einen entsetzlich großen Park samt Sonnen und Sternen eingeschlossen. —

Was außen?

Dazu das Käfergewimmel auf der Erde —

Es ist, um wahnsinnig zu werden!

2.

Das mystische Gefühl.

Da außen in der Sternenwelt ein Erhörtes zu sehen, unbekannte Welten, dann bekannt. Die Seele schwärmend durch das All —

A. Wenn aber nun immer dasselbe? Die gleichen An- und Ausblicke auf alle Sonnen, Planeten und Trabanten — —?

B. Die Ewigkeit! Da lehnt sich die Seele matt zu ihren Füßen. Laß mich vergehen!

3.

Nie standen in einem heiligen Buche so die Nichtigkeit der Welt bezeichnende Worte, wie sie Draper in seiner „Geschichte der Konflikte zwischen Religion und Wissenschaft" ausspricht; das Bild, das er gebraucht, um die unmittelbare Einwirkung Gottes auf die Welt und alle irdischen Dinge als unwürdig auszuschließen, ist erhaben, und da er sich dabei doch des Hinweises auf Gott bedient, so ist von keinem der frömmsten Seher noch ein solcher Maßstab für die Größe Gottes aufgestellt worden und für seine Unnahbarkeit! Er sagt: Oft habe er beobachtet, wie am heiteren Himmel die Bildung einer Wolke erfolgt, wie sie diesen mählig verdunkelt, von dem Winde fortgetrieben wird und sich so mählig, wie sie entstand, wieder auflöst. Für ein solches Vorkommnis wissen wir nun die Erklärung. Die kleinen Bläschen, durch Verdichtung des Wasserdampfes in der Atmosphäre durch Temperaturabnahme entstanden, bilden die Wolke. Für Helligkeit und Dunkelheit haben wir optische Gründe bereit, mechanische erklären, warum sie vor dem Winde hergeht, chemische, wie ihr Verschwinden eintritt. Es fällt uns niemals ein, des Allmächtigen Einwirkung bei Entstehen und Gestaltung dieser vorübergehenden Formation anzunehmen. Alle Einzelheiten der Erscheinung leiten wir aus physikalischen Gesetzen ab und Ehrfurcht verbietet uns wohl eher, den Finger Gottes dabei mitwirken zu lassen.

Nun ist das Universum auch nur eine solche Wolke, eine aus Sonnen und Welten bestehende

Wolke. Wie erhaben es uns auch vorkommen mag, der unendlichen und ewigen Intelligenz ist es doch nur ein flüchtiger Nebel. Gibt es viele Welten im unendlichen Raum, so werden auch innerhalb der unendlichen Zeit die Welten aufeinander folgen. Wie am Himmel eine Wolke die andere ersetzt, so ist dieses Sternensystem, das Universum, der Epigone zahlloser anderer, die vorher bestanden haben, und der Vorläufer zahlloser anderer, die nach ihm kommen werden. Wir haben hier unaufhörliche Wandlungen und nacheinander auftretende Katastrophen, ohne Anfang und Ende. —

Der Orion-Nebel erscheint uns kleiner als das unbedeutendste Wölkchen, unsere orthodoxesten Theologen würden nichts dagegen einzuwenden haben, wenn der Ursprung dieses Nebels sekundären Ursachen zugeschrieben würde, wenn für dessen Wandlungen Gottes freier Wille nicht zu Hilfe genommen würde. Wenn wir auf unserer Erde zu solchen Schlußfolgerungen kommen, so dürfen wir wohl fragen, was ein im Orion befindliches intelligentes Wesen über uns denken würde. Der Orion ist millionenmal größer als unser Sonnensystem, unsere Erde ist von dort aus unsichtbar und ein absolutes Nichts. Würde ein intelligentes Wesen dort auf den Gedanken kommen, daß Gottes unmittelbares Eingreifen nötig war, um uns zu erschaffen und zu erhalten?

4.

Hall.

Und dies alles lag friedlich unerschlossen neben deinem Wohnorte da, ein neuer Tummelplatz für dich und deinesgleichen — aber zugleich mit allen Orten der Erde unter dem ewigen Auge des Himmels, ein Tummelplatz, wie der andere, und an jedem dasselbe Getriebe — kein Wunder, daß sich das ewige Himmelsauge eingeschläfert schließt.

5.

Wir, die wir uns hier mit- und untereinander herumtreiben, sind die Brut einer Frühlingsnacht, die der erste Herbstfrost allzusammen hinwegwischt.

6.

Die Millionen Heimgegangener! Das Herz erzittert einem vor Wehmut, so viel Holdes, so viel Gutes — auch Böses — dahingegangen! Gelebt, sich Lichtes gefreut — —

7.

Es ist doch ein eigenes Gefühl, sich sagen zu müssen, in längstens 40 — 30 — 20 — oh, 10 Jahren liegst du, bis zu den Knochen blank, in der Erde — und wofür war's und ist's gewesen?

8.

Höhere Existenzen

können vielleicht, wie wir sagen: „Hier, wo jetzt Sand, war ein See! — Da, wo jetzt ein wüster Fleck, war eine Stadt!" — ebenfalls sagen: „Hier kreiste

einst ein anderes System in diesem Weltwinkel, als du jetzt siehst!"

9.

Die Zeit.

„Wo unter Sonnenlicht und Mondstrahl der Schatten deines Grabsteines lang und kurz wird."

10.

Ach, wie schön — Abendstille — Sonnenuntergangsröte.

Es ist nur ein Moment.

Dann dunkel, das Bild verwischt, der Eindruck zittert nach und kehrt so vielleicht niemals, nur in Anklängen wieder.

11.

Es kann die Spur von deinen Erdentagen — — —

Ein Wurm hat einen weiten Weg auf dem Baum zurückgelegt und mit dem Baum ist die ganze Spur verbrannt worden. Dieses Geschlecht wehrt sich gegen das Vergehen und doch — der Moder der Nachkommen häuft sich über sie.

12.

Die Eintagsfliege an der Fensterscheibe.

Wie klein, wie zierlich — mit den Netzflorflügeln, wie wenig Materie zu solch kunstvollem Aufbau! — — Was braucht das kleine Tier zum Leben —? Und doch, es ist wie wir! Wie wir hat es nicht mehr und wir nicht mehr wie es, wir sind!

13.

Die Sonne deines letzten Tages geht jetzt unter. Und dereinst werden die Zeiten nimmer zu messen sein, von denen du das irdische Licht hast gesehen. (Rosegger am Grabe seiner Mutter — von meiner Mutter.)

14.

Der Verstand sucht und er weist dem Menschen den mühseligen Gang durchs Leben zur Vernichtung.

— — — — — — — — — —

Trübe Materie — Und das arme Herz, krümmt sich's, martert den Kopf bis zum Wahnsinn. Und doch, wenn wir die Sterne erblicken, geht uns eine tiefe Freude durch das Herz. Heißt vielleicht nur: wir sind nicht allein — nicht allein elend und kurz selig, auf Momente.

Raum, Zeit — Tollhäusleridеen! Ja, was brauchen wir zu wissen, was in sich bestätigt — was geht uns das an?

*

15.

Die Welt zieht durch mein Gehirn, zerstiebt mit dem.

16.

Was soll es, daß sich die Natur aus Millionen Augen beäugelt und beguckt? Was sieht sie an sich? Kennt überhaupt irgend wer und irgend was das hinter dem Ganzen Stehende? Wer oder was weiß wohl, wie das gemacht wird? Und wenn selbst nicht das Ganze noch das einzelne davon weiß, wie dann macht sich's überhaupt?

17.

Das Leben.

Zwei Dämonen, recht häßliche, hämische Gesellen, brennen Zündhölzchen an. Und sobald diese aufleuchten, bis zum Punkt, wo sie auslöschen, leben sie und halten alles, was sie beleuchten, für wahr.

Das seid ihr! Menschen!

18.

Es ist ein Wunder — daß uns oft der eigene Körper — doch wie? — als das vorkommt, was unsern Willen beschränkt, daß wir uns daher oft über die Beschränkung hinaussehnen, als ob die unkörperliche Existenz möglich wäre.

19.

Raum und Zeit lagen einst vor dir, jetzt gehest du durch sie hindurch — Und bald — wart ein wenig, trag es — liegt Raum und Zeit hinter dir!

Nur in Raum und Zeit liegt unsere Beschränkung und unser Weh.

20.

Der Ort, wo ich war oder irgend ein anderer, kann sich zwar verändern, immer wird aber an die Stelle des Gewesenen etwas anderes treten müssen; selbst wenn der Stern zerstiebt, kann nur in unserem Sinne, doch nicht im *wirklichen* von einem Verschwinden die Rede sein.

Man muß die sogenannte Unendlichkeit als endlich annehmen, man kann bei den Sternen zu zählen anfangen, man wird auch aufhören können —

Was hinter Raum und Zahl?
Das wissen nicht einmal die Götter!

21.

Die Augen der Götter und Heroen.

Nur wenige Menschen haben diesen ruhigen Blick — und nur in den seltenen Augenblicken, wo sie, abgezogen von allen Erbärmlichkeiten des Lebens, ein großer, erhabener Gedanke erfaßte, sie die Macht desselben fühlten, dessen Gewalt über andere vorausahnten und, erkennend, daß hier ein bislang in der Menschheit schlummerndes Etwas in deren Bewußtsein getreten, sich selbstlos als Organ desselben fühlten.

22.

Das All will entweder die Materie vergeistigen oder den Geist materiell machen — das Gleiche!

23.

Rasch schwinden die Erscheinungen dahin, durcheinanderhastend, spielt sich wie in Fieberhitze eine Welt ab — die ruhigen Gedanken, die hinter der Welt, wie ein Arzt beobachtend, stehen, kennen wir nicht.

24.

Der Geist (oder das, was wir so nennen wollen) durchdringt die Materie, alle seine Äußerungen sind durch sie mehr oder weniger getrübt, was sich äußert, ist aber immer er und die Vergeistigung, endliche Überwindung derselben ist der Zweck der Erscheinungswelt — daher die Bewältigung der Materie, in letzter Linie, des Ichs, die Hingabe, das Auf-

gehen in das Selbstlose des Geisteswesens die höchste Stufe, die wir als Menschen erringen. Die Seligkeit trotz des Aufgehens im All läßt sich vorstellen als der Behaglichkeit der Zellen in einem Organismus gleich, die nur ein Einheitsgefühl, aber kein Bewußtsein haben. Der höchste Genuß bleibt daher der geistige, in dem wir uns verlieren, an ein anderes hingeben. In diesem Sinne wird die Liebe göttlich.

25.

Das „Ich".

Der Mensch hebt sich souverän über seine Lage, die ganz und gar eine abhängige ist, indem er sich von dem allen abgeschält denkt und er den Leib abwerfen zu können vermeint, um von den Fesseln des Ichs befreit zu sein und doch dies „Ich" in höherem Sinne zu sein.

26.

Der mystische — der Genuß der Schönheiten der Natur, der Kunst geht in letzten Gründen darauf hinaus, daß die Beschränkung des Ich aufgehoben und dieses in Sinnen, Schauen — Empfinden und Genießen gleichsam verloren geht, nicht mit als tätig empfunden wird. Rohere Naturen suchen ja auch grade die Genüsse auf, die ein zeit- und teilweises Selbstvergessen begleitet.

27.

Ich bin Polytheist, denn nur mehrere Leiden wollende Prinzipien können diese Kämpfe hervorbringen.

28.

Es kann eben die Welt als so hochorganisierte Erscheinung, wie jede andere derartige, nicht das Produkt e i n e s Prinzipes sein! — So geht der Dualismus durch die ganze Schöpfung und man spricht daher irrtümlich von zwei Prinzipien, die man sehr irrtümlich als gut und böse bezeichnete, während das erstere das männliche, das letztere offenbar das weibliche ist.

29.

Das Leben ein Geschenk eines bösen Dämons — schon darum böse, weil er lebt.

Gott lebt nicht. Er ist das Schlummernde und das ruft alle Wesen zum Schlafen an seine Seite. Ruht! Wer die Ruhe findet, allem, dem Genuß, dem geistigsten selbst (dem Nachruhme) zu entsagen (Sprache und all das — die Erde, der Schauplatz der Tat, vergeht), der wird am gottähnlichsten.

Halten wir das Leben! Pflicht, einander es nicht zu verbittern. Aber halten wir uns nicht an dasselbe!

30.

Unsere Welt ist die durch kindliche Dämonen hergestellte Nachahmung anderer reiferer Schöpfungen. Daher bei aller Verfehltheit der furchtbare Ernst, der solche kindische Leistungen auszeichnet, die Lustigkeit, die in der unbeabsichtigten, aber gelungenen Karikatur und Übertreibung liegt, die Wehmut, die alle vernünftige Kreatur überkommt, die sich mißraten, aber nach einem edlen Vorbilde veranlagt, auf dasselbe abgezielt fühlt.

31.

Die Furcht vor sich selbst.

Vor dem einen, der in einem steckt und nicht uns noch sonst jemand Rechenschaft geben will, wenn er uns meistert.

32.

Die Totenwache.

Der überlebende Teil (Gatte oder Weib): Was steckte denn da eigentlich in dem Körper, das mich quälte? Ein böser Dämon!

33.

Im „Tagebuch eines Richters" tut Eckartshausen den Ausspruch: „Es muß schlimme Wesen in der Luft geben, die sich mit Menschenseufzern füttern und mit Tränen der Unglücklichen tränken, und die Mächtigen, die böse sind, müssen als Garköche im Sold dieser Wesen stehen."

34.

Wie, wenn Gott der Teufel wär? —

Ist das so naiv? — Mill und andere von neuester Zeit ... gegen uns wirkt alles.

35.

> Auch im Innern der hohlen Erde wird es wohl Luft, Licht, Wärme und Wasser geben.
>
> (Volger, „Erd und Ewigkeit".)

Also hat Holbergs Niel Klim recht?

Mir schaudert, wie wir in einem Netze sich auswirkender Ideen liegen und glauben, es sind die

unsern, während wir ihnen überliefert sind, wir können ihnen nicht aus.

Stuart Mill und Lichtenberg: ein unvollkommenes Wesen kann die Welt erschaffen haben.

*

36.

Der Tod ist allewege begreiflich, das Unbegreifliche ist und bleibt das Leben.

37.

Über Stoff und Materie und Materialismus — und jetzt geht uns wieder der Stoff zum Teufel!

Endlich hatte man eine Basis gefunden, auf der man weiter zu bauen hoffte! Der Stoff — die Materie! Aber jetzt beginnt man bereits den Elementen der Chemie intelligente Eigenschaften zuzusprechen. Man merkt die physische und chemische Unterscheidung zwischen Atomen (Dampf, Flüssigkeit, feste Form), man beginnt Erblichkeit &c. herbeizuziehen: die Bildungsfähigkeit der eiweißartigen Materie. Es ist hochkomisch! Kaum halten wir die hochgelobte Materie, den Stoff im Tiegel, so beginnt er sich allmählich zu verflüchtigen — der ganze, mit großem Aufwande begonnene Welträtselungsrummel ist vorbei, wir wissen so gut wie wieder nichts!

Wir müssen, das sind wir gezwungen, der Materie, das ist, den einzelnen Teilen, Erfahrungs- und eine Art Erinnerungsvermögen zusprechen.

38.

Schon mit seiner Abkunft beschäftigt, kommt der Mensch alsbald an die Schranke des Denkens, des letzten Gedankens ohne Fortsetzung.

Er stammt von Vater und Mutter, diese haben wieder Vater und Mutter — hinaus auf Jahrhunderte, auf Jahrtausende, bis über die Zeit hinaus, wo der Kontinent bewohnt war, — mögen nun von früher bewohnten Erdteilen die Urahnen des Geschlechtes auf den jüngern Erdteil übersiedelt sein, so ließen sie auf dem alten ihre Urahnen zurück; wir kommen tatsächlich bei der Zeit an, wo es eben noch keine Menschen gab, keine geben konnte — wo also kam der Urvater, respektive die verschiedenen Ureltern, wo kamen sie her?!

Diese Schnur, so fest sie scheint und geknüpft wird im Verlaufe, reißt auch am Ende schmählich.

39.

Das im elektrischen Lichte sterbende Infusorium, das ergeben den Kopf senkt.

Das lebt und wie viel Materie ist zum Aufbau dieses Körpers notwendig!

40.

Jetzt löst plausibel das Jahrhundert sich die Frage: Woher der erste Mensch? Vom Affen! Und gibt sich zufrieden. Und künftiges Jahrhundert wacht die Frage quälend auf: Woher der erste Affe!!

41.

Wie wollen denn vorläufig bei der geringen Beobachtungsdauer die Gelehrten die Vererbungstheorie

in allen ihren Härten und Abweichungen erhärten? Was ist denn mit dem statistischen Materiale? Müßten die Herren nicht auch Ehebruchstabellen (denn nur legitime Erzeugnisse gelten) beibringen? Wie werden sie denn die beschaffen?!?

42.

Da schlafe ich und da ruht, mir unbewußt, die Gegend, die ich so liebe, im Mondschein. Wenn ich tot bin, liegt die ganze Welt so.

43.

Das Auge sieht nicht und das Ohr ist es nicht, das hört — wer wollte auch das behaupten? Sicher aber ist, daß das Auge das Sehen vermittelt und das Ohr das Hören, sonst wäre Blindheit und Taubheit unerklärlich und es gäbe für diese Übel gar keinen Fall, wo sie heilbar wären — der Tod also —

44.

Die wichtigsten Prozesse gehen unbewußt und ungewußt in unserem Körper vor. Es bilden ihn viel selbständige Organismen, Membranen, Blutkügelchen 2c. (Widerspruch!)

45.

Vor Jahrtausenden herrschten und hausten die Menschen, starben jung, alt, groß und nichtig hinweg. Staub! Wozu? Da hallte der Schrei der Lust, des Schmerzes, der Pein, der Roheit, wie heute noch an derselben Stelle, nur aus anderen Kehlen — wer erweckte das Bewußtsein?

46.

Totenschädel.

(Darin befand sich die Registratur.)

Wie viele andere Registraturen mögen von diesem Registrator Akt genommen haben, das heißt wie viele Freunde, Bekannte, Verwandte hatte er, wie manchem lief *er* zufällig in den Weg!

Jetzt sind die Rapportfäden vernichtet, die Akten zerstaubt! Das leere Gehäuse —

47.

Was denn ist das, was zu meinem Auge hinaus betrachtend in die Welt sieht?

48.

Bewußtsein.

Da erweckt in dem verrinnenden Stofftropfen die Natur einzelne Zellenkonglomerate, gerinnend zu Wesen, sich bewußt!

Wessen? Wessen „Sich"? Des eigenen? Was ist das? Ein Ding in Raum und Zeit, bewußt — beschränkt, eingeengt — nur der gegebenen Zeit, des gegebenen Raumes, seiner Zeit auf dem bestimmten Planeten, seiner Verhältnisse! Und wohin führt es, daß diese bewußten Dinger einander so viel Leid zufügen, aus Bosheit oder Berechnung, es auf diesem Lauseplaneten ein Eintagsfliegendasein [lang] besser zu haben als andere?

Pfui Deibel!

49.

Sind unseres Leibes Lust und Leid Erfahrungen für den Stoff des Alls?

50.

Der Mensch als Maschine!

Daß aber die Maschine hofft und fürchtet, liebt und haßt, zeugt und vernichtet, das erkläre ein anderer!

51.

Was Wunder, daß ein Phonograph die hineintönenden Laute (die Lautzeichen und Schwingungen auf der Walze) wieder produziert? Noch sonderlicher: mache einer Gebärden des Zornes, der Freude, plötzlich wird er ein dumpfes Gefühl von beiden Gemütsbewegungen empfinden.

52.

Wenn der Leib in Staub zerfallen, zu was hinzu sollte sich das Bewußtsein wieder finden?

53.

Es liegt so viel Intellekt und Zielbewußtsein in der sogenannten Materie (kleinen wie großen Gebilden), daß „materiell" als kein Gegensatz zu Geist gedacht werden kann.

54.

Wahnsinn.

Wenn er, wie ein psychologischer Forscher es behauptet, dem Traumleben in der Ähnlichkeit am meisten entspricht, so fragt es sich — und es ist höchst wahrscheinlich — ob der Irre auch das peinliche Gefühl hat, das im Traumzustande oft den Schläfer befällt, die aufdringliche Ahnung, daß er träume, aber den Bann nicht zu brechen vermag?!

55.

Gegen den Materialismus.

Der Intellekt, der in den Wesen steckt, kann wohl kaum schlechtweg das Resultierende aus dem organischen Mechanismus sein, es spricht und wirkt sich da offenbar etwas aus, das sich der Maschine bedient, ob nun durch selbe behindert oder gefördert. Was? — darüber ist nicht ins klare zu kommen, solange wir nicht wissen, mit welcher kleinen, kleinsten Masse der Materie Intellekt beginnt. Er äußert sich als Kraft, ist jedoch schwerlich mit dem Stoffe eins. Keine Kraftäußerung ohne Stoff, das dürfte zutreffen, aber die intellektuelle Äußerung ist nicht immer Resultat der mechanischen, daher organische Kräfte anders wirken. Das Gehen eines Geschöpfes ist schon ein Umgehen der Gesetze der Schwere. Es scheint da ein höchst kompliziertes Umsetzen von Kräften in andere stattzuhaben und es liegt eine Äußerung von Kraft auf den Stoff vor. Der Organismus ist nicht in dem Sinne Maschine, wie der Materialismus angenommen.

56.

Was mag alles in der Wirkung kleinster Teile (ihre Schwingung, chemische Zersetzung 2c.) liegen und sich durch selbe erklären lassen?! Magnetismus, Hypnotismus, Fernwirken 2c.

57.

Ja, wer will denn alles wissen, was im Dasein uns umgibt? Die Kräfte 2c. Kennen wir denn nur

die, welche in uns stecken? Ganz gewiß nicht. Hypnotismus?

58.

Es ist leider nur zu glaubbar, daß wir durch unsere Sinne allein wahrnehmen, daß, was wir wahrnehmen können, uns nur durch diese vermittelt wird und daß mit deren Tätigkeit, Einstellung, Erlöschen auch ganz und gar jede Wahrnehmung erlischt. Wir bedürfen der Sinne — das Naheliegendere ist jedenfalls dieser Gedanke.

59.

Der Mensch ist eine Tiergattung, die es nicht Rede haben will.

*

60.

Arbeitsames, tapferes Tierchen!

Die Ameise arbeitet auch, und zwar selbstlos, für das Ganze. Sie weiß auch von der Welt — wahrscheinlich weniger als die höheren Organismen — aber sie ist nicht ewig und hat doch alle Bedingungen dazu so gut wie der Mensch. (Christus hat sie nicht erlöst, das freilich nicht!)

61.

Der Affe ist eben ein „armer Verwandter" des Menschen, darum schämt sich der letztere seiner.

62.

Die Gesamtheit will es eben so wenig Rede haben, wie der einzelne, daß er (der Mensch nämlich) im Grunde nur ein Tier ist.

Das ist ein Unglück für das Vieh.

63.

Unergründlich ist die Vorstellung, die ein Hund — überhaupt ein Tier — von einem Menschen haben muß. Ob eine schmeichelhafte?

64.

Ist es nicht die größte Perfidie, ein Geschöpf klein gehackelt in seine eigenen Gedärme zu füllen und Wurst zu ihm zu sagen?

65.

Ein Krampf gibt dir das Leben, bringt dich zur Welt und ein Krampf ist das Leben selbst, und wie sich die Muskeln und Fasern zu deinem Körper krampfhaft zusammengeballt — mußt du dem Gegendruck der Masse dein Ich [entgegenstellen] — bis sich der Krampf löst.

66.

Das Leben ist ein Kasperltheater, auf welchem uns die dümmsten Ereignisse das Herz kurz und klein schlagen; wozu andere lachen und wir selbst kein Recht haben, ungehalten zu sein.

67.

Es ist gut, daß alles ein End hat. Bleibt die Frage: wofür hatte es überhaupt einen Anfang?

68.

Wodurch wurde der ganze Spuk (Sein) eigentlich ermöglicht? Diese Frage interessiert — Unsterblichkeit gewünscht.

69.

Der Fisch (wie du, o Mensch!).

Da schwimmt die Larve, schießt im Wasser, im Wesengewirre auf und nieder, glotzt ein Unverständliches und Unverstehendes aus sich heraus, aus den großen, gläsernen Augen, und dünkt sich was, bis sie sich eines Tages auf den Rücken legt und leblos, ein Kadaver, ein Nichts, den anderen zum Fraß oder Ekel, auf den Wellen herumtreibt.

70.

Die Welt.

Das wirbelt durcheinander — sieben Farben und doch das ewige Einerlei eines Strahles, in dem wir endlich zum ewigen Schlafe die Augen schließen. Die Natur zwingt uns in die Reihen, Vollkommenheit zu erringen für sich, und wir sterben für ihre Zwecke, ohne einen eigenen Zweck zu haben.

71.

Wenn so die Häusermassen im fahlen Lichte des Vorfrühlings vor dem Auge liegen — da geht eine Gestalt vorbei — Mädchen mit gutmütigem, backigen Gesicht — sie wird all ihr Lebtag dienen — wie lang, so weiß sie nichts mehr von dieser abscheulichen Häuserzeile, ich nichts mehr davon — teilnahmslos rasseln die Leichenkarren vorüber — was war denn eigentlich das Leben? Ja, frag das einer — —, das ist der Anfang des Wahnsinns!

72.

Wenn die Erde einst in Flammen aufgeht und es fliegt die Asche fernen Gestirnen zu, wer kennt, wer vermißt in den grauen Flocken die Summe all des Wissens, Ahnens und Sehnens und Herzwehs, das hier sich geregt, gerungen. Kommt sie dem All zu gute, nur irgend einem Wesen außer diesem Gestirne?!

73.

Nur jung entzückt das Leben — alles ist neu.

74.

Der Mensch, ein vor den unausweichlichen Leiden zitterndes und zagendes Geschöpf, von einer rührenden Dankbarkeit für die wenigen Freuden, das allerdings nicht weiß, wem es dafür danken soll, noch wen es fürchten.

Hereingeraten ins Sein, das man nicht versteht. Verlernt das Nichtsein und begreift das Sein nicht, um — wie andere Geschöpfe — vom letzteren wieder ins erste zu versinken.

Sieht sich einem Sein gegenüber. Was ist er diesem, dieses ihm?

Sprühfeuer das Ganze. Nacht in Räumen ringsum.

75.

Wie wir bei einem Vorgang das Wort „natürlich“ durchsetzen, ist es gewiß einer, den wir nicht erklären können.

76.

Hartmanns Nihilismus.

Jeder Stern wird fix und fertig ausgestorben und dann fertig ein Stück weiter ins All gerückt, dann kommt der nächste dran.

77.

Es ist ein tragisches Sterben einer ganzen Generation von Bestien im Lichte! (Mikroskop.)

78.

Die Tiere im Essig.

Essigschlangen. Ein ewiges Gebären und gegenseitiges Verzehren, zu Millionen in einer Flasche.

Zwei Hälften, die sich gebärend trennen und selbständig bekämpfen.

79.

Wat help do dat Huppen? seggt de Pogg, as e af een gläunig Plogschor smeten ward.

80.

Es ist, als wäre vor uns eine Welt des Wahnsinns in Trümmer gegangen — und wir wären der Spuk über dem Grabe derselben. Närrischen Hirns närrische Fratze.

81.

Die Erfindung der Spiele zeigt, daß der Mensch noch immer eine zu lange Lebensdauer hat oder daß er nicht aus einem Stücke lebt noch leben kann.

82.

Diese Larven treiben sich auf der Welt herum, fügen einander mehr Übles als Gutes zu, das Ver-

halten, wodurch sie sich, je nachdem, am wohlsten oder wehesten tun, sorgt für die Unaufhörlichkeit des Maskenball-Schwindels.

83.

Der Traum des Lebens

ist leer und schal. Sonst müßte das Wesen zum Lichte erwachen mit dem Vollbewußtsein seiner Zwecke und der des Alls.

So aber werden die wenigen, großen, erhabenen Gedanken, die der Mensch ins Leben hineingetragen — wüßte nicht, woher sie sonst überhaupt hereinkämen — von der allgemeinen Erbärmlichkeit und der eigenen Schwäche herabgestimmt und lächerlich gemacht.

Es bleibt nichts, woran man sich einigen Zweckes halber halten könnte, und bloß um das physische Behagen, die Stellung in der Herde, auf der Weide und im Pferch handelt es sich dann in erster wie in letzter Linie.

Das ist nicht wert, gelebt, geträumt zu werden.

84.

Das Reale ist das Gespenstische — brutal! Nichts nach mir. Was soll der Durchgangspunkt dieses Lebens? Was nützt — was lehrt er? Vor mir nichts und hinter mir nichts! Wenn einfach nichts wäre?

85.

Wenn man die Dinge von höherem Gesichtspunkte betrachtet, wird man entweder ein großer Weiser oder ein großer Schuf

86.

Wenn man nur wenigstens wüßte — abgesehen von einem Nutzen für mich, wenn schon mich das Leben und Sterben und Leiden nichts lehren kann noch soll — wem nützt oder was oder wie nützt es denn dann überhaupt?

87.

Heller Morgen — Ferdinandsbrücke — körperliches Wohlbefinden.

Es ist doch interessant, diese Welt gleich einer Raritätenkammer besichtigt zu haben. Es kann sich für manche Augenblicke lohnen. Obwohl man dieser Form des Daseins in sich drängenden, pressenden Körpern eine gewisse Unbeholfenheit und Unbehaglichkeit nicht absprechen kann. Schließlich stimmt sie zur Entsagung. Soll sie das?

*

88.

Und aus diesem fröhlichen und herzigen Kindestrubel erwachsen ebensolche Lumpe, Schufte und alberne Narren wie wir (die sich und andere von Tag zu Tag verschlechtern und verschlechtert werden).

89.

Die Hauptursache der so viel beklagten Täuschung an der Welt und den Menschen liegt in der über unser eigenes Selbst, das wir ausschließen und den Mitgeschöpfen gegenüber auf den Standpunkt des Beobachters stellen wollen, indessen uns doch nichts

notwendiger als die Selbstbeobachtung: sie würde uns zu allem menschlich Hohen und Niederträchtigen den Schlüssel des Verständnisses liefern.

90.

Daß der Mensch sich nicht selbst zuwider ist?!

Das ist die Macht der Gewohnheit, er ist eben immer um sich, sonst hielte er es auch nicht aus.

91.

Kleine, vom Ganzen abgesonderte Stoffkonglomerate, welche, so klein sie sind, doch als selbständig gegen alles andere reagieren, zu Nutz ihres Sonderseins boshaft, tückisch, diebisch sind:

Organismen, Tiere und Menschen.

92.

Die Weisheit wird sich nie nach der Dummheit richten — so muß sich der Weise so dumm wie ein anderer stellen.

93.

Die ungeheure Mehrzahl der Menschen steht auf der Entwicklungsstufe eines Affen, der reden kann, und das unterscheidet sie von den nichtsprechenden, keineswegs zu ihrem Vorteile.

94.

Menschenscheu.

Sie ist berechtigt, denn es kommt einem nur von wenigen Gutes, von den meisten Übles.

Selbst die wenigen Guten bereiten einem manchen Kummer und Sorgen. Nur ein Wesen gibt es, mit

dem man stets zufrieden ist, das ist man selbst, und manchmal hat man auch Ursache, mit sich selbst unzufrieden zu sein.

95.

Wenn man eine große Anzahl (die Masse) der Menschen Gemeinheiten in Wort und Tat begehen sieht, die ihnen so selbstverständlich sind, da erfaßt einen wohl ein Schauer des Ekels.

96.

Wenn das Volk nur einmal eine Ahnung davon bekäme, wie dumm und roh es ist.

97.

Bis sich das Geschlecht selbst vernichten lernt, ist kein Heil für dies in sich verliebte Geschlecht.

*

98.

Pessimist.

Der Mensch kann die Welt miserabel schelten, aber ist sie es auch vom höheren Standpunkte?

Egal! Der Standpunkt des Menschen ist doch der berechtigte, das Richtige!

99.

Der Finger der Vorsehung, wo der hintupft, bleibt oft kein heils Fleckerl.

100.

Aller Jammer der Tragödie ist Hundegeheul über empfangene Schicksalsschläge

101.

Und soll und kann man es den Geschöpfen übelnehmen, wenn sie sich dieses Daseins würdig, nämlich erbärmlich, betragen. (Betrug und Schande rc.)

102.

Je edler ein Wesen, je elender; selbst der Schmutz, der ihm in der Welt von außen anfliegt, kränkt es.

103.

Die Ideale werden uns mehr und mehr abgetötet vom Leben, je älter wir werden und je mehr wir erleben.

104.

Nichts fördert die Menschenliebe mehr, als wenn man in tunlichster Zurückgezogenheit von aller Gesellschaft lebt, und nichts ist mehr dazu angetan, Menschenhaß zu erwecken, als der rege Verkehr mit den Menschen, welche eine Horde von Bestien, und zwar eine der schlimmsten Art ist.

105.

Zu spät wird man inne, daß es eigentlich ein Verbrechen ist, Kinder in die Welt zu setzen, der Lebensqual und Todesfurcht preisgegeben.

Freuden!? Vergällte — sind keine!

106.

Es ist ein Verbrechen, uns fortzupflanzen, da die widrigsten, plattesten Patrone und Gänse [uns] immer und immer daran vermahnen, daß wir nichts Besseres zeugen, als wir selber sind, und das lohnt sich nicht, das ist unentschuldbar.

107.

All dem Elende, der Aussichtslosigkeit des Daseins gegenüber wäre wohl der Entschluß: keine Geschöpfe mehr ins Dasein rufen zu wollen, der heiligste!

108.

Keine warme Empfindung hat Dauer; die kühle Weltverachtung mag einer festhalten, den aufrichtigen Jammer nicht, sofort parodiert ihm dies ein Vorfall, der derb eingreift, oder eine Person, die ganz von der Wichtigkeit ihres Daseins überzeugt ist und die eine Bequemlichkeit, zum Beispiel Stiefelzieher, Wichse verkaufen will ꝛc.

Was von dem gewaltigen Weh gesagt, gilt ebenso von der Freude über Großes.

Nur das Platte, Erbärmliche, das Kalte, Wegwerfende mag einer fortspinnen.

Wir haben nicht den Kraftaufwand in unserer Maschine für solche Leistungen.

Die Welt erkältet wohl und erkaltet.

109.

Die Konflikte sind ewig.

Der ewige menschliche Jammer liegt darin, daß jeder Sterbliche an den Punkt angelangt, wo ihn die Unzulänglichkeit des Seins schmerzlich berührt, möge diese in was für einer Gestalt immer sich darstellen, als menschliches Gesetz, als gesellschaftlich sittliche Institution oder als „göttliches Gesetz", als ebenfalls keiner Appellation zugängliche Strenge des Seins.

Ein Traum der Schwärmer nur, [daß] die Überlieferung uns diese drückenden Lagen aufzwingt und daß durch Rückkehr zur Natur und durch genaue Kenntnis ihrer Gesetze sich das umgestalten ließe.

110.

Ein Mädchen hat sich, vom Geliebten verlassen, getötet.

Eine andere nimmt es leicht.

Es gibt Menschen — Optimisten wollen wir sie nicht nennen — die alles leicht nehmen, jeder Gemütsbewegung aus dem Wege gehen, eine „Hetze" aufsuchen, über alles Ernste, das ihnen die Laune verdirbt, spotten, es verachten — eine Dummheit schelten, was sie rühren, denken machen will, kurz, alles, was sie unangenehm berührt — und das tut jedes, das sie nicht belachen können — zur Seite schieben.

Was für gemeine Charaktere das aber gibt, Leute, die höchstens im Spital dem Ernst und dem selbstlosen Bemühen anderer um sie sich beugen, oft auch das nicht.

Da sind die Heiteren zu beneiden — wenn sie selbst eine Empfindung davon hätten, dann wären sie schon aber nicht sie selbst. — Sie hätten, des Zustandes bewußt, ihn erringen müssen, das stimmt nicht zu ihrer Faulheit und Roheit.

111.

Jeder Schrei der Lust, die ihr verbuhlt, und jedes Wonnestöhnen — ihr habt ja recht — es war, war

wirklich, wahrhaftig war es, wenn du längst auch nimmer bist; und die Lust und auch die Wonne, sie war wirklich, aber auch der Schrei des Schmerzes, der Pein — der Schweiß der Angst und des Todes, er war ebenso wirklich!

112.

Es ist eine Bosheit der Natur, daß wir das Beste nicht empfinden — das Nichtsein.

113.

Wir sind nicht Gott noch der Natur Dank schuldig für diese Existenz und ihre wenigen Freuden.

114.

Die Korrektur der verderbten Welt — sie ist in unserem Gehirn — steht jedem frei: Selbstmord.

115.

Alle Wetter, es ist höchst unangenehm, daß das Leben nichts wert ist und man doch nicht gut den Geschöpfen den Rat geben kann: Beginnen Sie etwas Gescheiteres!

116.

Ja, wenn man die Foltern des Lebens in allen Graden durchgemacht — und erzählt davon den Frohen und Glücklichen — sie verstehen uns nicht.

117.

Alle Lebenslust ist nur ein Erstaunen über das Seiende überhaupt und dessen Mannigfaltigkeit. Es zwackt und zerfetzt uns das Leben, man kann es müde werden.

118.

Der Mensch lernt nur durch Leiden, von den Freuden des Lebens gilt das Sprichwort: der Dumme hat's Glück, das heißt, wer glücklich sein kann, der vermag es nur, wenn er sich des Denkens, der Schätzung der Freuden begeben hat. Das Leben des Genusses wegen — wer die mäßigen Freuden kennt, die keinen Nachhall haben — der muß, selbst als ungläubig, die Entsagung höher stellen, sittlicher finden.

119.

Könnte man die Todesfurcht verlieren, wer möchte noch das Leben behalten?

120.

Zwei Urteile.

Diese Geschöpfe sind edler als ihr Los, sie schränkten sich ein, sie schafften sich Sitte und Moral und brachten Sinn ins Sinnlose.

Diese Geschöpfe sind ganz niederträchtig und brutal: obwohl sie wissen, daß ihr Sein kurz ist, verbittern sie sich's auf jede Art.

121.

Gegen das Unvernünftige des Seins sich aufzulehnen, ist gleichfalls unvernünftig.

122.

Es ist eine große Unannehmlichkeit, geboren zu werden, weil man damit der zweiten weiteren nicht ausweichen kann — zu sterben; es handelt sich nun

darum, ob das, was zwischen diesen beiden Eventualitäten liegt, der Mühe wert ist — die meisten sagen ja — die Majorität entscheidet.

123.

Ich tue nicht den Wunsch: Oh, wär ich nie geboren! Mich reut es nicht, gewesen zu sein. Immer gibt es auch Momente, wo man sich freut, daß man in dieser Welt der Erscheinungen miteristiert hat. Nicht die Feigheit noch die Kühnheit, die Ausdauer lohnt das Leben. Wechselnd!

124.

Die Optimisten wollen uns das Elend wegreden, die Pessimisten den Jammer hinaufdisputieren.

125.

Optimismus und Pessimismus sind eben zwei Anschauungen; ein System daraus zu machen, ist ein Fehler. So gut wie man dem Pessimisten sagen kann: So arg wird's nicht sein! so gut kann man dem Optimisten sagen: Na, so besonders ist's auch nicht! Für den Dramatiker haben beide recht, sobald sie sich in der Lage darnach befinden, es kann ja arg, recht arg für einen einzelnen kommen, und dann hat er recht. — Daher wird auch der Fall eintreten, daß beide unrecht für den Dramatiker, ja überhaupt unrecht haben, dann begeben sie sich auf das komische Gebiet. Ein Optimist, der fortwährend gequält und geplagt wird, jedoch bei der besten Welt bleibt, ist komisch, ein Pessimist,

der fortwährend über Weltschmerz 2c. klagt, gar nicht ein bißchen leidet und sich's wohl sein läßt, immer über die Welt jammert und dabei sehr glücklich lebt — ist komisch. Wenn aber einen unseligen Armen der Pessimismus plötzlich erfaßt ob der Höhe des Jammers — je wahrer, je richtiger, je gewaltiger ist die Idee der Weltverwerfung, als der Jammer wahr, furchtbar, grausam ist. Die Fratze der Mode des Pessimismus, geistreiches Zur-Schau-Tragen großen Weltjammers, jede Zuckung unwahr, jede Träne wässern — das ist komisch und auch verachtenswert. Sie schneiden auf, was weiß Jammer als sie erlitten hätten, und sie kennen ihn nicht einmal entfernt.

Dagegen muß die Hoheit wahren Duldens und Leidens und echten Schmerzes protestieren.

Jeder, den der Schmerz packt, wird Pessimist werden. Jeder von irgend einem Genuß Gesättigte Optimist. Und das beides oft und vielmal, wie es in seinem Dasein wechselt, auf kürzer oder länger, je nach Temperament und natürlich vernünftiger Wertung der Genüsse und des Schmerzes. Absolute Verneinung wirkt dramatisch (außer als Wahnsinnsmotiv) immer, da ganz fruchtlos gegen eine allenthalbige Realität gesetzt, komisch.

126.

Wer dieses Leben bereut, ist krank.

Ja, man hat aber oft Krankheiten, diese führen wieder zur ungestörten Funktion oder man kann auch daran sterben.

Dies gegen den Vorwurf des Unlogischen in meiner Behauptung oben, und meinen sonstigen oft pessimistischen Anschauungen.

Die Krankheitsgeschichte ist jedenfalls interessant genug, daß sie aufgezeichnet zu werden verdient.

127.

Die Gefahr des Pessimismus steckt darin, daß er müde macht und eine politische Reaktion erleichtert.

II. Die Offenbarung

128.

Die Welt richtet sich jeder so ziemlich selbst ein. Er modelliert sie nach einem Religions-, philosophischen oder sozialen System, ja selbst nach wissenschaftlichen Prinzipien und kriegt dabei etwas heraus, das er für wohnlich — oder ganz unbequem, aber richtig hält.

Natürlich hält jeder auf seine Welt und verlangt, daß die andern sich als seine Mietsparteien hübsch anständig betragen, manchmal verlangt er auch geradezu Zins. Er delogiert gerne mit seiner Welt Unzufriedene. Er will Ruh. Selbst wenn er Baufälligkeiten entdeckt, fordert er von der guten Lebensart anderer, über selbe hinwegzusehen, denn besser, ruhiger ꝛc. wohnt sich's nirgends als in seiner Welt! Versteht ihr, warum sich jeder um seine Welt wehrt? Diejenigen, welche nun über ihre Welt sich in einer Art Übereinstimmung befinden, sind mächtig und unterdrücken andere Weltformatoren. Von der

eigentlichen [Welt] wissen wir so gut wie nichts. Die Erkenntnis ist alt, daß wir der Welt so gegenüberstehen, will aber nicht erkannt werden. Die Idealwelt — manchmal nicht schön noch bequem — behält ihr Recht. Der Mensch wohnt sich gerne wo ein.

129.

Durch welche Märchen, Sentenzen rc. soll der Mensch über das Leben beruhigt werden?! Man rät ihm, das Wahnsinnigste zu glauben, um nicht wahnsinnig zu werden.

130.

Als ob das Natürliche nicht an sich das Erstaunlichste, Unergründlichste wäre, suchen die Menschen noch nach Übernatürlichem. Wo soll das sein, da man doch nirgends aus der Natur heraus kann und die uns allenthalben umgibt?!

131.

Jedes Zeitalter hat seine Visionäre und Konvulsionäre und diese, durch das Welträtsel-Lösen oder die hirnverbranntesten Auflösungen aufgeregt, bilderten und schilderten, wunderten und plunderten, was das Zeug hielt, und bekanntlich steckt das die Massen an, die wenigen, die noch klare Augen haben, mußten stets diese zudrücken, wenn sie nicht zu Ehren irgend eines Aberwitzes erschlagen sein wollten.

132.

Die Kosmogonien

der Religionen, die gutausgedachten, konsequent ausgeführten Systeme gnostischer und

sonstiger transzendenten Philosophie, die uns über den Urgrund aller Dinge, über das Sein und Werden, ja selbst über das Vergehen beruhigen — uns alles vom Himmel bis zur Erde überblicken lassen und uns die Perspektive auf ein unendliches Sein und Wirken in diesem entwirrten Ganzen eröffnen, diese Bücher sind geschriebener Sonnenschein, man glaubt aus dumpfer Stube auf das weite Land geraten zu sein, den vollen Römer vor sich, im Grünen zu sitzen und aus allen Seinsbedingungen und aller Kausalität entronnen zu sein, neu fühlend, daß wir sind, und der Ewigkeit bewußt, unzerstörbar.

133.

Die Unsterblichkeitsidee verdankt ihre Entstehung wahrscheinlich in letzter Linie der ganz richtigen Anschauung, daß dieses Leben ohne ein grundlegendes (Vor-Sein) und austraggebendes anderes, für sich allein also doch gar zu dürftig und nichtssagend sei.

Soll ich dem Mond nie näher und den Sternen, als ich's hier kann, kommen und hinter — die Welt?

134.

Das erste Christentum.

Nicht nur ein Geheimbund — auch das tausendjährige Reich stand bevor! Ja, falls sie früher starben (Märtyrer), wie nahe lag da die Auferstehung! „Das Geschlecht wird nicht vergehen —" Als sich diese Hoffnung trügerisch erwies, wurde alles auf das transzendentale Gebiet hinübergespielt, von diesem wieder auf das materielle — Spiritismus.

Jeden Stoßseufzer, den das Rätsel des Daseins dem Menschen aus der bangen Brust preßt, auffangen, ergreifen — zersetzen und dann aus diesen Seufzern und Aufschreien ein System bilden! Alte Methode!

135.

Volney,

der an Gott und Unsterblichkeit glaubt, weil alle Völker dran glauben — Majorität!

136.

Was ist das Verlangen?

Nach dem Tode noch einmal auflodern und die ganze Wahrheit wissen — dann vergehen.

Die Interpellation an das All.

137.

Wie nichtig und schal manchen Naturen das menschliche Sein schon frühzeitig erschienen, erhellt daraus, daß viele es an sich für nichts als eine Durchgangsstation betrachten wollten, hinter welcher erst das Eigentliche (des Seins, des Wesens) beginnen sollte; und sich sofort auf dieses Eigentliche mit Hinwegsetzung über dies nebensächliche Scheinleben vorbereiten wollten.

Die Verachtung der Erde, die Erkenntnis der Nichtigkeit der ganzen zwischen Raum und Zeit dahinnebelnden Erscheinungswelt führt unter vielen anderen Motiven auch zum Glauben an das Jenseits.

138.

Unsterblichkeit.

Daß manches menschliche Scheusal straflos von hinnen schied, gab viel Anlaß mit zum Glauben an das Transzendente.

Man dachte, es sei nicht aus, es müsse fortspielen, den Vergewaltigten müsse ihr Recht, jedem Schrecken sein Lohn werden, und da es hier nicht geschah, so anderswo.

Ein Schnipsel seines Seins müsse herüberhangen in ein anderes Daseinsgebiet, wo alles ausgetragen werde.

139.

Als wenn das Leben nicht genug Wunder in sich, sollte es, weiß es der Henker, was sonst sein, ein anderes, als es ist, der Mensch fing zu fabeln an und bezahlte Fabelhänse und tut es heute noch.

(Die Wolke, die der Wind vor sich hertrieb, war ein Roß, drauf irgend ein Gott ritt 2c., 2c., 2c.)

140.

Diese Welt

leiht uns gar keine Organe zu höherem Forschen. Mit groben Sinnen ausgestattet, stehen wir ihren Rätseln machtlos gegenüber. Nur Sehnsucht nach Erkenntnis, nach Freiheit von all den Banden, in die uns das Fleisch schlägt, erfüllt uns, nur Sehnsucht hebt uns über uns selbst zu höherem Sein als das der Tiere. Vielleicht ist diese Welt nur eine Pflanzschule der Sehnsucht, ihr entrinnen zu wollen, ihre Lehre ein Anstreben nach der Suche dessen, was

wir Gottheit nennen oder anders heißen und doch meinen. Nur von dieser Welt wissen können, erweckt den Trieb, von einer höhern wissen zu wollen, die uns eben von dieser unserer Welt verwehrt und verhüllt wird.

141.

Unsterblichkeit.

Wir verlangen sie, um den Genüssen des Daseins in einer Wiederholung desselben, durch die Erfahrungen des ersten gewitzigt, gerecht zu werden oder der Neugierde wegen des — hoffentlich dann sich aufklärenden — Welträtsels. Bloß als Kraft, diese betätigend, fortzuwirken — nicht!

142.

Die Erhaltung der Energie (Kraft).

Ob auch eine derartige stattfindet mit der geistigen Äußerung? — Ganz neue Unsterblichkeits-Anklänge! — O ja — aber gleichwie die Kraft nur an die Allsamtheit des Stoffes gebunden ist, so wird auch der Intellekt nicht an die einzelnen Organismen gebunden sein.

143.

Wenn heute die Unsterblichkeit der Seele bis zur Evidenz erwiesen wäre!?

Wie sähe dann das Leben aus?

Wie die Schriften der von Urzeit an Zweifelnden?

(„Wie der Huber ungläubig ward" wäre dann ganz harmlose Abmahnung gegen Grabschriften-Unfug.)

*

144.

Die Sünde,

das Unvollkommene, Unausgeglichene, kam nicht von außen in die Welt, es muß erst aus ihr hinaus.

145.

Fragt den Pfaffen nicht nach: Gottes Sohn erlöst die Menschen. Warum grade die zweibeinigen Lebewesen, warum erlöst der Affengott Hanuman nicht die Affen? Weil überhaupt Erlösung keine stattfand. Von Tod und Sünde sollen wir ja erlöst sein, wir sterben und leiden unter der Erbsünde.

146.

Die Schule dieses Lebens — die Vorbereitung auf ein anderes.

Gott läßt manchem nicht Zeit, diesen miserablen Kurs durchzumachen, ruft manchen als Kind ab, manchen, wenn er eben am Lernen wäre, und beläßt manchen, bis er alles wieder vergessen hat.

*

147.

Olympia.

Auf die Mären von den Göttern hat der Mensch stets halbgläubig hingehorcht. Getan, wie er gewollt, gemußt, keineswegs, wie er sollte — er gab dies Leben nicht für ein anderes; wo es schien, gab er es für ein gleiches, das ihm bieten sollte, was ihm Umstände in diesem versagten.

148.

Asien.

Die tiefsinnigsten Religionssysteme werden in ihrer Heimat gerade so beachtet und gehandhabt, wie derlei heimische Dinge bei uns. Dem Spötter: Unsinn, dem Frommen: Maul- und Zeremoniendienst, dem Forscher: Menschenwerk.

149.

Wenn man nicht immer in Sachen der Religion auf das Beglückende hinweisen würde, als ob das mit der Wahrheit irgend etwas zu tun hätte! Auch ein Wahn kann glücklich machen.

150.

Die Gebildeten halten es nur zu häufig unter sich wie die Auguren, sie belächeln den frommen Glauben, halten ihn aber für Kinder, Frauen und gemeine Leute für notwendig, wollen daher das sogenannte Volk beileibe nichts davon merken lassen, als ob es dieses nicht aus den Handlungen der Vornehmen entnähme, was es von deren Glauben und sittenlosen Grundsätzen zu halten hätte.

*

151.

Gott ist erfunden, um ihm alle unsere Dummheiten und Niedertracht aufzubürden, da er als letzte Instanz sie gewähren läßt: Die von Gott eingesetzte Obrigkeit.

152.

Die christliche Religion ist wohl die unmoralischeste: sie wälzt die Verantwortlichkeit des Menschen von diesem ab und dem Erlöser zu.

153.

„Gott hat für alle Tiere den Tisch gedeckt!“

Wohl, wohl, lieber Fabelhans, aber das ist sehr unangenehm für die Wesen, die aufgetragen werden.

154.

Der Bettler, der das Schlafgeld nicht hat; das Haus, wo er nächtigen wollte, verbrennt samt den Inwohnern. Wie gekränkt es ihn hat, Gott meint es gut, wo er es hart zu meinen scheint — aber mit den andern meint er's nicht gut. Wer teilt heute noch diese naive Auffassung?

155.

Ah, Gott hat ja nicht Vater und Mutter, sonst trennte er nicht Eltern und Kind.

156.

Jus und Theologie — Wissenschaften, welche sich auf Objekte beziehen, von denen sich wenig in der Welt merken läßt: Gott und Recht.

157.

Gott steht über der Welt, in seinen Augen ist nicht Wohl noch Übel, nicht gut noch böse — wer weiß, was ihm das ist, was uns so oder so —?

Herr, mit einem Gotte, der mich ebensowenig versteht, wie ich ihn, weiß ich nichts anzufangen.

158.

Die Ideen wirken sich voll — ohne Sprung aus.

Um zu der „entstehungslosen“ Welt zu gelangen, müssen wir durch einige Verbindungsglieder durch — wir werden den Demiurgos (eine beschränkte Schöpfungskraft) nicht los.

Die Welt muß eine Erschaffung haben, das klärt, beruhigt, aber sie kann auch das Werk eines unvollkommenen Wesens sein.

*

159.

Der Ausdruck „Statthalter Gottes auf Erden“ ist, wäre der so bezeichnete der makelloseste Mensch, vom rein vernünftigen Standpunkte ebenso unzulässig als vom frommen blasphemistisch.

160.

Gogols „Taras Bulba“.

Die Seelen der Kosaken, auf einem Mordbrennerzuge aus — Religion, fahren in den Himmel.

Christus spricht sogar zu der Seele eines Hetmans, d. h. Gogol läßt ihn sprechen.

Wie sieht ein Pole die Geschichte an?

161.

Der ärgste Frevel, daß ihr über all den Kehricht einen Gott zu setzen wagt, nach eurem Ebenbilde!

162.

Manche muten Gott als strafendem Rächer Handlungsweisen zu, welche ihn vor den billigsten irdi-

schen Gerichtshöfen wegen verpönter Selbsthilfe, fahrlässiger und absichtlicher Tötung, intellektueller Urheberschaft an Massenmorden, Aufreizung zu Haß, Brand, Seuchen 2c. straffällig erscheinen lassen würden.

163.

Ein Gott und kein Gott, das ist eines. Aber zwischen diesem positiven und negativen Pol, zwischen dieser Bejahung und Verneinung dieses Begriffes liegen lauter Götzen.

164.

„Gottes Worte" müßten doch, Menschenworten entgegengesetzt, ganz klar sein und nichts an ihnen zu deuteln und zwei- oder mehrfach auszulegen.

165.

Gegenüber Gott, als höchste Idee hingestellt, erscheint auch die erhabenste mensch-göttliche Größe als Wurm: Christus.

166.

Hat sich Gott je meiner angenommen? Das ist die Probe auf seine Existenz, allerdings nicht auf den philosophischen Gottesbegriff, so doch auf den kirchlichen.

167.

Es besteht eine starke Wahrscheinlichkeit dafür, daß es einen Gott nicht gibt, aber gewiß ist, daß es das, was die Menschen für selben halten, nicht gibt.

168.

Wenn ein Gott ist, so hat er nur ein Mittel, auf uns einzuwirken und mit uns zu verkehren, die

Natur. Der Stoff ist zugestandenermaßen spröd und ungefüg.

169.

Gott ist weder in der Natur noch im Leben ersichtlich und nachweisbar.

170.

Gottesbegriff

ist ein anderer geworden — gegenständlich, da wir keiner Person die unendliche Leidenschaftslosigkeit beilegen können, die [die] gegenwärtig anerkannte Welt bedingt.

171.

Jeder Denkende muß in dem Sinne Atheist werden, daß er einen Gott, der sich um das Haarkleinste von unser jeden körperlichen und finanziellen Wohls oder Wehs sorgen soll, nicht mit der Welt und den Vorgängen in derselben zu vereinen wüßte.

172.

Es kann keine neue Religion mehr aufkommen!

Warum nicht?

Wir machen einen ungeheuren Fortschritt in der Wissenschaft, aber so weit wir blicken, ist das Material nicht genügend, um daraus auf all die sogenannten letzten Fragen auch nur annähernd genügende Antworten zu konstruieren, — es kann dann ein Moment der Ermüdung im Forschen eintreten, wo das Ziel in allweite Fernen gerückt, wo

die Unzulänglichkeit des Erkennens überhaupt gar klar erscheint, wo wir ein wenig die Arme sinken und die Gedanken ruhen lassen, und in dieser Zeit der Erschöpfung kann sich dann wohl eine neue Religion erzeugen.

Dieses Spiel hat sich nicht nur schon oft ereignet, sondern dürfte sich noch oft, vielleicht immer ergeben, denn stets reizt der Glaube zum Forschen und stets ermüdet das Forschen bis zu neuem Glauben, der Fonds des Forschens wie der Zug des Glaubens ist eben wie die Welt ewig!

Wenn nicht, was auch möglich ist — ohne aber für nächstliegende Zeiten den obigen Fall, der wahrscheinlich, zu berauben — der Zug des Glaubens eine solche Gestaltung annimmt, daß er mit dem, was wir Religion nennen, wenig Gemeinsames hat und uns wenigstens nicht mehr dafür erkennbar wäre.

*

173.

Im Himmelreich

belehrte ein siebzigjähriger Greis liebevoll einen Jüngling, welcher auf Erden sein mit 21 Jahren verstorbener Vater war, während seine Mutter, eine rüstige Matrone, erfreut daneben stand und über den ersten hübschen Gatten ihre drei andern vergaß, die sie nach ihm hatte und die dermalen weit älter waren.

174.

Ach, wir Menschen mit unserem Unglauben sind doch unendliche Male demütiger, möchte sogar sagen,

frömmer als die ewigen Landesgerichtsräte, Bureaukraten, Plutokraten und Bourgeois, die über das Leben hinaus in all ihrer Erbärmlichkeit fortvegetieren, amtieren, mäkeln und, weiß der Himmel, was, wollen!

175.

Unsterblichkeit — Jenseits (Totengespräch).

Herr Maier, Sie haben als Mann mich als Knaben einmal ungerecht verdächtigt — erinnern Sie sich? — Ich bin auf Erden vor Schüchternheit nicht dazugekommen, Sie darüber zu sprechen. Es ist mir lieb, Sie hier zu treffen, wo ich die Ewigkeit nicht angenehmer einleiten kann, als Ihnen zu sagen — — ꝛc.

176.

Im Hirn die vertrakteſten irdischen lokalen Verhältnisse, die Freundschaften und Cliquen und Feindschaften der Müller und Mayer und eine ewige Dauer! — Weggescheuert, vergeht die Existenz damit.

177.

Vergeltung, Belohnung — wozu? Mit dem beleidigenden, marternden Subjekt ist auch das gemarterte, gequälte Objekt dahin. Nur die Marter bestand.

178.

Die Pfaffen, in der Sucht, Gerechtigkeit nach dem Leben zu verheißen, schlugen über die Schnur, machten wirklich Gerechte stutzig mit der Ewigkeit der Höllenstrafen.

179.

Im Jenseits.

Wie weh müßte einer Seele geschehen, die wüßte, wie andere, die Nächsten über sie denken — wenn auch nur manchmal — und wie sie selbst gedacht! Kinder über Eltern, Freunde über Freunde, Geschwister über Geschwister! Ein Gott müßte jeder sein, um verzeihen zu können, was man gegen ihn sündigt, und selbst einen verzeihenden Gott in jedem finden, an dem er gesündigt. Ist es nicht besser, ganz sterblich zu sein und alle Schmach in ewige Vergessenheit mit uns zu begraben? Dagegen, wo vorm hellsehenden Auge jedes Unrecht so klar liegt, das wir allseits uns zufügen!? — herzwehe Schwäche!

180.

Wenn so ein erbärmlicher Schuft dahin ist und man, von seiner Existenz erlöst, förmlich aufatmet, dann soll man sich die Kanaille noch in alle Ewigkeit verlängert denken?!

181.

Was wollen wir im Himmel?

Mit den Verlorenen, Lieben, Angewöhnten wieder vereint sein!

Ratschlag, Lob, Erzählung ihr- und unserseits, was sie betraf, bevor sie gingen, uns hernach.

Freundliche Unterhaltung, ohn' Furcht der Wiederholung des Verlustes.

Viele schlössen wir von unserem Himmel aus, weil uns von ihrem.

Die Großeltern verlangte allenfalls dort, wer hier sie gesehn.

Die Urgroßeltern keiner!

Zwei Generationen weit ist man von Erd und Himmel vergessen.

182.

Da soll einer sehen, wie er im Jenseits das Kunststück zuwege bringt, ohne Körper zu leben.

Er bekommt einen andern — Er — ja, wer denn?

183.

Unsterblichkeit.

Ruhen lassen die Toten, je edler sie waren! Wer wird denn mit verklärtem Gesindel weiterleben wollen?

184.

Das Leben, das eigentlich eine Henkersmahlzeit ist, als ein Gabelfrühstück bezeichnen, ist doch zu arg.

*

185.

Es ist bezeichnend, das leere Buch auf den Särgen der Toten!

186.

Gläubigkeit

muß angeboren, angeerbt, überkommen sein, sonst ließe sich ein starres Festhalten — mit ganzer Überzeugung und aus vollem Herzen — an veraltete Kulte und widersprechende Traditionen nicht erklären.

187.

Wenn man uns nur nicht so erzogen hätte; uns Dinge für wahr und ausgemacht hinzustellen, für welche kaum eine Vermutung spricht. — Gott — Unsterblichkeit! — Mit Phantasie stellt man sich dann allerhand vor — der ohne Phantasie fühlt sich bald enttäuscht, aber auch verdorben. — Es ist ja die Erkenntnis des wenigen zu Erkennenden genug — um uns abzuhalten, das Sittliche zu verwerfen.

188.

Wenn früher dargetan wurde, daß viele Völker an ein- und derselben Dummheit, gleich im Kern, nur vielgestaltig [in] der Schale, hingen, so schien der Beweis der Wahrheit für diese Dummheit erbracht. Heute wissen [wir] wie Friedrich, daß die Zahl der Dummen nur der Dummheit Gewicht, aber nicht der Wahrheit verleiht.

189.

Religiöse und andere Konflikte.

Man glaubt, sie lachend abmachen zu können — doch in tragischer Verwicklung sterben die alten Götter und erst an den Gräbern derselben erhebt sich die Lache — eines nicht weiser gewordenen Geschlechtes — denn alternde Götter verspotten ist gefährlich.

*

190.

Manche Zeit glauben die Menschen, es wäre damit verfehlt, daß alte Fabeln nicht mehr geglaubt

würden, und das sei schuld an Verwilderung — und jetzt werden Fabeln mit aller Gewalt geschützt; es ist dann sehr gefährlich, sie bei diesem Namen zu nennen.

191.

Man kann ja doch jedem die Freiheit zugestehen, an einen Gott zu glauben, wenn dieser Gott nicht unangenehm und gemeingefährlich wird, etwa gar dadurch, daß er seinen Anbetern befiehlt, den Andersgläubigen oder Ungläubigen den Schädel einzuschlagen.

192.

Wer versteht es denn, mit welcher Stirne irgend welches Gesicht irgend wen wegen Blasphemie zur Verantwortung zu ziehen wagt, da doch selbst der Gottessohn ausgerufen: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!

193.

Vor Gott können sie nicht heucheln, was zwingt ihr sie, es euch gegenüber zu tun! Um euer Monopol, so gut wie eines für Tabak oder Salz, ist's euch, um euer Monopol zur Verwertung transzendenter Ideen.

194.

„Der Mensch lebt wie im Traum! Lassen Sie ihm den tröstlichen, daß dieses Sein nach demselben fortzuträumen sei!"

„Gern, aber er soll mich nicht zwingen wollen, mitzuträumen, und in seinem Schlafzustande nicht so um sich schlagen!"

195.

Die Religion (jedes derartige System auf den Glauben hin angenommener Lehrsätze nämlich) ist ein Schlag in das Gesicht der Vernunft, die sich sagen muß, daß sie von der Welt nichts weiß und außer dieser Existenz von keiner anderen zu wissen vermag. Die Religion ist Gefühlssache. Wehe, wo sich der Mensch allein von Gefühlen leiten läßt; daher erklärt sich, wie Grausamkeit, Laster neben sogenannter Religiosität bestehen kann. Man begreift es nicht und es wird einem wund und weh dabei, wie ein Mensch den andern um Hirngespinste willen martern und verfolgen kann.

196.

Über das, was oft angeblich zu Gottes Ehr geschah und geschieht, muß sich der Teufel freuen.

197.

Dem Geiste des Christentums, also dem Christen, entspräche es mehr, nicht gegen jene strenge zu sein, die Ärgernis geben, sondern gegen jene, die solches n e h m e n.

198.

Sonderbar, alle unheiligen Schriften haben nicht so viel Unheil über die Welt gebracht, als die sogenannten heiligen.

199.

Den Trost, das Besserwerden bringt die Religion nicht zuwege. Aber die Unduldsamkeit!

*

200.

Gestehen wir zu, wir selbst haben nie Erscheinungen aus einer anderen Welt gesehen und uns erscheint es auch gar nicht glaubwürdig, daß andere welche gehabt haben sollten.

Aus dieser Welt muß werden, was werden kann und zu machen ist. Daher für Trostbedürftige die atomistische Unsterblichkeitstheorie. Doch hielten wir gerne andere zu dem Glauben an das Übersinnliche an, wir predigen Religion aus Utilitätsgründen, wir fürchten die Massen, d. i. deren Reaktion gegen die von uns selbst erkannte und eingestandene Ungerechtigkeit der Weltordnung.

201.

Das Volk ist eine Bestie, man muß also froh sein, wenn man jemand hat, der sie zähmt und mit ihr umzugehen versteht. Es ist das eine Kunst, die er versteht und die man ihm billigerweise lohnen muß (Pfaffe).

202.

Warum soll ich einem guten Schafe, das zur Schlachtbank geführt wird, nicht den tröstlichen Glauben lassen, daß es ohne Fell und Fett und Leib zum guten Hirten auf ewig grüne Weide käme?

203.

Es bedarf nur des Sprichwortes: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand dazu", um jeden billig Denkenden zu überzeugen, daß der Atheismus von Amts wegen verfolgt werden muß.

204.

Man fördert durch Not die Religion.

„Man lehrt das Volk Jesum Christum kennen!" Je elender es ihm ergeht, je bereiter ist es, den auf das Jenseits gezogenen Wechsel für bare Münze zu nehmen, und welcher wahre Menschenfreund hätte das Herz, ihm daran Zweifel zu erwecken.

Gute Zeiten machen die Menschen übermütig, schlechte machen sie fromm, aber keine Art davon macht sie gescheit.

205.

Der Trost der Religion,

wie er immer als Heft-, Zug- und Heilpflaster auf alle sozialen Schäden geklebt werden soll!

206.

„Erbarmt euch der armen Seelen im Fegefeuer. Wunderbare Ereignisse aus dem Jenseits." Von P. C. G. Rosignoli, Priester der Gesellschaft Jesu. Frei nach dem Italienischen und Französischen bearbeitet. Mit Erlaubnis der kirchlichen Obrigkeit. VI. verbesserte Auflage. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1886.

Dazu bemerkt Anzengruber:

Wie dürftig diese Legendenbildung ist, immer bis zum Überdruß mit denselben Motiven arbeitend, und wie müssen die Köpfe geartet sein, denen dies als einleuchtende Wahrheit erscheint oder die bis zu diesem Grade des unheiligen Glaubens degeneriert werden. Man merkt ordentlich, wie sogenannter frommer Betrug oder Regierkunst die Leute bangen und fürchten machen soll vor dem

Gott der — Barmherzigkeit, damit es die Unbarmherzigen hier auf der Welt besser haben.

207.

Auf der Straße begegnen uns täglich noch die Kolonnen des Wahns und der Gewalt (Pfaffen und Soldaten), Verkehr hemmend.

*

208.

Der Spiritismus

ist die Reaktion in den schwachen Köpfen derer, die die Glaubenslosigkeit nicht ertragen konnten. Immer erklärlich, kein Mensch soll sich vermessen, über sich zu nehmen, was er nicht tragen kann! Aber diese Reaktion ist gefährlich, sie führt zum stupidesten Aberglauben des Mittelalters zurück. Die Besessenen.

209.

Magnetismus.

Die Gesellschaft hat sich entschlossen, alles Diesbezügliche zu prüfen; warten wir das Resultat der Prüfung ab. —

Ich will gehen und Philosophen fragen. —

Die vornehme Ablehnung der Doktoren erwidern die Heilmagnetiseure mit Grobheit. Ein Arzt sprach das große Wort: alle Apostel sind grob — sanfte Apostel gibt es nicht. — Sie sind ihrer Überzeugung nach Apostel einer Heilkunde.

Warum sträubt sich der Glaube gegen derlei —

warum nimmt ihn andrerseits das Glaubensbedürfnis so gerne auf, den Magnetismus 2c.?

Da ist es der Hunger nach dem Außergewöhnlichen, Ursachelosen, Übernatürlichen, dort revoltiert der Verstand gegen das Ungewohnte; wie der Glaube nach dem Ausnahmsfalle, der Lücke in den Gesetzen der Natur, ja, dem Fehlen der Gesetze hungert, so verabscheut die Vernunft die Ausnahme und besteht oft fanatisch auf der Regel.

Würde [er] aber als Tatsache konstatiert — dann müßten wir uns wohl oder übel damit abfinden, aber auf andere Weise, als jetzt geschieht. Die Erklärungen taugen weniger als das einfache: Du sollst glauben!

210.

Der Spiritismus 2c., 2c., der gegen den Materialismus aufkommen will, ist ja selbst eine gespensterhafte Fratze desselben.

211.

Ja freilich, wenn es konstatiert wär, und das will ja Hellenbach, daß der Tod nicht an das Individuum rührt, dann wäre alle Wirrsal auf das freundlichste und erfreulichste gelöst, ein wenig Töten und Quälen wäre eben ein Nichts, ein Irrtum, ein grober Spaß höchstens, und alle Tragödiendichter hätten umsonst gearbeitet und alle Weltverächter und -verklager umsonst sich mit nichtigen Schmerzen aufgedonnert, der tiefsinnige Poet der Schmerzen über menschliche Leiden gliche einem jungen Poetaster, der um ein unbekanntes Ideal sich eingebildete

Schmerzen zudichtet — ein heiterer Himmel blaute dann über der lachenden Erde und den lachenden Menschen.

212.

Der Gelehrte, der durch Spiritismus Bestätigung seines Systems sucht, der Spiritist, der seiner Fortdauer sich durch ihn vergewissert glaubt — beiden wird leichtlich Schabernack zu spielen sein, beiden wird der Zweifel als unangenehm erscheinen. Der Glaube wird auch das Absurde hinnehmen, Dogmen bilden u. s. w. Zur Prüfung taugt aber weder der voreingenommene Gelehrte noch der an die Hoffnung sich klammernde Laie.

Das ist ja sosehr menschlich begreiflich! So träumt der Mensch wirklich über dieses Erdenleben hinaus, in geänderten Zeit-, Raum- und Bedingungsverhältnissen eine Rolle zu spielen. Etwan die früheren Jahrhunderte auf einem Stern (Mars), die späteren auf der Venus nach- und einzuholen! Was soll dieser rege Spieltrieb aber das große Ganze zu berühren haben! Soll das bei der großen Verteilung der Lose der Daseinsformen in den Spielplan mit einbezogen worden sein?

Von der Fortdauer müssen wir doch gestehn, daß sie nur eine relativ angenehme Vorstellung sei.

*

213.

Sei dem, wie ihm wolle,

da die Mächte oder was man immer, als hinter dieser Welt stehend, betrachten mag, es nicht für gut

fanden, sich deutlich zu manifestieren, so daß über ihre Bedeutung und Zweck sowie über die dieser Welt kein Zweifel bleibt, so ist wohl zu achten, daß wir uns eben an diese Welt zu halten haben und an das, was uns in derselben von derselben verständlich wird; alle Träume und grundlose Spekulationen, so wie auch alle unverständlichen Manifestationen (bis auf deren Erhärtung) entschieden, wenn auch ohne Überhebung zurückzuweisen berechtigt sind, und uns hier heimisch machend, jedenfalls unsere Aufgabe, so wir eine haben, besser entledigen, als wir dies durch fruchtlose Spekulationen und unverdauliche Ideenzufuhr vermöchten.

Diese Welt!

214.

In öder Langweiligkeit und Einförmigkeit — immer dieselben Kunststückchen (Experimente) — spielt sich das Programm des Spiritismus ab.

*

215.

Wenn nun das, was sich im Gespensterspuk des Spiritismus darstellte, Wahrheit wäre —

Dann, dann wüßten wir, daß das Leben ein Nachspiel hat, so schal, trostlos, leer wie das Vorspiel selbst.

216.

Die spiritistischen Sitzungen müssen doch von der Mehrzahl, die beiwohnen, für weiter nichts als für eine amüsante Sache gehalten werden, denn wenn man die Konsequenzen aus diesen sogenannten Tat-

sachen zöge, welche nichts anderes wären, als das Wissen der Fortdauer des Menschen, so müßte sich ja samt dem Wesen des Menschen die ganze Daseinsführung, die ganze Staatsform, Religion 2c. gründlich ändern.

217.

Spiritismus.

Es heißt das die Weltunvernunft ins Unendliche verlängern.

Das macht den klugen Hellenbach doch bedenklich und er meint ein Nachleben nach diesem Sein, verwahrt sich aber und sagt nicht: ein ewiges.

218.

Was dem einen recht ist, muß dem andern billig sein. Sind wir in Zellen maskierte Existenzen, so ist es auch die Blattlaus 2c. (Hellenbach.)

*

219.

Hellenbachiana.

Und da stehen wir: Ich habe nach Hellenbach kein Recht, die Existenz und Wahrhaftigkeit der spiritistischen Phänomene anzuzweifeln, ich habe keinen Experimenten in dieser Richtung beigewohnt, er fordert mit derselben Überhebung, die er anderseits den Professoren vorwirft, unbedingten Glauben an seine Forschungsresultate, an seine und der Zeugen Unbefangenheit, er schließt von seinen Schlüssen den Irrtum einfach aus.

Ich glaube nicht daran, bis ich es selbst gesehen habe, das ist ihm ein alberner Ausspruch. Gut, beugen wir uns, warum sollen wir dem so humanitär denkenden Manne nicht das Zugeständnis machen, das wir zum Beispiel dem nächsten Arzte als Laien machen, daß er es besser verstehen muß, geben wir die Richtigkeit der Experimente zu, kann er sich aber als Experimentator nicht getäuscht haben? Nein, behauptet er. Gut, wir haben eben nie experimentiert, also auch zugegeben, die Täuschung ausgeschlossen. Kann er sich aber nicht da getäuscht, geirrt haben, als er auf Grund seiner Experimente und Erfahrungen Schlüsse zog und so weitgehende Schlüsse zog?

Das System, das er auf diese Experimente bauen will, das ist nicht herausexperimentiert. Das ist nicht wissenschaftlich.

Es ist zu weit geschlossen, daß diese Manifestationen von andern Wesen herrühren müssen, es ist zu weit geschlossen, daß wir vor dem Leben existierten und darnach existieren werden, daß wir einen geistigen Organismus im leiblichen eingeschachtelt trügen, das wird nicht bewiesen, das erhellt nicht aus den fliegenden Gitarren, aus spielenden Werken, aus verschwundenen Büchern und Tischen, nicht einmal aus erscheinenden Händen, Füßen und ganzen Gestalten.

Weil —

Und weil über diese Experimente hinaus solche Behauptungen aufgestellt werden, welche sich nicht

auf das Experiment stützen können, weil all diese Erklärungen mangeln, die das sich mit allem Denklichen in Widerspruch Setzende erklären, eben darum scheuen auch ganz ernste Männer vor einer in solchem Falle fruchtlosen Untersuchung zurück. Ist das Ganze „Spuk", dann erklärt derselbe nichts, als daß unter Umständen Störung der von uns verstandenen Naturgesetze eintreten kann, und um solche Störung und Ursache aufzuhellen, ist der gerade Weg, die immer tiefere Forschung nach dem Gesetzlichen, richtig, um dahin zu kommen, das Anormale einmal erklären zu können; mit dem Unverstandenen zu beginnen, ist fruchtlos.

Vom Normalen muß ausgegangen werden, durch die Kenntnis der gesunden Denkkraft sind wir zum Verständnis der gestörten gelangt, umgekehrt mag das schwer zu bewerkstelligen sein.

Darum, wenn man jetzt noch den spiritistischen Phänomenen scheu ausweicht, so erklärt sich das aus den ganz unglaubbaren Schlüssen, die auf solche Experimente hin aufgebaut werden, und in dieser Hinsicht wird von allen zu weit gegangen.

Ein Enthusiast ist ein schlechter Prüfer, in aller, nicht nur in dieser Hinsicht, denn er ist voreingenommen und sieht gerne, was er zu sehen wünscht.

Hellenbach zitiert einen Spruch Kants so häufig, daß er einem im Ohre nachklingt, auch von dem Mißtrauen gegen die spiritistischen Aufstellungen gilt: Man muß nicht alles glauben, was die Leute sagen, aber auch nicht, daß sie es ohne Grund sagen.

220.

Hellenbachiana.

Hellenbach behauptet, kein Spiritist zu sein — glaubt aber das Dasein einer anderen Wesenreihe (Spirits) konstatiert zu haben.

Er will natürlich weder Materialist noch Pessimist sein.

Er will es nicht gelten lassen, daß die Keimzelle den Organismus aufbaut, sagt aber (V. d. M. Bd. 1, S. 254): „im Keime liegt nichts als eine determinierte Disposition. Der Einfluß der Abstammung ist aber dennoch größer, als man glaubt, da die Keimzelle das Material ist, aus welchem der ganze Organismus aufgebaut wird".

Also dieses Material, dem nicht das Aufbauen selbst gelingt, hat doch merkwürdigerweise die Kraft, Fehler, Tugenden, Körperformen der Eltern zu vererben.

Seite 348.

„Die Beschaffenheit der Eiweißverbindungen scheint einen maßgebenden Einfluß auf Temperament, Energie und dadurch auf das ganze Leben zu haben."

Nach Hellenbach ist der Mensch bereits vor der Geburt als intelligibles Subjekt vorhanden, und als solches baut er aus dem vorgefundenen Materiale, dem Zellenhaufen, seinen Organismus. Nun vererbt auf ihn von den Eltern ein Höcker, verdammte Geschichte, das liegt im Materiale, er muß es aufbauen, oder ist das intelligible Subjekt schon von — wenn es so zu sagen gestattet ist, — von Haus aus

höckerig, so daß nur bucklige intelligible Subjekte sich von solchen Eltern zeugen lassen? Der Höcker kann nicht gleichgültig sein, das intelligible Subjekt kann über Aufforderung eines Mediums sich projizieren müssen, da muß der Höcker auch mit sichtbar werden, wie ja sogar Schuhzeug mitwirkt und den metaorganischen Fuß mit dem phänomenalen einschnürt, denn der Fußabdruck, den Professor Zöllner erhielt, zeigte einen solchen Fuß mit (unter Hades' Mitwirkung) ineinander geschobenen Zehen; mehr noch: daß sich Hände und Füße projizieren, ohne Handschuhe und Schuhzeug — gut — sehr begreiflich, Geister, Metaorganismen tragen keine Gewandzeuge, denken wir — gefehlt: wenn sie sich in ganzer Gestalt zeigen, tragen sie Kleidungsstücke. Hellenbach erschien ein orientalischer Kopf mit Turban, also projizieren sie auch die Kleidungsstücke, die sie im Leben trugen. Warum? Aus Schicklichkeitsrücksichten? Ist doch nicht notwendig; ich glaube, sie könnten ohne Gefahr nackt erscheinen —

Wenn sie aber die Kleider nicht projizieren, wie kommen sie dazu? Oder besser gesagt: hinein? Stehen wir doch da auf einem Standpunkte, der fast materialistischer ist, als ein Materialist sein kann.

In welcher Form endlich erscheint ein schon in mehrfacher Gestalt dagewesenes Individuum oder, Hellenbach'sch gesprochen, welchen von verschiedenen Leibern projiziert ein öfter als einmal eingekörpertes, intelligibles Subjekt? — Den letzten?

Hellenbach ist kein Pessimist, wünscht aber wohl, seine ersten Atemzüge wären Chloroform gewesen.

Hellenbach ist ein Kind der Zeit, unserer Zeit, er vermag es nicht, sich zu irgend einer positiven Religion zu bekennen, er vermag nicht auf dem Standpunkte des Materialismus stehen zu bleiben. Andere, Haeckel mit der Zellenseele, Jäger mit der Geruchstheorie, vermochten es auch nicht. Er kann den Pessimismus nicht festhalten, so wenig er sich rückhaltlos dem Optimismus hingeben kann, was sehr verzeihlich ist. Diese Weltanschauungen verlangen eine konstante Stimmung — wer hat die? Er will auch kein Atheist sein — aber Gott läßt er aus dem Spiel — und ist es praktisch, wie J. Duboc es nur theoretisch ist. Er mißtraut der Wissenschaft, dem, was er ihre Vorurteile heißt, und zugleich fordert er zur wissenschaftlichen Untersuchung der spiritistischen Phänomene auf. Eines aber, das auch in der Zeit liegt und das diese verklärt, findet sich auch in ihm und da haben wir den voraussehenden, den klar darlegenden, den guten und edlen Menschen in ihm — den Humanistiker! —

Der Derwisch, der aus Dankbarkeit jemandem eine Prophezeiung übergibt, die selbstverständlich eintrifft — was nützt sie wenn nicht zu ändern steht, was vorausgesehen wird? Und kann man daran ändern, so ist's eben keine Vorhersage. Freilich, der Derwisch zeigte seine Kunst und frägt nicht weiter.

Wenn man Zukünftiges vorhersagen kann, so ist es Bestimmung, der Mensch ist unfrei, wo bleibt da die Verantwortlichkeit für seine Taten? Wo ohne diese die sittliche Reinigung durch das Erfahrene? Verstehe ich Hellenbach recht, so setzt er eben voraus,

die Verantwortlichkeit wäre etwas ganz anderes, etwa das Schmerzgefühl, in das sich das intelligible Subjekt durch die Taten der von ihm dargestellten Person, seiner Erscheinungsform, versetzt fühlt —

Ein krummer Weg, Gerades zu erklären.

*

221.

Die Suggestion.

Jeder kann sich jetzt darauf berufen, daß ihm wie Tugenden, so auch Laster suggeriert wurden.

Ja, die Ärzte sind jetzt Wohltäter, sie suggerieren dem Patienten, der leidet, daß er keinen Schmerz und nur so und so viel Pulsschläge in der Minute haben dürfe. Und er hat jene nicht und diese präzis. Sie suggerieren dem Trunkenbold Abscheu vor geistigen Getränken und er wird Wassertrinker. Sie suggerieren dem Schürzenjäger Abneigung gegen das weibliche Geschlecht.

Das goldene Zeitalter bricht an. Die Ärzte suggerieren allen Medien Tugend, Pflichttreue 2c., alle wünschenswerten edlen Neigungen und Eigenschaften und die Welt wird zum Paradies.

Nur, wer kein Medium ist, der stehle weinend sich aus unserm Bund!

Aber kein Mißbrauch!

222.

Ist es gar so ungereimt, vorauszusetzen, daß fester, bloßer, alleiniger Wille auf Gedanken und Handeln anderer beeinflussend wirken kann?

Keine Magie — aber Gedanken müssen doch etwas sein! So gut elektrische Ströme wirken, so —

223.

Wie der Begriff des Raumes strenge gebunden ist an das Nebeneinander der Dinge, so ist es der der Zeit durch die Aufeinanderfolge von Geschehnissen; sobald ich vom Raum die Dinge, von der Zeit die Geschehnisse abstrahiere, sobald hebe ich beide Begriffe auf. Könnte man die Geschehnisse räumlich, d. i. im Nebeneinander sehen, so wäre Voraussage möglich. Das Sehen gleichzeitiger Ereignisse (Fernsehen) ist nichts so Besonderes, als daß es uns stutzen machen müßte. Da haben wir ganz ebenso unerklärliche Erscheinungen schon konstatiert und machen kein Aufhebens davon, da wir sie gewöhnt sind.

224.

Diese Vorhersage macht den Glauben an eine Vorherbestimmung naheliegend und dieser entbindet uns, was die Lebensführung anlangt, von jeder Verantwortlichkeit. (Auch der Materialismus tut das durch die Verleugnung des freien Willens.) Ist es denn da nicht edler, in dem Wahne und Irrtum hinzuleben, der Mensch sei frei und folglich verantwortlich?! Ethischer ist die Lebensführung des sich seiner Handlungen verantwortlich Erklärenden gewiß. — Die Reue wäre eine ungeheure Dummheit.

III. Das Leben ohne Gott

225.

Es war ein allerliebstes Faseln über die Weisheit der Natur.

Wie z. B., daß sich die Fische nicht in heißen Quellen aufhalten, daß der Äther nicht so dicht ist, um die Planeten aufzuhalten.

Man sieht nun endlich doch ein, daß das bestehende Nebeneinander sich nach und nach eins dem andern anbequemt und angewöhnt hat und daß, was sich nicht hätte bequemen können, auch gar nicht hätte entstehen, geschweige denn, fortdauern können. Es ist nur entstanden, was unter gegebenen Verhältnissen werden konnte.

Eingerichtet wurde da nicht, es hat sich vielmehr alles eingerichtet, eines für und auf das andere.

226.

Die Natur hat weise ... dem Arbeitsmann rauhe Hände gegeben.

227.

O welche Wohltaten spendet die Natur ohne Dank und welche Greuel übt sie ohne Furcht und Reue!

228.

Die Natur ist grausam, sie fragt nicht darnach, ob der Mensch sich krank arbeitet oder lumpt.

229.

Krankheit heißt:

Der N. N. wird nach den unbekannten Paragraphen des Strafgesetzes der Natur seiner unbe-

wußten oder bewußten Übertretungen der allweisen Verfügungen — denn Nichtkenntnis entschuldigt hier nicht — zum Leiden verurteilt und vielleicht zum frühzeitigen Tode begnadigt.

Über sich ergehen lassen muß man's und dem Tod so oder so muß jeder einmal ins Auge sehn.

230.

Wir denken uns die Welt auf Zwecke hin erbaut und furchtbar verwundet den, den es trifft, die Erkenntnis unbarmherziger, zweckloser, grauser Zufälligkeiten oder Geschehnisse: ein Kind getötet, gefallen 2c., 2c. Im Werden liegt vielleicht ein Zweck oder Ziel — der Selbstzweck ist Selbstfopperei.

231.

Welträtsel.

Ob überhohe Weisheit darin liegt oder überhoher Unsinn — wenn ich erstere nicht begreife, so habe ich das Recht, das Ganze für letzteren anzusehen.

232.

Es macht vielleicht den Menschen demütig denken: du müßtest nicht werden! Du bist eine resultierende Erscheinung, die ebenso gut sein könnte wie nicht. Die Kraft, die dich bildete, das Leben deiner Eltern ginge freilich auch gesondert nicht verloren — aber diese Sonderung negierte deine Erscheinung, du bleibst eine Voraussetzung, für den Fall, daß sie sich gefunden hätten — du mußtest nicht —

Auch ohne dich bestand die Welt, sie würde auch ohne dich fortbestanden haben.

Sie bedarf daher speziell deiner Kontrolle und deines Wohlbehagens und Wohlgefallens nicht.

*

233.

Zu viel hat sich die Welt in die Bücher hineingelesen, da trübe Zeiten gleichsam die Weltflucht zum Genusse machten, nun aber ist es gefährlich worden, die Welt in den Büchern wird für wahr genommen und das schädigt.

Man muß sich wieder heraus- und in die *wirkliche* hineinlesen.

234.

Alle bisherigen religiösen und philosophischen Kosmogonien und Systeme decken sich weder mit dem Wenigen, was uns im und vom Totalen der Erscheinungen zu erkunden möglich, noch viel weniger mit den Einzelheiten, die uns alltäglich *umfluten* und die wir die gemeine Wirklichkeit nennen.

235.

Was wäre denn das Leben, wenn es nicht eben dieses selbst und nur allein dies wäre?

236.

„Keine Kraft geht verloren in der Natur, sie setzt sich in eine andere um. Warum sollte das mit der Lebenskraft nicht der Fall sein?"

Freund, die ist das Ergebnis des Zusammenwirkens verschiedener Kräfte. Setzen die sich um, so heben sie *dies* Ergebnis auf und ist das Ergebnis

ein anderes. Die Kraft bleibt, aber das Resultat wechselt.

237.

Es ist doch höchst sonderbar, daß es bisnun so ziemlich gelungen ist, dem Menschen die Einbildung beizubringen, er wäre ein anderer als er selbst, der sich tastet, fühlt — seine Nase nicht die seine, sondern die eines andern, und er nicht die Nase wie alles andere seines Körpers.

238.

Was ins Sein tritt, erscheint in dieser höchst realen Welt wirklich, wahrhaft, in Stoffen, aus Stoff und muß daher, was nicht ausbleiben kann, bei Prall und Stoß leiden, bei Kitzel und Streicheln sich wohl fühlen — außer wir gehen einmal vierdimensional einer durch den andern durch (-- daß es raucht).

239.

Die Anschauung ist falsch, als dränge sich das Leben aus der Erde, es drängt sich von außen, vom großen All herein an sie, flutet in alle sich bietenden Formen und entwickelt diese. Hebt, zerstört, vom neuen an. Diese Existenz (die irdische) ist eine Unterbrechung des ursprünglichen Seins durch eines in anderer Form, der Übergang in dieselbe; aber eine Unterbrechung dieser Existenz ist nicht die des Seins, das drängt herein, flutet nicht einmal herum, denn der Organismus ist gleichsam nur ein selbst sich erbauendes Gefäß, das den Inhalt aufnimmt;

der Töpfer fertigt gleichsam im fließenden Wasser den Krug, der sich füllt von selbst, zerschlagen, aber nicht leert.

240.

Alles betrachtet, wie es ist, als ob nichts weiter dahinter stäke, wovon viel gefabelt, aber nie etwas entdeckt worden, ist alles so klar und einfach — wenn auch wenig erfreulich.

241.

Und denke dir, nun zu dieser Stunde in dem Orte, wo du wohnst, geschieht das und das im Haus, im Wald, auf der Flur. Und weiter, was geschieht nicht alles zur selben Stunde im Nachbarort, da wird geboren vom Menschen abwärts bis zum Wurm, und da stirbt's, und da krümmt sich's unterm Schicksal und unterm Fußtritt, da fällt es in den Teich und da ersäuft's in einem Wassertropfen — und halte fest, was da geschieht, was geht in derselben Stunde vor im Lande, im Weltteile, auf der ganzen Erde?

Schwindelt dir's nicht?

Dazu die Sterne, was geht dort wohl vor auf den Myriaden?

Tauch in deinen Tropfen, tolles Aufgußtier, und lasse dir wohl oder wehe sein, — aber vermesse dich nichts.

242.

Die Natur bietet uns leider keinen Standpunkt außer ihr, sonst — sie läßt sich so einfach an — hätte sie vielleicht gar keine Geheimnisse für uns?

243.

Die Erscheinungen um uns beobachtet der Mensch, sie müssen sich so oder so in irgend einer Weise verhalten zu dem uns bekannten Ganzen, zu dem uns formulierbaren Einzelnen unter gleichen Umständen muß sich das Gleiche ereignen, das Gleiche ergeben, und wenn nicht, so kann diese Änderung nicht ohne Grund sein, die Störung, die die Umstände verändert, muß sich auffinden lassen; wir gelangen auf diesem Wege wohl nicht zur Erkenntnis der Erscheinungen, deren uns viele ihrem Wesen nach unerklärlich bleiben, aber wir gelangen zur Erkenntnis ihrer Äußerungen, die unter gleichen Umständen gleich beschaffen sind, wir erhalten Kenntnis von der Gesetzmäßigkeit all und jeden Verlaufes. Das Gesetz gefunden für diese Störungen und Ereignisse (spiritistische Vorgänge), dann kommt uns damit, sonst schaudert der Gläubige wie der Ungläubige davor zurück, beide meiden den Spuk.

244.

Wer forscht, ob das, was ist, etwas anderes ist, als es ist, verliert offenbar seine Zeit; es ist, was es ist!

245.

Eher wird es nicht gut, bis die bisher um das Leben sich mühende Menschheit des Unsinns ernstlich müde und toll wird!

Schafft den menschlichen Unsinn ab und dann seht der Natur ins Auge!

246.

Wir haben durch tiftelndes Denken uns weit abführen lassen von dem graden Denken. Welche Umwege hat die Wissenschaft, in alte Theoreme verrannt, gebraucht, um auf den einfachen Gedanken z. B., der so klar und offen daliegt, der vom natürlichen Verstande längst erfaßt und ausgesprochen wurde, zurückzukommen, daß die Sonne nichts anderes ist, als was sie sich klar darstellte, uralters her, — ein Feuerball?!

247.

Das Leben ein Schatten, ein Traum —

Das ist poetische Verklärung: das Leben ist eine brutale Tatsache.

248.

Die Welt wurde nicht, die Welt *wird*.

249.

Philosophieren ist recht hübsch, aber z. B.: Wenn wir tifteln, hinter den Erscheinungen müsse etwas stecken (außer den Erscheinungen eine Welt sein, ohne solche) und in jeder Erscheinung doch etwas in Erscheinung treten, so vergessen wir, daß wir da ein Wortspiel treiben und Erscheinung nur als Wort einen Begriff, den wir im Kopfe haben, deckt: etwas Un-, Außer-Erscheinliches, der Grund-der-Erscheinung-sein, der Anlaß zu allem 2c., 2c.

Wie Begriffe in den Kopf kommen, ist allerdings auch eine wohl aufzuwerfende Frage — aber — Vorsicht beim Forschen!

250.

Die Personifikation: „Natur“ — wie, was, wo, wann ist das?

251.

Auch der Unsinn muß aufhören, Frankreich, England, Deutschland, Rußland, Vaterland, Tod und Krankheit als ebensoviele persönliche Begriffe aufzustellen.

Was ist, das ist, allerdings, es wirkt der großen Staaten Dummheit so gut wie die einer Person, aber trotzdem ist es keine.

*

252.

Es heißt beim Menschen leider: Friß, Vogel, und stirb!

253.

Ohne zu zittern — schreibe ich es hin, was Tausenden ans Herz greift: Es wird aus und gar sein! Wohin sollte es denn auch? (Wie es geworden, wird es aufhören.)

254.

Das Sterben.

Es ist doch sehr natürlich — wenn auch eine herbe Wahrheit! Ich möchte nur wissen, was eigentlich Vernünftiges dagegen vorzubringen und einzuwenden ist? Daß der tote Mensch so tot ist wie eine tote Milbe!

255.

Die bittersten Tränen, die ein Mensch weint, sind die eines Todkranken, der um seine Lage weiß und am Leben hängt — ein Herzweh! — Man kann andere Tränen oft nicht trocknen, diesen gegenüber ist der Mensch ganz machtlos. O Schmerz!

256.

Die Majestät des Todes in seinem Schweiß, Unflat rc. kennen gelernt; man könnte ebenso gut von der Majestät der Geburt reden!

257.

Er saß neben der Leiche des zerschmetterten Kindes, vor Grauen lallend, sich schüttelnd oder vom Fieber angefaßt. — Nur bei Sinnen für das Einzige, das Fürchterliche, das Gräßliche.

258.

Mutter.

„Ich bitte Sie, lassen Sie mich gehen" — so sprach die arme alte Frau und faltete die mageren Hände bittend, „ich bitte Sie, lassen Sie mich"! — sagte sie ängstlich zu dem Arzte, der eine Operation, Anbohrung, vorschlug.

Ja, es gibt eben solche Gefühle von herzdrückender Wehmut — das uns nichts lehrt als unsere Ohnmacht, mit der wir herzbrechendem Unsinn dummer Gewalten wehrlos gegenüberstehen — und dieses Gefühl will keiner reproduzieren — es ist gräßlich, daher das Gegenteil von schön — es lehrt auch gar nichts.

Und doch, ich halte es fest! Leidet mit oder ersinnet eine Ausflucht, da herauszukommen.

259.

Tod.

Wenn man von all dem Unsinn losgeschraubt ist!

260.

Tod.

Der Tag, wo einen die Sonne vergebens sucht. Dem drückenden, quälenden Rätsel des Seins entronnen. Friedlich — entledigt und erledigt.

Die Friedhofstüren sich hinter uns schließen und die Blumen über uns schwanken.

261.

Der einzige Trost — für mich ein wahrer — daß ich dir nichts Liebes mehr in Rede und Tat erweisen kann, ist der, daß du das alles freilich nicht mehr bedarfst.

262.

Chiavaccis Mutter: Gestern war ich schon tot, das war gut! Sie haben mich wieder aufgeschrien.

263.

Alle erhabenen Schwärmereien zielen nach einem endlichen Zustande vollkommenen Gleichgewichtes — alle Widersprüche und Gegensätze, das Böse, löst sich im Guten auf, alles wird selig und zufrieden, und damit dies ohne Dauer, ohne Furcht vor einem Aufhören sei, erlischt auch die Zeit. Was wäre dies für ein Zustand, wenn es nicht eben keiner mehr wäre?

Der Tod ist es! Und was alles verspricht, das hält großmütig bis auf das kleinste — das Nichts! Und so verklärt die Menschheit mit ihren tiefsten Sagen, mit ihrem heißesten Sehnen und Ahnen, mit ihrer ehrbarsten Liebe den dunklen Feind, den sie im frohen Lichte der Sonne am meisten scheut.

264.

Eines kann allein der Mensch: mit vollem Bewußtsein den Schauer des Todes überwinden und für andere in den Tod gehen.

265.

Ewige Nacht! Warum scheut man sich, in selbe unterzutauchen? Kein Empfinden — ah, Schrecken! Ein halboffenes Auge, um zu sehen, ob die Welt noch im Sonnenschein liegt oder Nacht, ob sie sich noch regt, die rege Welt.

266.

So bist du ins Urewige zurückgesunken!

*

267.

In ein Vorwort.

Unsere atheistisch trostlosen Bemerkungen. O ihr leicht durch Worte Beleidigten, die ihr Ruhe findet im Gewöhnlichen, weil ihr ferne von Elend, Not und Gedanken als Troß hinter den Schlachtreihen steht, nehmt doch uns, die wir in dem „Kampf ums Dasein" in den vordersten Reihen schlagen, nach einer graß einschneidenden Wunde den wilden Aufschrei nicht übel!

268.

Vorwort zum Werke: „Es ist Religion, an keinen Gott zu glauben.“

Ach! Du darfst nicht den Wehschrei aus der Brust lassen, der dich erfaßt, wenn du mit allem Grauen des Taumels dich auf der obersten Stufe der Leiter der Geschöpfe erblickst, in böseſtem Sinn, kein Halt oben — in die Luft zu greifen und unter die Sprisse.

Dem zwecklosen Werden und Vergehen! Du sollst nicht sagen, daß du dich schlimmer fühlst wie das andere Getier, das sein Aufhören nicht ahnt, kein Sehnen kennt, kein Ahnen. — Nein, denn du hast einer Konfession, einem Staate, einer Gemeinde anzugehören — der Natur nicht. — Du bist kein Geschöpf, du hast als dieses nicht zu klagen — als anderes verbieten es ohnehin die Gesetze. Aber Geschöpf hast du dich nicht zu fühlen.

269.

Sentenz.

Was fragt ihr Lebenden nach dem Reiche des Schattens! Solange ihr im Reiche des Lichtes wandelt, begehrt nicht, wovor sich dieses abwendet, was es scheut. *Solange ihr im Reiche des Lichtes wandelt, seid Kinder des Lichts!* (Großangelegtes Werk.)

270.

Gegenüber der Unermeßlichkeit des Alls und unserer Unbedeutendheit und Vergänglichkeit erfaßt uns ein stolzes, trotziges Gefühl des Seins. Das

ist das Rechte. Dieweil wir leben, haben wir weiter eben nichts zu tun und keine Rücksicht als die auf die große menschliche Gemeinschaft.

271.

Es ist Religion, an keinen Gott zu glauben — ihn glauben, heißt ihn lästern.

272.

Es ist Religion, an keinen Gott zu glauben!

Wer ihn dem Un- und Wahnsinn der Welt gegenüber glaubt — der lästert ihn.

273.

Hexenprozesse.

Es ist Religion, an keinen Gott zu glauben!

274.

Nach allem ist es doch besser, wäre es besser, was auch das Resultat des Weltprozesses sein möge, das Sein wäre nicht — niemals! Wozu der Schein — die Welten für verzappelnde, elende Wesen?

Das Leben macht sie toll, wer kann es ihnen verdenken?! Fernab dem Sein — objektiv fragen: was soll das Ganze? Wer außen stünde, ergötzt es den?

Ein herzloser Gott — also lieber keinen annehmen. Es ist Religion, keinen Gott zu glauben!

275.

Wenn alles (Sehnen, Streben — Tränen rc.) umsonst wäre?!

Nun dann getröste dich! Sei umso stolzer dann!

276.

Jahrtausende hat der Mensch die Fühler in die Ewigkeit ausgestreckt, jetzt zieht er sie bescheiden in der Erkenntnis zurück, daß er dort nichts zu verrichten habe.

277.

Der Atheismus mußte ja kommen, und wäre er grundfalsch, so erscheint er unserer Lage und Voraussetzung derzeit als Wahrheit, als diese ist er auch aufgenommen, als solche auch verwunden worden.

278.

Es ist merkwürdig, wie die Menschen, die überzeugt sind, daß es keinen Gott gibt, böse, ja erzürnt auf ihn dieses Umstandes wegen sind, für den ihm doch keine Schuld beizumessen ist.

279.

Es wird wohl ein Geschlecht kommen, das sich ganz mit dieser Welt zufrieden gibt, das mit dem „Ans Licht!“ und dem „Ins Dunkel!“ sich abfindet. In uns spuken eben die alten Traditionen und Hoffnungen nach, in uns ist eine Verbitterung gegen das Dasein erwacht, von dem wir uns mehr versprachen, als es selbst verspricht, und die hat den Pessimismus großgesäugt.

Wir befinden uns in der Lage eines jungen, sonst soliden Menschen, der sich an einem Weibe getäuscht hat, von dem er eben zu viel erwartet, und darüber beschließt, zum Lumpen zu werden: das Leben genießen. Die nach uns werden's nicht vergeuden, aber sich auch nicht täuschen.

Ich bin 44, habe keine Illusionen mehr und mache mir wenig Hoffnungen, weder irdische noch überirdische. Die Philosophen sind Schriftsteller — und wie solche bilden sie lichte oder düstere Weltbilder.

Der Mensch ist geboren, es liegt sehr nahe, daß er stirbt.

Freilich, der Tod, wie die Dinge liegen, wäre sehr vernünftig, aber das Geborenwerden bleibt ein Unsinn.

Die Wissenschaft, ja, sie müßte den Unsterblichkeitsglauben erhärten können, dieses Bedürfnis der Zeit rief ja die spiritistischen Experimente hervor.

Gott ist unnachweisbar.

Die Emanation des Geistes in den allgemeinen ist nur eine Umschreibung der Vernichtung. Sich darein ergeben ist die Vernunft des Weisen, aber das macht die Sache nicht vernünftig.

Aber eines verbleibt, die Verpflichtung menschlichen Zusammenhaltes, derzeit auch die Hochhaltung der Nationalität, durch deren Hochhaltung dem Fortschritte mehr gedient ist als durch einen nebelhaften Kosmopolitismus, dessen Bekenner nur ausgesaugt, ausgemerzt würden.

Es liegt ziemlich klar für jeden, der sehen will: geboren werden und zu sterben — und keine Zweck-Idee vorfindlich.

Also, Menschen, vertragt euch!

P. Diese Ulkmacher und Esel sollten ewige Existenzen sein? Allerdings muß auch ich mich mit ihnen bescheiden, ich bin nicht aus anderem Stoffe. Aber,

auch der Weiseste — was ist sein Wissen und seine Weisheit? Sein Wissen ein durch mangelhafte Sinnenapparate aufgenommenes Bild der Welt. Seine Weisheit Beobachtung seines und Umgang mit seinem Geschlechte! Für weiter, für das All von keinem Nutz.

281.

Ihm gefällt diese Welt so, daß er ein Schuft wird, um ja wieder strafweise inkarniert zu werden.

282.

Der Gedanke, der seinsfrohe, seinsbehagliche.

Wie oft waren wir vielleicht schon da?
Wie oft werden wir noch wiederkommen?

*

283.

Gott mußte mit den Menschen sozusagen auch menschlich reden, daher für frühere Zeiten etwas Offenbarung sein konnte, das es in solcher Versinnbildlichung für später längst aufgehört hatte zu sein.

Es ist aber das Gegensätzliche näherliegend und verständlicher, nämlich daß der Mensch einfach seine Gedanken Gott unterlegte. Wenn es noch seine besten waren, verlief die Sache ohnehin noch günstig.

284.

Die alten Heilande trösten nicht mehr, jede Zeit braucht ihren eigenen und der neue, unserer, würde nimmer in den alten Mythus hineinpassen.

285.

Stellt die Religionen auf den Kopf! Kein Gott hat für die Menschheit sich geopfert — diese leidet für ihren Gott — die Kreaturen gebären ihn aus sich! Sehnsuchtsweh! — Geburtsweh! Wann kommst du, Schmerzenskind des Alls, wann lächelst du, Weihnachtsfest des Alls? O Wahn!

286.

Pessimisten.

Was haben wir dabei zu tun, wenn die Erde, die Natur, die Welt keinen Zweck für uns hat? Wozu die Müh und Qual und Entsagung und Opfer? Wenn Faulen das Ganze ist?

Lieber Freund! Das ist der letzte Egoismus des Menschen! Besser können wir nicht sein als das, was ist, seien wir gut, wie dieses in seiner Art ist, seien wir ohne Frage getreu und wenigstens besser als die Götter, die nicht uns, die wir schufen.

287.

Opfer.

Es liegt ein tiefer Sinn in der Idee, alle Mächte des Lebens, gute wie böse, durch Opfer, und nur durch Opfer, gewinnen und versöhnen zu können! Nur müssen Opfer nicht den himmelfernen Göttern dargebracht werden, der einzelne muß sie der Gesamtheit bringen wie diese dem einzelnen. Der Mensch der Menschheit, diese dem Menschen.

288.

Keine gewaltige Idee?

Was soll denn aus der Welt werden?

Nichts anderes, als wie immer und allzeit gewesen, das, was der Mensch aus ihr macht.

289.

„Die Götter sterben."

Aber der Gott im Menschen, der sich auflehnt gegen das Häßliche, Verderbliche, Gemeine — der stirbt nicht.

290.

Da rufst du die Götter an in deiner Not, hast du aber Hilfe je anders als durch Menschen kommen sehen oder das Verderben anders als durch sie?

„Wir sind Werkzeuge der unsichtbar Waltenden."

Wir sind Blindwaltende, selbst Dämonen, verkörperte, sind die Menschen.

Nichts ist hienieden als hienieden, von anderswo greift nichts ein.

291.

Menschgott muß es heißen, nicht Gottmensch!

*

292.

Der heilige Mann kann sündigen, der weiß, wie man Sünden wieder abschütteln und losbringen kann, aber so ein glaubensloser Sündenbock — das ist gar schändlich!

293.

Pfaffen, Philosophen sagen: Zu trösten, nicht zu helfen bin ich da!

294.

Kann ein Atheist ein andächtiges Gefühl haben? Ja! Eine große Tat, die er oder ein anderer tut — intensive Lebensfreude, Kunst und Naturschau, bei welcher das Rätsel des Lebens in freundlicher Form herantritt, Bewunderung —

295.

Durch den krassesten Unglauben und die Kloake der Unsittlichkeit muß die Menschheit hindurch, um der Lüge, die den Glauben vorschützt und erhabensten Ideen entgegensetzt, ein Ende zu machen. Vom Standpunkte des christlichen Glaubens aus ist der Krieg ein Unding; solange aber bloß Leiber geopfert und Seelen einem besseren Jenseits zugeführt werden, hat der Ehrgeiz der Großen und die unvernünftige Wut der Massen immer eine Entschuldigung. Ist mit dem Leben alles aus, so entfällt diese vollkommen. Ebenso die geschlechtlichen Beziehungen. Die Bande ganz gelockert, muß es zur Auswahl führen, nicht zur Ehe mit Krüppeln, geistig oder leiblich, und Verkaufs- und Versorgungsehen.

296.

Erde und Himmel.

Das beste Absehn: hier seine Pflicht tun. Für ein höheres Ziel müßte man reifen!

297.

Ein bedeutender Mann

vor dem verstümmelten Körper eines Unbedeutenden, Mannes aus dem Volke, der, sich dem allgemeinen Besten opfernd, in qualvollen unvermeidlichen Tod ging: „In dieser Hülle war ein Geist, riesengroß, aus dem etwas spricht, wie die Größe [des] Alls, die Güte!“

298.

Wollt ihr immer durch die eiserne Rute (Krieg und Not) gepeitscht werden zur Kultur — oh, kommt zu uns, mit weicher Mutterhand führen wir euch — wenn auch durch glaubenslose Wüsten — bis ans Ziel — — —

299.

Nutzen des Sterblichkeitsglaubens.

Erst wenn das Leben, als Leben, endlich begrenzt, als alleiniges, als Zweck des Daseins an sich betrachtet und aufgefaßt und darnach alle Institutionen, Meinungen 2c. geändert werden, wird die Entwicklung des Menschen in jene Bahnen gelenkt, welche das Individuum wirklich so veredelnd ausbilden kann, daß sie einer Dauer über dieses Leben hinaus würdig erscheinen dürften.

300.

Der Mensch — die Welt entgöttert — enttäuscht! Entgöttern und vermenschlichen! Das sind die neuen Ziele.

301.

„Da klingt der ‚Schönbrunner Walzer‘, von einem Werkel gespielt, zu mir herauf.

Ach, als er das erste Mal erklang und die Paare zur Tanzlust elektrisierte —! Von all den fröhlichen zuschauenden Alten, von all den jungen Männern und Frauen, deren Augen im Tanze blitzten, deren Pulse hoch in Lust schlugen, deren Füße sich im Takte zierlich schwangen, ja selbst von den halbwüchsigen Kindern, die mit großen Augen das glänzende Schauspiel im glänzenden Saale anstarrten, von allen, die von diesen Rhythmen umwogt wurden — alles — blanke Knochen!“

„Doch gut gelebt zu haben —“

„Tor, du bist längst vergessen, wenn du erst so weit sein wirst wie diese!“

„Dann doch aus Selbstachtung, aus Ekel vor dem Gemeinen! Ohne Kontrolle von oben!“

Mein armes, großes, verkanntes Geschlecht!

302.

Das Sein.

Ein endliches oder unendliches — der Mensch steht dem als etwas Unfaßbarem gegenüber, er ergibt sich darein in Furcht, in Aberglauben, in Hoffnung, in Resignation, dann aber in Vertrauen: das ist und nur das und er mit dem. Und da fühlt er Ehrfurcht. An einem unermeßlichen Abgrunde schreitet er sicher dahin, von der Leuchte des Seins glimmt auch sein Ich in seiner Brust an und in Andacht beschließt er, was er auch sei, gut zu sein!

Ohne Bürgschaft, daß das Sein irgend einen Willen habe, nimmt er den auf sich und es ist das der Wille zum Guten.

303.

Predigt.

Es fragt sich nicht, wie hat Gott die Erde geschaffen? — vorerst fragt sich's in erster Linie: was haben wir aus der Erde gemacht? — und da gibt die heilige Schrift Auskunft: mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es zu einer Mördergrube gemacht!

304.

Es gibt eine Art, dem Menschen noch übers Grab hinaus Lieb und Treu zu erweisen, an seinen Kindern nämlich, die ja wahr- und leibhaftig ein Stück von ihm sind, das fortlebt.

*

305.

Atheistisches Gebet.

Unter all diesen Lastern und Schwächen, unter all diesen häßlichen Flecken und Schmutzschichten schlägt ein Herz, das in der Stunde des Wehes sich zusammenkrampft und entweder uns unseres Abscheues vergessen macht oder ihn mildert.

Darin liegt die sittliche Kraft dessen, was wir als Übel und als allgemeines Elend bezeichnen und dem wir — wir erkennen es — nur zu steuern vermögen durch die allgemeine Liebe, die uns dermalen noch wie ein loses Band umschlingt und deren wir uns

endlich ganz bewußt werden mögen: damit es bei unserem Handeln und Unterlassen heiße: im Namen jener allgemeinen Liebe, die uns alle verbindet, Amen!

306.

So ist der Mensch alleingelassen unter dem weiten Himmel — schließt euch in dieser Erkenntnis zitternd aneinander, weinend, trotzig, wie ihr wollt — ihr seid alleingelassen!

Schließt euch aneinander, wie Kinder, die fürchten, wie Mitleidende, wie Helden, aber schließt euch aneinander! Außer euch weder Heil noch Unheil. Das andere tötet — ihr nur quält —

307.

Über uns herrschen Leidenschaften, aber in der Masse (Volk), da liegt's, da ringt's von unten, aus allen Mythen ergießt sich's nach oben — und das ist die gleiche Verheißung, der Glaube an der Menschheit Einheit: eine Sprache, ein Volk, ein Glaube —

308.

Die Gruft.

Mitten in der Stadt!

Fern, ganz dumpf der Straßenlärm — Vergänglichkeit! Wir sollten sie doch vor Augen haben! Uns stets erinnernd an vergangene Zeit und an die vergehende. Bürger von einst und jetzt — der Kommenden gedenkend. Einer ganzen Welt gedenkend, einer ganzen Welt lebend. „Gedenk!" ist besser als:

„Vergiß!“ Wie heimlich ist die Erde für den Gedenkenden, der an alle Zeit anknüpft; ein Traum, schlafwach, ist sie für den Vergesser.

309.

Die Künftigen.

Gott beschütze und behüte euch vor unserer Gemeinheit.

310.

Krieg ... Blut ... und Elend und Jammer!
Bestien, lernt euch endlich vertragen!

311.

Den Menschen ist die *Menschheit* noch ein zu weiter Begriff.

*

312.

Die Natur öffnet tausend Augen, um sich von allen Seiten zu bestaunen, tausend Herzen, um sich ihrer zu erfreuen, und das ist Sünde, diese Augen zu feuchten, diese Herzen zu quälen.

313.

Seid unendlich barmherzig gegen alle Geschöpfe!

Es ist da etwas, das leiden und sich freuen kann, in jedem Geschöpfe — was es ist, wer weiß das? Es ist wohl das Geschöpf selbst — aber was ist dieses?

314.

Wie mild klingt: „Richtet nicht!“ — Wie hart lautet der Nachsatz: „damit ihr nicht gerichtet



werdet!" Nun, auch ohne Furcht vor dem Gericht: Richtet nicht!

315.

Nicht die Natur, nur der Mensch kennt Erbarmen, aber nicht oft läßt er es walten.

316.

Ich habe mir vorgenommen, die Menschen nicht mehr ernst zu nehmen, aber ich werde diesem Vorsatze stets untreu, wenn ich sie leiden sehe.

317.

Es ist wohl wahr, daß alle Nachsicht und Erbarmen mit Schwächen und Verstößen gegen sittliches Herkommen und Schäden in der Gesellschaft aus eigener moralischer Einbuße und schmerzlicher Erfahrung an andern herstammen.

318.

Roheit.

Der weinende, mißhandelte Besoffene.

Ich möchte dem kindisch weinend Klagenden nicht diese kindischen Tränen erpreßt haben.

319.

Das Gemeingefühl.

Ihr könnt alle Religionen hinwegdenken — der Materialismus mag die Menschheit beherrschen. Eines jedoch, das Hohe, das Heilige, das Göttliche, das in dem Menschen selbst steckt, das könnt ihr nicht hinwegleugnen. Darin liegt die Liebe und diese Liebe findet einstens ihren Tag, durch alle Tor-

heiten, Greuel und Fluchwürdigkeiten des vergangenen Zeitalters glänzt ihr Licht, durch die Qualen der Scheiterhaufen — —

Ist auch dies Traum? Ist auch dieses Glück Illusion? — Sie wird bleiben, in dem Herzen des letzten Menschen erst vergehen.

*

320.

Poesie, Religion, Kunst.

In seiner Art baut jeder Mensch über Zeit und Ort, Erde und Gegenwart hinaus in eine Zukunft, von der man sich keine Vorstellung zu machen im stande ist, ob er sie transzendent oder in den Dingen träumt.

Auch der Sybarit vom letzten Genuß auf den kommenden.

321.

Wer zu schaffen den Trieb hat, wird schaffen, ob er an die Ewigkeit seiner Schöpfungen glaubt oder nicht; wer sudelt, wird sudeln.

322.

Es ist doch erhebend zu sehen, daß es Leute gibt, besonders junge, die noch für eine Idee (Freiheit, Vaterland) in den Tod gehen.

323.

Jeder Mensch hat im Leben wohl einen Augenblick gehabt, wo er den göttlichen Funken in seinem

Innern zu spüren vermeinte, und dem bei diesem Gefühle das Herz warm geworden war.

324.

Die neue Richtung, die nur auf den Erwerb hin gerichtet ist, vor welcher Richtung das Streben nach sogenannten geistigen Gütern zurücktreten muß, sie ist auf dem Wege, auf das beste den Unwert und die Nichtigkeit dieser anderen Güter zu erweisen.

325.

„Weisheit für diese Welt und die Verhältnisse der auf die Oberfläche der Dinge beschränkten Wesen wie wir."

Donnerwetter, diese beschränkten Wesen sind immerhin die geistvollsten des Alls, die wir kennen. Stelle mir doch Exemplare hin anderer Gattung!

326.

Wir leben so schlecht, sterben fast Hungers, weil der Vater an einem unsterblichen Werk schreibt.

327.

Arme Ideologen! Ein Gutes aber spricht doch für euch: ihr könnt für eure Dummheiten in den Tod gehen, das können die Weisen für ihre Klugheiten nicht.

328.

„Ausgehungerte Stubenhocker."

„Wissen Sie, was Sie diesen ausgehungerten Stubenhockern verdanken? — Das bißchen, was Sie vom Tier unterscheidet!"

329.

Das Märtyrertum hat seinen Reiz.

Das Leben abstreifen für den alleinigen Inhalt, den wir ihm gegeben!

Es ist gewaltig, eine Kraft, die bestaunt wird von allen, die warm fühlen, von allen, die an die Gewalt des Menschengeschlechtes den Glauben nicht verlieren wollen!

Erhaben über sein Los und dessen Meister —

*

330.

Beruhigung

über all die auffällige Unverläßlichkeit, den Unbestand des Seins, einen Zusammenhang in das lose Gefüge der Vorfälle, einen zweckbewußten Akt der Vorsicht in die Gleichgültigkeit der Natur gegen einzelner und ganzer Völker Geschicke, das alles versuchen die Mythen der Kulte den Menschen zu bieten.

Auch auf anderem Wege — Philosophie, Kunst — versuchte man den Menschen über die Beschränktheit und den Druck seines Loses hinwegzutäuschen. Man beschäftigte das Kind, daß es nicht bange; viele haben noch viel Zeit, sich zu fürchten.

331.

Wer dichtet, philosophiert, naturforscht, der ist in sich nicht ausgeglichen, mag die Krankheit ihm eingeimpft oder angeflogen sein.

Ein Mensch, der des Rätsels sich begibt, welches das Dasein an und für sich ist, der dichtet, philosophiert, forscht nicht. Nur das Schöne in den Künsten, nur das Nützliche in den Wissenschaften vermag ihn, aber nicht bis zur Produktion, zu begeistern. Denn auch Gestalten ist ihm kein Trieb. Die Perle ist eine Krankheit der Muschel, es soll die Umhüllung störenden Stoffes der Weichschale weniger weh tun.

332.

Es ist freilich ganz richtig: ist diese und nur diese Existenz die meine — was geht mich das All und seine Entwicklung an? Ich habe doch damit nichts zu schaffen und Gefühle wende ich erst ganz unnütz dafür auf.

Der Mensch will sich da wieder etwas anschmeicheln, da der persönliche Gott immer fragwürdiger erscheint.

Ja, der Genuß der Literatur und Kunst — es ist das eben keine Botschaft!

333.

Wenn die Mücke, die Nachtlampe für den Urquell alles Lichtes haltend, sich hineinstürzt, so ist ihr Irren verzeihlich, denn die Mücke ist ein Vieh — obwohl immer noch fraglich, ob sie sich nicht die Füße wärmen will und dabei verunglückt.

334.

Religion und Sitte, nur das Palliativmittel gegen das Elend des Daseins.

335.

„Bedenken Sie!"

Da haben wir schon ein Bedenken! Denken wir nicht und nichts! Ich glaube, der Mensch maßt sich ohnehin eine ihm gar nicht zustehende, eine Verlegenheiten bereitende Aktion an, wenn er denkt. Er ist gar nicht dazu auf der Welt und diese auch nicht dazu da.

336.

Wer nichts denkt, dem widerspricht nichts, er hat keine Qual des Ausgleichens der Gegensätze, er nimmt die Welt so selbstverständlich wie sich selbst. Ein Soldat, der von dem Feinde sagt: „Ein braver Kerl!" und sehr erfreut darüber ist, ihn erschlagen zu haben.

337.

Auch unter den Menschen ist das Animal (der Viehkerl), das nicht voraussieht, was kommt, und sich in alles, was und wie es auch sei, gleichmütig zu schicken weiß, das glücklichere Geschöpf.

338.

Gut, glücklich, gesund

kann der Mensch sein, ohne darum zu wissen.

339.

Mancher hat das Bedürfnis, zu etwas aufblicken zu müssen, ein anderer will auf etwas heruntersehen können. Wem erscheint das Leben an sich, ohne etwas dahinter, lebenswert? Lebenswert nur vom Standpunkte seiner Erlebnisse etwa —

340.

Die Lebenszeit, so kurz sie ist, ist doch immer noch zu lang für ihn, er muß durch Religion, Stellung, Kunst beschäftigt werden.

Leben allein, das kann er nicht.

*

341.

Die Welt, wie wir sie betrachten, ist keineswegs das Resultat eines willkürlichen Schöpfungsaktes, vielmehr das eines kaum auszudenkenden Entwicklungsprozesses. Alles, was geschehen kann, geschieht, und alles, was werden kann, wird.

Alles, was sich zuträgt, das geschieht nach Normen, und was sich entwickelt, ebenfalls. Die Norm entstand durch Anpassung. Ob das All, die Welt Zweck hat oder nicht . . .

342.

Sogenannte Ideen wachsen, variieren und verkümmern gerade nach denselben Gesetzen wie der Organismus.

343.

In der menschlichen Vernunft und deren stufenweisem Fortschreiten — erst sieben Planeten, der Mond dazu, oben und unten, die Sonne ꝛc. — — — — — — ist es offenbar die Natur, welche sich auf sich selbst nach und nach besinnt.

344.

Vom Anbeginn war Lust, die gesucht sein mußte, und Schmerz, der auf allen Wegen lag und dem



man mit allem Aufgebot auswich, die Motoren der Entwicklung.

Entwicklung ist sonach ein Gesetz.

Es kann allerdings eine ganze Kultur spurlos untergehen, ein ungeheurer Aufwand an Kraft verloren sein für immerdar.

Unsere Pflicht aber, ob wir nun gläubig oder ungläubig sind, ist, nach Erkenntnis dieses von der Natur — fast möchte man sagen — offener als jedes andere dargelegten Gesetzes, dasselbe, das heißt die Entwicklung, nach allen Kräften zu fördern.

345.

Trost.

Materialismus, Glaubenslosigkeit — welche Zeit! Alle Ideale der Menschheit erstarren!

Befürchtet das nicht!

Das Schöne kann nicht untergehen: das Erhabene nicht, das Lächeln nicht! Die Wehmut nicht und nicht die Sehnsucht! Ruhig liegt das All, wenn dir im Busen Friede ist — und vertrauend blickst du hinaus, ein Kind dieser großen Mutter selbst, nicht wissend, wem oder was du vertrauest — in treu erfüllter Pflicht. — Schlafe!

346.

Ist das „Werde“ Notwendigkeit, dann ist selbst Gott nicht frei.

347.

Jede Idee, sie mag dumm oder klug, falsch oder richtig, nützlich oder schädlich sein, muß sich aus-

wirken, bis sie sich klar in diesen Eigenschaften erweist. Eine, ich möchte sagen, verhaltene Idee führt zu nichts als zu einer Neubildung, die oft mehr Gefahren und Mühseligkeit im Gefolge hat als die ununterbrochene Fortbildung.

348.

Ideen waren schon oft vor uns da, welche jetzt nun wieder neu sich in den Vordergrund drängen, gewußt war schon manches, das wieder verloren ging, aber verbreiteter sind schon heute die Ideen, eingehender und spezieller schon heute das Wissen. Wer es aber nachrechnet, wie lange eine Idee braucht, um als Einrichtung oder Gesetz praktischen Wert zu gewinnen, der wird über die Zähigkeit des Stoffes erstaunen, den es zu bearbeiten gilt, wie anderenfalls über die Beharrlichkeit, womit die Ideen wiederkehren.

349.

Wenn man reformieren will, muß man sich geradezu auf den Boden der Wirklichkeit stellen und rückhaltlos deren Voraussetzungen anerkennen und mit ihren Möglichkeiten rechnen.

Philosophie und Kunst können vorbauen, aber die Reformation nicht informieren, sie sind die Bewegungskraft, die Maschine selbst ist die praktische regulatorische Wirksamkeit des Reformators.

Nur wo die Voraussetzungen hinfällig geworden und ein Zustand, der ihnen nunmehr widerspricht, aufrechterhalten wird, tritt oft elementarerweise die Abhilfe auf und führt gewöhnlich über das Ziel

hinaus. Die Verantwortung für dies Verderben tragen die, welche die unhaltbaren Zustände aufrechtzuhalten versuchten, sei es aus Dummheit oder verbohrtem Eigensinn, welche angenehme Vetterschaft schon viel weltgeschichtliche Dummheiten verursacht hat.

350.

Wie langsam die Aufklärung fortschreitet.

Einst: Volneys „Ruinen" ꝛc.

Man sollte glauben, alle diese in diesen zeitgenössischen Büchern ausgesprochenen Ideen müßten schon längst Gemeingut geworden sein. Und eine Menge unnützer Kraft wäre dadurch schon heutzutage der Disputation entzogen, aber die Worte sind vergessen. — Und die unvernünftige Leidenschaft arbeitet heutzutage noch mit den alten, grauen, nebulosen sogenannten Beweisen nach wie vor und verschreit die Gegner als — — unmoralisch! Auch ein Beweis!

351.

Die verlorenen Bibliotheken.

Glaubt ihr denn, die Ideen sind verloren gegangen?

352.

Anselm und Ludwig Feuerbach.

Letzterer wurde von seinem Vater nicht begriffen, wenigstens seine Wege nicht gebilligt — und doch sind die Ideen und Gedanken, das Streben unserer

Kinder jedenfalls konsequent ausgeführte und schlummernde — und so können wir auch nie sagen, daß wir uns in die Gedanken, das Fühlen und Wirken der Kommenden hineindenken, hineinfinden können, da uns unsere eigenen Kinder durch die überbrachten, in ihrer Anlage und Ausarbeitung nur fort- und vorgeschrittenen Gedanken fremd werden können.

353.

Wenn es nicht gestattet wäre, gegen mißbrauchte Autorität aufzutreten, dann wären die erhabensten Vorgänge der Welt-, respektive Menschengeschichte ein abscheulicher Irrtum gewesen, und einen Irrtum gibt es da überhaupt nicht, denn es geschieht alles nach Gesetzen. Daß, diese Gesetze unterlaufend, sie aber nicht aufhebend, der Irrtum den einzelnen begleitet, ist richtig, dieser letztere aber selbst entstammt Beweggründen, die wir entweder nicht sehen oder nicht sehen wollen. Veranlaßt ist jedes Vorgängnis, das Verderbliche liegt oft darin, wenn Menschen sich von dem Nächstliegenden bestimmen lassen; das ist freilich das Erklärlichste, weil Zurückgreifendes schwerer zu verfolgen ist.

354.

Offenbarung.

Es kommt eine Zeit, wo all unser gewaltiges Ringen wie ein Spiel der Kinder erscheint, wo heranwachsen alle Keime und wir in die Kindheitsgeschichte der Menschheit fallen.

355.

Die Lumpe, Schelme und Schwachköpfe, die sich eurer hohen Mission widersetzen, rechnet nicht!

Also die Mehrheit wird nicht mitgezählt?!

356.

Ach, der Ehrliche, der sich mit ganzer Seele und vollem Opfermut für ein Ideal einsetzt — ihm alle Achtung! — um sich zu täuschen! Die Helfer, die Macher, die Streber verkehren's ihm unter der Hand, versauen es, vermengen's mit Altem, wie die Heidenpriester das Christentum, und machen Geschäfte damit.

357.

Wie wir bei der Betrachtung der Zustände früherer Zeiten lachen — sei es wehmütig oder ausgelassen — so werden spätere Geschlechter über die Zeiten lachen, die wir erlitten.

358.

Das Böse.

Das Bestiale tritt zurück, das Mildere hervor. Die Welt wird besser.

*

359.

Also, Weltall, du unangenehmer Säuerling!

Die Rechte der Phantasie —

Sie spielt jetzt mit Wage, Meßtisch, Quadranten, Retorten, optischen, physikalischen, mechanischen zc.

Instrumenten und baut wissenschaftliche Legenden. Entwicklungstheorie, monistische Weltanschauung — also brauchen wir einen Stoff. Edison der Zauberlehrling. Die Spiritisten, welche das Experiment selbst für eine andere Welt anwenden wollen. Den einen Stofftraum nebst andern. Bild in die Ferne zaubern, träumte ich schon lange (Zauberspiegel). Andere Sagen wurden schon wahr. In der Legende liegt immer etwas drin. Aber vorsichtig! Die Phantasie! Die Ahnung ist die Tochter der Phantasie, die Mutter der Legende, aber nicht die Großmutter des Experimentes.

360.

Anzengruber klebt eine Notiz über die Erfindung des „Fernblickers" vom 28. März 1883 auf und notiert: 27. 3. 1883. Lese soeben, daß das Elektroskop, ein Fernblicker, eine Art Zauberspiegel erfunden sei. Sei diese Nachricht nun wahr oder nicht, so ist sie im letzten Falle nur verfrüht, nichts anderes.

Es war mir schon lange keinen Augenblick zweifelhaft. Kann man durch Drähte, in Chinin oder Zuckerlösung gelegt, bitter oder süß der Zunge „telegraphieren", ist überhaupt der galvanische Strom im Körper — und es hat allen Anschein darnach — der Vermittler der Seh-, Hör- und Geruchs- 2c. Empfindungen, so muß sich auch Bild und Ton 2c. übertragen lassen durch ihn.

Der nun schon ein Jahr tote Arzt Welker hat mich, als ich behauptete, man werde Bilder telegraphieren können, ausgelacht.

Die Übertragung von Kraft im mechanischen,

rohen Sinne des Mechanismus auf den Hebel, der den Stift beim Telegraphieren bewegt, lag nahe. Man kann aber auch, wie wir sehen, viel kühner sein, nicht nur auf dem Gebiete des Galvanismus, sondern allüberall, ohne sobald an die Grenze des Möglichen zu stoßen. Die Natur arbeitet mit ganz minimalen Stoffteilen und Kraftentwicklungen. Hier liegt noch viel!

Mittun konnte ich da freilich nicht, dazu fehlte mir das eingehende Wissen, das Vertrautsein mit der betreffenden Materie, das ohne fleißiges Experimentieren ein Unsinn.

Dazu hatte ich nicht Mittel noch Gelegenheit.

Es war mir sofort erklärlich, was das Problem der Luftschiffahrt anlangt, daß sich Ballon und Korb, zwei Stücke, nicht steuern lassen. Ein Stück mußte es sein. Man wird hier zur Konstruktion von Flügeln für einzelne zurückkehren müssen.

Die Alchimie — das heißt die Möglichkeit der Erzeugung der Metalle — schien mir immer glaubwürdig. Gold und andere Metalle konnten keine einfachen Stoffe sein, dem widerspricht zu viel, vor allem die Laplacesche Theorie.

Das In-den-Mond-Sehen — war eine geplante Ungeheuerlichkeit. Aber sie ist vielleicht anderweitig nützlich und anregend.

Die Farbenphotographie braucht nur ein Fixiermittel.

Ich glaube auch, daß sich durch einfache Belichtung Bilder auf Metallplatten erzeugen lassen, die dann, behandelt und fixiert, druckfähig werden.

Ich plante eine Setzmaschine, die die Lettern auf einem Rade trägt, in eine Form abpaßt, die gegossen werden kann und somit die Letternunmasse erspart.

All das stelle ich uneigennützig Fachleuten anheim und mache keinen Anspruch auf Konvenienz.

361.

„Das zukünftige Medizinal- und Chirurgiesystem

wird mit Leichtigkeit Eingriffe in den Körper gestatten, prophylaktisch und hintennach Mittel geben, die alle schädlichen mikroskopischen Organismen rc. entweder fernehalten oder zerstören und ihrem Wirken Einhalt tun und den Schaden durch Herbeiführung des Status quo ante, des gesunden Zustandes, gänzlich aufheben und wettmachen. Es wird dazu kindisch wenig bedürfen, den Organismus auf den normalen Zustand zu reduzieren oder hinaufzubringen. So eine Art Lebenselixier! Haben sich so viele Träume der Menschheit schon erfüllt, die Zauberspiegel rc., warum nicht auch dieser?

Ja, es wird gelingen, den Menschen, das Individuum auf seine Keimstoffe zu reduzieren und ihm durch künstlichen Befruchtungsakt eine Wiedergeburt zu ermöglichen."

„Herr!" sagte der Hörer aufstehend, „jetzt wird es mir zu bunt! Ich danke für Ihre Freundlichkeit. Es hat ohnehin länger gedauert, als ich erwartet. Übrigens, was Spaß daran, das kommt nur auf die Zukunft an. Wer's erlebte, so'n Wiedergeburt!"

„Sie wäre jedenfalls verfrüht, wenn Sie darauf reflektierten!"

362.

Moderne (Welt-) Menschen.

Sie reisen. Nirgends heim[isch], aber auch nirgends zufrieden. Früher pferchte man sich ein. Nun wird man nach und nach merken, daß es in dem einen Pferch nicht viel anders aussieht wie in dem andern. Das ist gut zu wissen, wie die Unterschiede, die in Gegend und Sprache liegen, zu lernen. Zuletzt wird man sich bescheiden und genügen lernen wie die Urahnen.

Aber man wird mehr wissen.

363.

Neuere Naturforschung, Sternenphotographie &c.

Der Kreis der Beobachtung und Betrachtung wird erweitert, aber der der Erkenntnis nicht!

IV. Die neue Sittlichkeit

364.

Die goldenste Regel wäre wohl: Lebe so, daß du nichts vor niemandem zu verheimlichen wünschest.

365.

Das Sittliche.

Sobald diese Idee des hehren Sittlichen in der Natur erkannt, im Staate bekannt und gepflegt wird,

haben alle Kulte ihre Berechtigung verloren, denn nicht Furcht und Hoffnung, das Gefühl des Edlen und Schönen bestimmt sodann die Handlungen des Menschen. Allerdings sollen diese Handlungen, da der Mensch, wie neuerdings behauptet wird, keine Willensfreiheit hat, auch unberechenbar sein, ich aber schreibe dem fanatischesten neueren Stoff-fatalisten doch so viel freien Willen zu, daß er über Ehrabschneidung und Diebstahl die Anzeige macht, gesetzt, diese wäre nicht auch unfrei. Er fühlt, er sollte sie unterlassen, das Objekt ist unschuldig, aber auch er zeigt unfrei an.

366.

Gut und böse

sind keine Begriffe für das Allgesamte. Wir müssen einen Kreis strenge umschreiben; um zu diesen Begriffen zu kommen.

Keine Vaterlandsliebe ohne genaue Grenzbestimmung 2c., 2c.

Da, im engen Kreise richtet sich nun die Bezeichnung nach der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit für das Begrenzte und die Eingeschlossenen. Und es sieht fast aus, als gäbe es da in der Natur, sobald wir die Beschränkung aufstellen, auch gut und böse. Tiere und Pflanzen haben Freunde und Feinde, Erhalter und Zerstörer, und eine Anerkennung von Freund und Feind geht durch das Tiergeschlecht; der Feind ist böse.

Sobald die Grenzen aufgehoben werden, der Kreis aufgelassen wird, zerfallen sofort wieder diese Be-

griffe. Gut und böse besteht nicht in der Allgesamtheit.

367.

Es ist gewiß, daß eine gute Handlung uns selbst genugtut und daß gewissermaßen somit die Menschenliebe bei jedem Menschen selbst anfängt; indes muß der aber auch darnach sein; von einem, der die Selbstachtung verwirkt, das Vertrauen auf sich eingebüßt hat, läßt sich auch nichts für andere erwarten.

368.

Tolstois „Über das Leben". Kritisiert einer den Satz: „Die einzige vernünftige Tätigkeit des Menschen ist die Liebe." Jedoch nicht Liebe zu Weib, Kindern, Freunden, Vaterland und Wissenschaft. Natürlich nimmt sich der Kritikaster dieser Liebe zu Weib, Kindern, Freunden, Vaterland und Wissenschaft an. — Das ist ja alles im letzten Grunde doch egoistisch.

369.

Gewissen

ist individuell.

Es ist der Zwiespalt, in den sich jemand mit dem idealen Bilde, das er sich von seiner Lebensführung macht, durch irgend eine Handlung versetzt fühlt.

Wo jegliches ideale Bild fehlt, da tritt das ein, was wir Gewissenlosigkeit nennen.

Feine Menschen machen sich über geringe Schwächen und Fehler oft die schwersten Vorwürfe. Ja, sie schämen sich zum Beispiel der natürlichen Verrichtungen als entwürdigend.

Bei anderen Naturen ist dieser Zwiespalt ein äußerlicher, ihr Gewissen ist mit dem Ehrgefühl mit Bezug auf das Urteil anderer verknüpft und sie empfinden nur eine Schädigung ihrer Ehre, falls eine Tat ihnen die Verachtung der Welt zuzieht (Furcht vor Verlust).

Andere fürchten nur die Folgen einer Tat vom Standpunkte des weltlichen Strafverfahrens. Ihr Gewissen ist Furcht vor Entdeckung und Strafe.

Ein sehr geringer Grad von Gewissen.

Ganz roh animalisch dahinlebende Naturen halten alles für erlaubt, was ihnen das Behagen ermöglicht, erleichtert, erhöht, und halten selbst die Strafe für ungerecht.

370.

Indem wir die physische Welt genau und eingehend betrachten, kommen wir auf alle sittliche Wahrheit.

371.

Im Tun und Lassen ist stets die Übung des Guten, das Meiden des Verwerflichen nicht nur das Verdienstliche, das Ratsamste, es ist schließlich auch immer das Vernünftigste.

Der Lockung, der Leidenschaft folgen, statt ihr auszuweichen und sie zu bekämpfen, macht uns untertan unsern Trieben und diese versetzen uns in die mißlichsten, oft entehrendsten Lagen und wir stehen dann als ebenso dumm wie schlecht da.

Die Klugheit rät, gut zu sein und zu bleiben, selbst wo unser Gewissen keinen Widerspruch einlegen würde.

372.

Aus Mord im großen hat sich noch nie ein Mensch ein Gewissen gemacht.

Er sieht ja auch keine einzelne Tat in ihren Folgen für einzelne, er sieht Taten — deren Folgen sich in den Wirkungen auf Massen kundgeben.

Napoleon hat sicher — wenn er auf St. Helena unruhig schlief, dies aus Kummer über seine damalige Lage getan.

Die Hunderttausende, die für und gegen ihn starben, beschwerten wohl kaum seine Seele.

373.

Natur fordert keine Enthaltsamkeit, aber sie straft auch das Übermaß.

Tugend im ethischen Sinne kennt sie nicht; diese hat der Mensch erfunden, um vielen Konflikten auszuweichen und den Frieden sich nicht zu stören, denn das Gewissen ist das Unbehagen, das uns befällt, wenn wir selbst das Gleichgewicht der Verhältnisse anderer zerstört haben und nun die Unsicherheit der unseren uns dabei klar wird.

374.

Es ist zweifellos, daß eine materialistische Auffassung des Lebens und Seins ohne irgend welche ethische Regung (Gewissen und Mitgefühl) das Dasein des Menschen zu einem ganz würdelosen und höchst elenden machen könnte (geschehen ist geschehen, Verantwortung gibt es überhaupt keine), aber es ist auch gewiß, daß sich die Menschheit mit jener Ansicht wesentlich geschadet hat, die alles

in das transzendente Leben verlegt: dort sollen unsere Zwecke und Ziele liegen. Das Hier zählte dabei gar nicht oder lediglich als Betstube. Ein Kind braucht nur zu sterben, dies zu erreichen.

375.

Das Gewissen

ist das Bewußtwerden der Verantwortlichkeit — das die tote Natur nicht haben kann. Sie ist das Unverantwortliche. Sie belebt sich aber und in den Lebewesen erwacht — in verschiedenen Graden — das Gefühl der Verantwortlichkeit. Es resultiert aus der Einwirkung eines Wesens auf das andere.

376.

Das Erdbeben auf Ischia.

Der Galeerensklave, aufopfernd arbeitend zur Rettung Verschütteter: Das war ja der Jammer der Einförmigkeit, Inhaltslosigkeit des Lebens.

Gebt mir immer zu tun, wo Unvernünftigkeit und Unheil hereingebrochen —

Ich werde es gut machen und darin Vernunft finden und selbst gut und vernünftig bleiben. Aber in die Welt ohne Taten (Farbe) paß' ich nicht —

377.

Ich entsage aus krassestem Egoismus, da nicht alle Genüsse unter den von mir gewünschten Modalitäten zu haben sind.

*

378.

Das Sittliche.

Das Sittliche liegt sonach im Nachahmungstrieb und in der Auslese der Beispiele, es ist das mehr oder minder entwickelte Schönheitsgefühl für die Lebensführung.

379.

Keinen Sinn für Schönheit der Lebensführung, nur für den Kampf! Es gibt eben im Kampf um das Dasein graziöse Fechter und plumpe Dreinschläger. Hilf, was helfen kann!

380.

Es ist sehr traurig, wenn man in der Lebenslage sich befindet, sich selbst immer der Nächste zu sein.

381.

Wie gut sind ganz unverderbte Kinder. Sie verstehen die Laster und Abscheulichkeiten der Großen gar nicht. Wie sind sie gegen Schwächen nachsichtig, die sie belachen.

382.

Wer das Laster nicht kennt, braucht auch von der Tugend nichts zu wissen.

383.

Unsere Reine. Charakter.

Das tröstliche Gefühl für uns, um das Dasein eines herzlieben, unverdorbenen Wesens zu wissen.

384.

Man hat eigentlich nicht soviel Respekt vor der Tugend und den tugendhaften Personen. Die Achtung rührt daher, daß man die reine Phantasie, das schöne, unbefleckte Bild einer Welt, wie sie sein soll, das sie in sich tragen, bewundert.

385.

Man muß den Mut haben, der Wirklichkeit in das Auge zu sehen, in ihr ist die Sünde nicht schön, sondern herzbeklemmend.

*

386.

Moralgesetz.

Ihr seht zwei Tiere sich entgegentreten, beide betrachten sich mißtrauisch. Sie sehen beide, daß sich verkehren läßt, keines tut dem andern was. Um Fraß raufen sie sich, um Weibchen ... Es kostet wohl auch im hitzigen Kampfe ein Beest des andern Blut und Fleisch, und findet es Geschmack daran und kann es den Gegner bewältigen, so frißt es ihn auch auf. Dieses Ausforschen, Zurückhalten, Kräfte-Messen und Gebrauchen ist der ganze Inhalt des menschlichen Moralgesetzes.

387.

Sittlichkeit

liegt hauptsächlich darin, allen Konflikten auszuweichen, die später uns oder andere beunruhigen könnten. Wenn eine Spanne Lust die Ruhe eines ganzen Daseins kosten könnte, ist es meine Pflicht,

die Spanne zu opfern. Die Vernunft ist doch allerwegen das Beste! — Auf dem einfachen Wege der Billigkeit führt sie uns zur einfachsten und gesündesten Moral.

388.

Hirn- und herzlos.

Man meint, es gäbe auch geistreiche Schurken, gewiß, aber vernünftige nicht! Alle Vernunft plädiert für Sitte, für Achtung der Rechte anderer zc. Und zwar bloß aus vernünftigen Gründen, indem dieses sittliche und rechtliche Verhalten in all und jeder Weise klug und nutzbringend ist.

389.

Jeder Mensch sein eigener Richter, das wäre schlimm, da könnten sich die Freisprechungen ordentlich mehren, aber die Zeitläufte bringen manchen dazu, sein eigener Nachrichter zu werden, und das ist gut.

*

390.

Man muß auch die mit schwacher Vernunft denken lehren.

Das — dieses Erziehungssystem ist das einzige, was not tut.

Man muß endlich die Einsicht gewinnen, daß Dumm und Schlecht eins ist.

Der Dümmste muß zu der Ansicht gebracht werden, daß schlecht Handeln dumm gehandelt sei, schon den Folgen nach, die es bringt.

Es ist dies fürs erste kein idealer Standpunkt, aber er ist praktisch: ob einer aus angeborener Rechtlichkeit oder aus angelernter kalter Berechnung und Überlegung eine Schlechtigkeit ungetan läßt, ob sie ihn anwidert oder nur unklug dünkt, das bleibt praktisch für das Endergebnis gleich.

Der ideale Standpunkt ergibt sich dann von selbst, der Aufbau einer guten Gesellschaft aus der nur materiell schlauen, vernünftigen.

Die Gemeinschaft umschließt und umfängt uns vom frühen Morgen bis in die Nacht: Wasser, Licht, sanitäre und öffentliche Anstalten ꝛc. Daß dieses Gemeinwesen des einzelnen Wesens bedarf, daß Sonderinteressen nur in seinem Rahmen, nicht wider dasselbe bestehen dürfen, daß das Gemeinwesen wirklich ein Wesen sei, dessen Struktur aus unzähligen Einzelwesen gebildet wird, das muß rückhaltslos erkannt werden.

Und es muß zur Fortentwicklung dieses Gemeinwesens an die Stelle des fortwährenden Stauens und Dämmens, Hinhaltens und Schwankens ein festes System der Erziehung zur Fortentwicklung treten, das mit der Konsequenz der Jesuiten verfolgt werden muß.

Jede nächste Forderung, die in der Gemeinschaft auftaucht, macht sich vorahnend schon merkbar. Es ist notwendig, die Menschen, soweit jeder dazu angetan, also selbst den Geistesschwachen, zum Gebrauch der Denkfähigkeit anzuhalten. Es ist ein schwerer Irrtum, zu glauben, den einzelnen und der Gesamtheit zu nützen, indem man die Leute bei guter Dummheit erhält. Es ist aber ein Verbrechen,

wo sich die Zeiten darnach anlassen, daß ein Kompromiß nötig wird. Entweder schlägt sich die Dummheit auf Seite des Fortschrittes, aber nur weil der (die Bestie) diesfalls zu zerstören gezwungen ist, und die Anarchie tritt ein, oder sie schlägt als blindes Werkzeug ihre Freunde und hemmt die Entwicklung, fordert für die Spanne Aufschub Blut und Opfer, ohne die Ursache der Bewegung selbst aufzuheben. Aufgeschoben — nicht aufgehoben.

Vernunft ist für alle Zeit und für alle Fälle das allein Vernünftige.

391.

Schlechte Eigenschaften vererben leichter, das heißt: gute sind erweckte, vom Individuum gewonnene, ihm aufgedrängte durch Zeit und durch Umstände, schlechte — egoistisch pointierte sind Anlage des gesamten menschlichen Geschlechtes.

392.

Wir müssen durch Selbstdemütigung durch. Wir müssen das überkommene Gute — es ist spottwenig — ausbilden, uns gegen das ererbte Böse aus allen Kräften zur Wehre setzen, so bilden wir die eine Seite weiter, die andere schwächen wir. — Wir müssen gestehen, daß wir ein schwaches, heuchlerisches, böswilliges Geschlecht sind, um ein besseres werden zu können.

393.

Sittlichkeit.

Schon daß der Mensch an das Edel- und Besserwerden seines Selbst denken kann, bürgt dafür, daß

er es dem Geschlechte nach werden wird, daß überhaupt das Edle und Gute in der Natur ein seinen Begriffen entsprechendes Motiv der Kraft findet, daß, vulgär gesprochen, es in der Natur vorhanden, nicht erst in sie hineingetragen ist.

Nehmen wir das Edle und Gute in bezug auf das Wohlverhalten des Geschlechtes, so finden wir, daß sich mit dem, was wir Wohlverhalten nennen, auch sogleich das von der Natur als Prämie bewilligte Wohlbefinden einfindet: Gesundheit, Geistes- und Leibeskräftigkeit 2c., 2c. Endlich Reinheit und Schönheit der Rassen begleiten die geläuterten Gefühle.

Es wird also unbedingt einmal der Mensch zu einer vollkommen sittlichen Stufe gelangen.

Ein Lebemann, ein Menschenbeobachter, könnte hier lächeln und ein Wort einwerfen: der Trieb —

Nun wohl, wer sagt denn, daß der besiegbar wäre. Jedoch es kann sehr leicht möglich sein, daß die Anschauungen über dessen Befriedigung künftig ganz anderer Art sein werden als gegenwärtig, wo uns noch jungfräuliche Unberührtheit einerseits als Ideal gilt, während wir anderseits umsomehr bis zur Orgie unterliegen; es ist also noch heutigen Tages der Trieb ein gefürchteter Tyrann und unsere sittlichen Anschauungen sind Revolutionsmanifeste gegen denselben. — Aber sollte nicht eine Zeit kommen, wo der Trieb abgesehen von allen gesellschaftlichen Einflüssen betrachtet wird, frei — und wo Tugend in einen ganz andern Begriff fällt als heutzutage?

394.

An der sittlichen Entwicklungsfähigkeit des Menschen ist ebensowenig zu zweifeln, wie an der körperlichen. Kann der Muskel durch Übung das Außerordentlichste leisten, so auch diese oder jene Partie des Intellekts, deren Sitz im Gehirn vielleicht noch nicht konstatiert ist, doch konstatierbar sein muß.

395.

Idealist ist, wer etwas, sei es nun Gutes oder Übles, um der Sache willen tut, während gewöhnlich die Mehrzahl der Menschen ihre Überzeugung aus der Quelle der daraus erwachsenden Nutznießung schöpft.

396.

Tugend oft belächelt.

Tugend ist aber nicht Enthaltung, Tugend ist Mäßigung der Leidenschaften. Es ist unbedingt schöner, die Befriedigung aller Bedürfnisse auf geordnete Weise — ohne Gier — anzustreben, als umgekehrt. Unterdrückte Triebe rächen sich wie forcierte.

Jugend hat keine Tugend. Richtig, aber lernen würde sie welche unbedingt, wenn — „Der Weg zur Tugend" von Laotse — der Ernst der Weisen dahin ginge, wie einst in Asien, wo man sich buddhistisch begab, über anderes nachzudenken als das Nützliche.

Gewiß ist, daß wir eines können: jede Neigung abdämpfen, mildern, auch wir haben die Widerstandsfähigkeit der Materie. Und so uns weniger exponierend, von Geschlecht zu Geschlecht fortschrei-

tend eine bessere Tugend zeugen. Instinktiv verbergen die Eltern ihre Laster und wünschen wenigstens ehrbar zu scheinen. Das Gesetz des Fortschreitens besteht eben darin, daß sich das Rohe anbequemt der Abschwächung, und zur Anerkennung des Edlen werden wir gezwungen durch die Unerträglichkeit des Gemeinen.

*

397.

Wo die Leidenschaft das Bedenken aller Folgen vor Gesetz und Gesellschaft abstreift, selbst wo sie auf solche Weise zum Verbrechen wird, wirkt sie imponierend, denn sie erscheint wie ein Verhängnis.

Wo aber das Verbrechen niederer Leidenschaft entspringt, dem Zwange gesellschaftlichen Lebens — Diebstahl, Betrug — vor all den Bedenken zagt, sie zu umgehen, umschleichen versucht, da wird es nicht der Tigersprung nach der Beute, da wird es das wölfische Beschleichen derselben. Widerlich! Das Verbrechen kultiviert, das Brotverbrechen! Nur in Großstädten.

398.

Die Leidenschaft fragt nichts nach der Vernunft, die Vernunft wird müssen nach der Leidenschaft fragen.

399.

Ob Trunk, ob Liebe.

Was zur Leidenschaft wird, ist peinlich, wird es in der Liebe (wo zwei dazu gehören) oft für beide Teile, auch für den Gegenstand, der sie erweckt, ob er sie nun teilt oder nicht.

400.

Genußsucht.

Diese Krankheit heilt nicht das Christentum — — Diät —

*

401.

Der Mensch bereut nur, was ihm in der Folge Unannehmlichkeit bereitet. Gesunde geschlechtliche Sünde ist immerhin ein angenehmerer Anblick als krankhafte Tugend; dagegen ist wohl das Allerbärmlichste die Sünde aus Langweile.

402.

Der Arzt: „Sie müssen liederlich zu leben anfangen, sonst gehen Sie an der Vollsäftigkeit zu grunde.“ — Was sagt die Tugend dazu?

403.

Ich wollte, meine Mutter hätte alles Teufelszeug getrieben, statt dies Zeugnis ihrer Sittigkeit und Sitzsamkeit mir zu hinterlassen (Leberleiden).

404.

Der Sittenkodex, der von streng moralischen Naturen eingeführt wurde, gern von heuchlerischen, sich besser machen wollenden gutgeheißen, kann nur von jenen Personen eingehalten werden; die heißblütigen, durch manchmal krankhafte Veranlagung bestimmten, führen ihn von ihren Kinderjahren bis ins Greisenalter ad absurdum.

*

405.

Über allem der Standpunkt, aus dem man alles für nichts in seiner dermaligen Stellung erachtet; daher Heiterkeit der Seele wie auch Bedauern der Opfer der Täuschung.

406.

Was will man anders machen als nehmen, was kommt? Wenn auch die Frage sich aufwirft: ist das Leben das Schlimmste, das einen treffen kann? Oder gibt es ein Schlimmeres?

407.

Das Leid willst du aus der Welt schaffen, das einzige, was die Bestie vermenschlicht?

408.

Was wäre der Mensch für eine erbärmliche, lächerliche, empörende Bestie, wenn ihn nicht das Leid, der Schmerz erträglich machte — ja verklärte — und liebenswert.

409.

Das Kreuz.

Ist auch mir ein heilig Zeichen; es ist sehr bezeichnend, daß im Volke die Ahnung lebendig ist: daß Leiden zur Erlösung führt!

*

410.

Die Bösen

philosophieren lassen, ist ganz naturwidrig, sie stehen den andern Menschen gegenüber, ihrer Art fremd in Notwehr und Kampf, aber sie begreifen das Bessere

nicht, wie wir nicht das Schlechtere an ihnen, folglich meditieren sie nicht darüber, höchstens wie über ein Vorurteil; daß sie oft sich bedenken, besser wäre ihnen an der Stelle der andern, Rechtschaffenen, hat denselben Wert, wie wenn ein ehrlicher Mann in erregter Stunde den Ausspruch tut: „Als Lump erginge es mir besser!“ Er bringt es ebensowenig zum Lumpen, wie der Schlechte sich zum Guten wendet.

411.

Der Marder und die Hühner.

Ich habe eben kein Auge für das Huhn als glucksende Mutter, mir ist dasselbe nur ein Nahrungsbedürfnis — — Der Mensch kann doch bei seiner höheren Geistesfähigkeit nichts dagegen vorbringen, denn er hat sogar das poetische Bild von der Henne und den Küchlein sich zu Herzen, die erstere aber gerne trotzdem in den Magen genommen; es scheint empfindsamer Neid zu sein und ganz unwürdige Heuchelei, wenn er sagt, er schütze die Hühner vor mir, er schützt nicht das Huhn, er schützt seinen Braten. Ich kann nicht für meine Disposition, Hühner auszusaugen; möglich, daß der Urmarder ein ganz wilder und wenig ökonomischer Kerl war, von dem wir dieses Gebaren überkommen, dann leiden wir vermutlich unter dem Fluche der Deszendenz — können wir dafür?

412.

Ich negiere alles, jeden Idealismus, jedes Hochgefühl, jede Autorität, ich bin der Höchste, nur der Gewalt weichend, ein Tier wie das andere auch.

413.

Lebe, aber mache dir keine Gedanken darüber; es zahlt sich nicht aus und du verdirbst dir selbst den wenigen Spaß, der dabei ist.

414.

Den naiven Genußmenschen verderbt ihr die Welt mit sittlichen Anschauungen, sie sind nur glücklich, solange sie nichts von Moral wissen.

415.

Die Leichtfertigkeit

ist eine der besten Gaben der Natur; daß der Mensch, für wenige Lebenstage organisiert, das Talent besitzt, in den Tag hinein zu leben, wie seine unmündigen Geschwister, die Tiere, ist gewiß für den damit Begnadeten sehr angenehm, wenn er auch selbst nicht um diese beneidenswerte Anlage weiß — er versteht es gewiß auch nicht, warum ihn Moralisten verachten.

416.

Eben was uns als Schurkerei erscheint, ist vielleicht etwas ganz Ehrenhaftes in der Ökonomie der Natur.

417.

Die naive Niederträchtigkeit, die niemand sonst gelten lassen und gegen alle recht behalten will, findet sich bei Nationen sowie bei der Mehrzahl der Individuen und es liegt in ihr die brutale Vernunft der Natur.

Die, welche Rechte abwiegen und ausgleichen wollen, sind offenbar — edler, aber verweichlicht.

418.

Ehrlichen Leuten gegenüber ehrlich zu sein, ist jedenfalls nicht ein Verdienst, sondern eine Pflicht; aber Unehrlichen gegenüber ist es eher ein Verdienst als eine Pflicht und halte ich es oft nicht einmal für klug, sich dieses Verdienst zu erwerben, und für erlaubt, solchen Gegnern mit gleichen Waffen zu begegnen; sie können nicht den Anspruch gleicher Behandlung erheben.

419.

Das, was als Bewußtsein in uns steckt, scheint allerdings aus dem Körper zu resultieren, kann sich aber mit dessen Verfassung in Widerspruch setzen, kann Neigungen unterdrücken, ein Nachgeben denselben gegenüber bereuen, verdammen, ja direkt gegen den Körper wüten, Peinigung, Selbstmord 2c.

Es wäre höchst wichtig, die Harmonie zwischen unserm Bewußtsein und dem animalischen unbewußten Selbst, dem Objekt und Subjekt unseres Wesens herzustellen.

Was bisher nicht geschehen: entweder gab der Mensch dem Tiere in ihm nach oder er wollte dasselbe geradezu unterdrücken. Extreme! — Durch strenge vernünftige Sittlichkeit — nicht landläufige, müßte sich diese Harmonie herstellen lassen.

420.

Ich verlange wieder und immer wieder Tüchtigkeit; das, was wir Tugend nennen — bei aller Achtung vor sittlichen Formen — ist doch nur ein gesellschaftliches Übereinkommen, ein Darnachhalten,

das nicht einmal immer, oft nur ein Darnach-heucheln. Was wir Tugend nennen, die geschlechtliche Enthaltung oder Beschränkung hat gar oftmal auch ein Schuft.

421.

Es gibt manchen, dem es nicht gegeben ist, unhonett zu sein, und manchen, dem es nicht gegeben ist, anständig zu sein.

422.

Ich verachte alle Menschen mit Ausnahme der wenigen guten, mit denen ich Umgang hatte, und diese sind es, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, wie die schlechten auch — das Raubtier weiß ja nichts von seiner Klassifikation in den Lehrbüchern. Die andern sind schwankes Rohr und pendeln zwischen Gut und Schlecht, ihre Güte und Schlechtheit ist Schwäche und Zaudern.

*

423.

Über die verlorene Ehre einer Verwandten fast erschreckt weinen, so daß die leichtsinnig Vertrauende ihr Geständnis zurückzieht und bereut — das ist eines unverdorbenen Jungen Sinn. Aber warum auch trichtern wir ihm Moral ein? Daß ihn nicht schlechte Gesellschaft verderbe? Wenn den Menschen schlechte Gesellschaft verdirbt, so ist es eben jene, die wir schlechtweg „die Gesellschaft“ nennen, in ihrer gegensätzlichen Verlogenheit zu aller angelernten Moral.

Wie elend macht den Jungen die Erkenntnis, daß sein Schmerz lächerlich, sein Vertrauen albern, sein Glaube unvernünftig und sein Gefühl dumm sei!

424.

Was ist schließlich den Weibern (Männern) Gutes nachzusagen, die nicht das Pflichtgefühl, sondern Feigheit abhält, zu sündigen?

425.

Wenn man das Sitten-Gekröhle, das heuchlerische Gejammer hört über die Verderbtheit der Welt, das Verdorbenwerden durch Bücher und Kunstwerke, so möchte einem elend werden — vor Ekel!

Lehrt die Sitte im Hause, verbannt jeden seelischen und körperlichen Unflat aus eurem Hause, aus eurer Nähe, aus dem Staate, aus der Gemeinde, mit einem Worte, aus dem menschlichen Leben, predigt nicht Sitte, übt sie, dann möchte ich den Schelm von Autor oder Künstler sehen, der euch in seinen Werken, Abbildern der Wirklichkeit, etwas bieten könnte, das euch sittlich verletzt. Ihr seid verletzt, weil ihr die Tierheit zugestehn müßt und ihrer nicht los werden könnt, aber nicht an sie erinnert werden wollt.

426.

In Sodom und Gomorrha ist wohl auch bis zur letzten Stunde recht viel von Moral und Sittlichkeit gesprochen worden.

427.

Unsere Sittlichkeit steht nicht so hoch, daß der Sturm der allgemeinen Entrüstung unsittliche Institutionen und lasterhafte Individuen hinwegfegte.

Mit der Korruption steht es wie mit der Prostitution.

Wären die Weiber einig, sich nicht zu prostituieren, oder die Männer, von der Prostitution keinen Gebrauch zu machen, die Prostitution bestünde nicht.

Wären alle einig, sich nicht korrumpieren zu lassen oder nicht korrumpieren zu wollen, die Korruption bestünde nicht. Es muß also als sittigendes Motiv die Armut, aber die allgemeine begrüßt werden. Wenn das Laster kein Geld mehr trägt, der andere keines mehr dafür bieten kann, dann kommt die Tugend und [der] Aufschwung — wenn ihr sie ein wenig weniger langweilig gemacht haben werdet. Die Tugend ist keine Unterhaltung.

428.

Pah, recht bewertet, sind sie alle Schufte, die einen durch ihre Überzeugung, die anderen gegen ihre.

*

429.

Simson.

Der kleinste Stein nicht herauszunehmen, soll nicht alles zusammenfallen.

Die Kultur ist eine Lüge. So lassen wir's.

Wer will der Simson sein, der die Säulen anfaßt, um sich mit den Philistern zu begraben?

Gesetze, Verordnungen, Sitten, Religion, das sind die Beißkörbe, auf daß sich die Menschen-Bestien nicht untereinander zerfleischen und auffressen.

430.

Stroh auf den Gassen.

Reiche Leute, die Stroh, das für eine ganze Schlafherberge armer Leute diente, auf die Straße streuen, um den Lärm auf dem Pflaster zu dämpfen. — Armer Reicher! Geklingel der Pferdebahn, Schreien 2c. hörst du doch!

Unsere Humanitätsmaßregeln sind auch nur Stroh auf den Straßen, sie zeigen, da liegt die Gesellschaft krank — hoffnungslos, vor jedem Lärm nervös zusammenzuckend, darnieder.

Hilfe — keine!

431.

Sobald einer anfängt, von Wissenden zu sprechen, die gut tun, wenn sie die und jene gefährliche Wahrheit der Menge verschweigen — dann ist er klug geworden, hat aber aufgehört, ehrlich zu sein.

432.

Die Wahrheit verpönt über alles fast!

So, und jetzt laßt uns recht dumm-glücklich sein!

433.

In alten Sagen (Märchen) wird mancher Handel erwähnt, welcher den, der ihn eingeht, reut, und zwar der mit dem Zwerge Rumpelstilzchen, der dadurch, daß man den Verkäufer beim Namen nennt, rückgängig, null und nichtig wird. Mancher arge Handel

ließe sich auch heutzutage vermeiden, wenn man Dinge und Leute beim rechten Namen nennen — dürfte.

434.

Ich verstehe nur die eine Sprache und man sagt, daß der Mensch, welcher nur einer mächtig, bellt. Ich finde es aber ziemlich gleichgültig, ob man zu dem Geschlecht, zu dem man zählt, spricht oder bellt, da man ihm ja doch nichts sagen darf und nichts zu sagen hat, denn das Eigentlichste, Wichtigste, Wahrste muß man für sich behalten.

Lügner oder Phantasten sind alle, Heuchler.

435.

Mit manchem toten und schon begrabenen Unsinn verhält es sich wie mit dem sagenhaften Vampir: er geht noch immer um, er drückt die Leute im Schlafe, er saugt von ihrem Blut und ein Ende wird erst mit dem Spuke, wenn der beherzte Mann kommt, der den Kadaver bloßlegt und einen Pfahl durch dessen Herz treibt.

436.

Wir haben's Not, zu prahlen. Was werden die Nachkommen sagen, wenn sie es lesen, wie wir uns gekrümmt und gewunden haben, trotz all unserer Einsicht und Freiheit, und bei klar liegender Tatsache gekrümmt und gewunden haben, um den Unsinn nicht unsinnig, die Niedertracht nicht niederträchtig zu heißen.

Neunzehntes Jahrhundert! Klarer Erkenntnis entgegen geduckt. Die Götter als Götzen erkannt und

ihnen weiter Opfer gebracht und den Sinn der Opfer nicht klug gefunden. Was kann man mehr in einem Atem leisten? Erkannt, daß die Welt nicht stillesteht, und konservativ gehandelt.

437.

Die Lumpe sind in der Mehrzahl und die honetten Leute sind feige, die Wahrheit wird also — höchstens nur dann gesprochen, wenn ein Lump den andern beleidigen will.

438.

Das Erbärmlichste unserer gesellschaftlichen Zustände ist, daß nun wiederholt von Fall zu Fall die Frage aufgeworfen wird: wie weit man wohl in der Ehrlichkeit gehen könne?

439.

Zur gesellschaftlichen Heuchelei.

Einer, der mich für einen wegen Kautionsschwindel verurteilten, abgestraften Gauner hielt, des Pseudonyms Gruber wegen, schrieb mir um Ersatz: er unterzeichnet sich jedoch „mit der vollkommensten Hochachtung".

440.

Man spricht in einer Gesellschaft und nennt einen: Schuft. — Alle Anwesenden sind einig, er sei ein Schuft, und doch verkehrt jeder ganz ruhig und freundlich, zuvorkommend, nach allen Regeln geselliger Artigkeit mit dem Schuft.

Ist das nicht eine lügenhafte Welt, was soll Gutes aus ihr oder von ihr kommen?

441.

Man soll nicht mehr vom Umgange, der den Schluß auf unsern Charakter erlaubt, reden, da wir ja, wer weiß, mit wem allen, umgehen müssen! Der Teufel, aber das äußert ja auch seinen Einfluß auf unsern Charakter! Diese Molluskenweisheit: wir müssen nachgeben, überall uns Berührungen unangenehmster Art gefallen lassen —

442.

Man kann doch kein Abstraktum bekämpfen — das Königtum zum Beispiel, ohne dessen Träger, die Personen. Der Fürst (zum Republikaner „in der Überzeugung"): Lieber, im Prinzipe bin ich ja auch für die Republik. Sind Sie nun zufrieden? Was sagen Sie?

Republikaner: Es lebe der König!

443.

Selbst auf dem Partezettel lügt und heuchelt die moderne Gesellschaft. So steht zum Beispiel zu lesen, daß der N. N. nach kurzem, schmerzlichem Leiden in ein besseres Jenseits abberufen wurde, und alle Welt weiß, daß der Mann Hand an sich selbst gelegt hat.

444.

Man lebt so fest in seiner Zeit, deren Vorstellungen und Vorurteile verwachsen, daß man, so irrig die ersten, so schädlich die zweiten sein mögen und so gut man das erkennt, sie doch ganz sicher in der Rede nur mit Mühe los wird, so daß ein Atheist ge-

dankenlos ruft: Das walte Gott! — und ein Kommunist heiratet und ein Haeckelianer seine Tochter einem Buckligen gibt.

445.

Der Satz: „Ich achte jede Überzeugung" ist bezeichnend für unsere waschlappige Zeit und ebenso lächerlich als moralisch verwerflich. Es gibt Überzeugungen, die man verlachen, andere, die man verabscheuen muß; ich kann doch diese oder den, der sie hegt, nicht achten?!

446.

Alles Edle ist ja doch nur doktrinär.
Die Praxis führt es ad absurdum.

Ein Prinz von leichtem Geblüt und noch erinnerlichen Skandalprozesses unliebsamste Figur — wird Großmeister des hochmoralische Ziele anstrebenden Freimaurerordens. (Pr. W.)

Um vornehme Mordbrenner vor der Mißachtung zu schützen, vor dem hohen moralischen Gefühl der Verdammung vom Standpunkte des ehrlichen Mannes — frei ausgesprochen, das einzige Gericht — rückt Militär aus. (P. A. und B. in Graz.) Nicht die Verbrecher werden ausgewiesen — sondern die ehrlichen Leute werden angewiesen, ihren Gefühlen Zaum und Zügel anzulegen und lebensklug zu sein, — im großen heißt ja Mordbrennen anders.

Ein Buch über Moral — wo diese hübsch im Buche bleibt.

Wozu bringen wir aber unsern Kindern Abscheu vor dem sogenannten Bösen, vor üblem Tun, üblen

Gesinnungen bei — wenn diese Abneigung nicht geäußert werden darf? Diese vergebliche Mühe könnten wir uns doch ersparen und wir ersparten damit unsern Kindern auch [das] Gefühl der Enttäuschung über unsere sittlich lackierte, im Kern faule Welt, das Gefühl der Beschämung durch übermächtige Schrecken, das Gefühl der Demütigung vor dem Halunken Brotes oder Friedens halber.

Zieht, wie es die Welt erfordert, Zucht- und Nutztiere auf, daß es ihnen wohl werde.

Eine verlogene Welt!

447.

Es wird fort und fort geheuchelt und der Stimme der Wahrheit fehlt die — Anmut.

*

448.

Mancher spricht von Erfüllung seiner Pflicht, es gibt aber Pflichten, die man weder auferlegen noch sich auferlegen lassen sollte.

Arbuez hat auch nur seine Pflicht erfüllt.

449.

Stellung fürstlicher Organe.

Entschuldigen sich mit ihrer Pflicht, ihrem Nichtdafürkönnen.

Haut dem Polypen die Fangarme weg, so kann er euch nimmer aussaugen.

450.

Moral.

Der Verteidiger (von seinem Klienten):

„Er mag es wohl getan haben, als Geschworener würde ich ihn schuldig sprechen.“

Verträgt sich das mit dem Rechtsbegriff? Ja! Mit den Anforderungen der reinen Moral?

451.

Es gibt Trotzköpfe, die einmal kein Amt, das sich mit ihren Gesinnungen nicht verträgt, annehmen, möge es den Mann noch so gut nähren. Gäbe es lauter solche Trotzköpfe, dann würde die Welt bald um etliche Würden, Ämter rc., rc. ärmer, aber um das, was, streng zu nehmen, Moral genannt werden muß, reicher sein.

Wieviele Niedertracht bliebe ungeschehen, wenn es lauter Trotzköpfe gäbe, die ihre Hände nicht verkauften, sondern sie rein halten wollen:

Kein Zensor, kein Henker, kein Advokat Knifflich.

452.

Beruf. Pflicht.

Zum Beispiel. Bei Pfaffen denkt man, wenn man den Menschen wegrechnet und den Beruf ins Auge faßt, lauter Tartüffes, Torquemadas rc., rc. zu finden, während man nichts findet als Menschen, die bei ihrem Berufe ihr Brot haben und daher den Pflichten, die derselbe ihnen auferlegt, mehr oder minder eifrig nachkommen. Nicht jeder will sein Brot umsonst essen, etwas muß er dafür tun, andere wollen ein übriges dafür tun, noch andere sind für ihren Stand eingenommen. Also findet man in allen und jeden Berufsarten Lässige, Übereifrige, allein davon

Beseelte. Wieder erhellt bei näherer Betrachtung der unangenehme Beigeschmack der Pflicht und dessen, was mancher dafür zu halten genötigt ist. Manchmal gesteht es der Betreffende sogar ein. Meine Pflicht, sagt zum Beispiel der Staatsanwalt, zwingt mich zu der traurigen Notwendigkeit 2c.

453.

Die Mehrzahl der Stellungen, welche in unseren kulturellen Verhältnissen zu besetzen kommen, verpflichtet den Inhaber geradezu zur Heuchelei, die Minderzahl darf dieser nicht begegnen, es gibt aber gar keine Stellung, welche zur Wahrheit verpflichtet; als persönlicher Sport ist sie auch niemand anzuraten, denn sie fällt meist unter irgend einen Paragraphen des Strafgesetzbuches, von der Gotteslästerung bis hinab zur Ehrenbeleidigung.

*

454.

Freiheit:

Daß jeder für seine Person mit Gleichgesinnten (Einverstandenen) tun und lassen könne, was er wolle, so es nicht gegen anderer Personen Freiheit, Sicherheit von Gut 2c. unternommen wird.

455.

Das Recht ist in Gesetze aufgeteilt, es kommt auf jeden, der es anspricht, ein Teil. Ob der rechte?

456.

Das Recht. Die Abwehr des Gesetzes — Advokaten die Gladiatoren — das Geschäft muß ebenso

Rechtsverächter erziehen, wie das Priestertum Atheisten mit Schein-Ehrfurcht.

457.

Die Lüge der Geschworenen.

Was muß einer, der auf Recht hält, dazu sagen, wenn Geschworenengerichte entgegen dem Angeklagten, der sich schuldig bekannt, ein Nichtschuldig sprechen?

458.

Gesetze, die Lappen, mit denen sich das Recht, die verkappte Willkür, ausstaffiert, denn Recht ist, das bleibt zu allen Zeiten das, was der jeweiligen Mehrheit recht ist.

459.

Bei unseren verzwickten Rechtsverhältnissen kann sich oft ein schlechter Kerl zu seinem guten Recht melden.

460.

Die Wahrheit ist durch das Gesetz verboten, denn indem sie immer Schufte und Dummköpfe aufreizen wird, entweder Haß oder Verachtung andrerseits erregen muß, so ist es selbstverständlich, daß die Wahrheit, unter diesen Paragraphen fallend, gerichtlich unmöglich ist.

*

461.
Die Rasse ist doch Tatsache!
Darwin.

Von einer liederlichen Familie läßt sich wenigstens kein sittlich veranlagter Sprosse erwarten und das Sprichwort: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme" hat einige Gültigkeit.

Dazu kommt noch, daß das üble Beispiel, die Nachsicht, die an anderen keinen bösen, schädlichen Trieb einschränkt, dem man selbst nicht gewachsen war, geeignet ist, selbst das Gute zu verderben.

Es ist die Gefühlsduselei, die im Verbrecher den Menschen und [in] der Gefallenen die Verführte gelten läßt, zwar human, aber ohne Einschränkung ist sie gefährlicher als die grobe Anschauung, die im Verbrecher eine Bestie und in der Gefallenen eine Verlorene sieht, das Mitleid für übel angebracht hält und die Berührung für befleckend.

462.
Wahnsinnig

ist ja eigentlich jeder Verbrecher, da er sich durch eine Tat mit der allgemeinen normalen Denkweise, mit der gang und gäben Rechtsanschauung in Widerspruch setzt und auch dadurch Mangel an Vernunft zeigt, daß er sich über den Gedanken an die Folgen seines Tuns, die Strafe hinwegsetzt, eine Erwägung, die den ruhig Denkenden allein vom Begehen eines Deliktes abzuhalten genügt. Aber die Leidenschaft ist es, mit welcher es da zu rechnen gilt, und das geht allerdings nicht an, daß man der die

Konzession des Wahnsinns macht, obwohl sie zwar spontan die Denkfreiheit beeinflußt; nur wen die Leidenschaft schon vor dem Verbrechen zum Narren macht, der hat Anspruch, als Narr behandelt zu werden, immer jedoch als bösartiger! Die Leidenschaften zu bändigen, haben wir jedoch kein Mittel. Gesetze, staatliche und göttliche, helfen nicht, die Medizin kommt erst nach geschehenem Schaden. Zu beheben, soweit menschenmöglich, wenigstens zu mildern erst durch Umgestaltung unserer sozialen Zustände.

463.

In Not

werden weniger Verbrechen begangen, die meisten geschehen aus Übermut, Interessenkollision rc., kurz, bei einigem Wohlstande.

*

464.

Eigentlich haben wir gar nicht das Recht, den armen Mördern Leben um Leben abzufordern, wir übervorteilen sie gewiß oft dabei.

465.

Dem Verbrecher sagen:

Ich weiß, du tatest das und das, doch ich schone dein Restchen ärmliches, erbärmliches Leben.

466.

Kastrationshof .. skurril.

Du lebe fort — doch deines Geschlechtes soll uns keines mehr die Erde verhunzen.

467.

Ob man diese Kranken — Verbrecher — auf diese oder jene Art unschädlich machen soll, ob man einsperren oder töten solle — darüber wird sich streiten lassen, zu Recht besteht aber immer jene Verfahrungsweise, die der Gesellschaft belieben wird, mag sie aus sentimentalen, ökonomischen oder sozialen Gründen sich herleiten: sie besteht zu Recht, weil sie jedenfalls das Richtige treffen wird, nämlich das den Anforderungen der Mehrzahl Entsprechende.

*

468.

Wie hübsch ist die Genugtuung durch den Zweikampf, zum Beispiel wenn einer, der einer Frau die Ehre nahm, dafür noch deren Mann das Leben nimmt.

469.

Alle schriftlich Gekennzeichneten senden einem jetzt ihre Zeugen, sie wollen nicht verurteilt sein durch Witz, sie appellieren und verlangen Bestrafung durch stille Verachtung; den Ausdruck derselben bestrafen sie selbst.

470.

Vor dem Duellanten fürchtet sich schließlich der Redakteur selbst. „Sie wollen mich entlassen? Der Vorwurf der Unfähigkeit ist eine Beleidigung!“

471.

Der Sohn schlägt sich um des Angedenkens des Vaters, der wirklich ein Lump war. Der Ehrenmann, dem der Vater entschlüpft, fällt.

472.

Die Zunahme

von Zweikämpfen, sogenannten Ehrenhändeln, zeigt keineswegs von einer Zunahme des Ehrgefühles, sondern ganz von dem Gegenteile, daß im allgemeinen eine Zeit des Mißtrauens eingetreten ist, eine Ära der Ehrlosigkeit, und in dieser treten die ehrlosesten Lumpe hervor, tun sich auf ihre Ehre was zugute und drohen, jeden niederzuschlagen.

Es ist entschieden immer eine Epoche, wo die tüchtigen Naturen in der Minderzahl sich fühlen, eingeschüchtert oder angeekelt sich fernehalten und die Lumpe und Schufte sich vordrängen.

V. Sexualleben und Sittlichkeit

473.

Von den Leidenschaften — der Liebe vor allem — kommen die schärfsten Konflikte; es ist erklärlich, daß der Mensch jede dieser Regungen studiert (Dichtung und Philosophie), durch die Bekanntschaft damit oft es zu ermitteln meint, die Leidenschaften zu zügeln und dem tausendfachen Trübsal auszuweichen.

474.

Der zuletzt vorübergehende Lausbubenreiz des Besudelns und Verderbens, hie und da auch noch

den männlichen Schuft bestimmend, wird bei manchem Wüstling Hauptsache; die Befriedigung der Lust ist nebensächlich, wo nicht Not, Angst, Pein und Schmerz dem mißbrauchten Teil dabei bevorsteht.

475.

Man soll sich nicht rühmen! War das Frauenzimmer etwas wert, so mußten wir Schelme machen, war es nichts wert, so haben wir uns doch auf den Fund nichts zugute zu tun.

476.

In der Liebe — schalkischer oder ernster — heißt es selten: er kriegt sie oder sie kriegt ihn, gewöhnlich kriegen sie sich.

477.

Moralische Inkonsequenzen.

Ein Mädchen, das einer vor der Schande errettet, gibt sich ohne irgendwelche Bedingung zum Danke dafür hin.

478.

Es muß zwei Arten Männer geben, was fingen sonst die armen Weiber an? Die eine Art, die alles gelobt, die andere, welche diese Gelöbnisse erfüllt.

Freilich, die eine ist schlecht gegen die Weiber, gegen die andere werden leicht die Weiber schlecht.

479.

Die Tugend aller Männer hätte zur Folge, daß alle Weiber tugendhaft und treu sein müßten.

480.

Frauen.

— Die Weiber, alle nichts wert —

= Hoffentlich nehmen auch Sie, wie jeder, Mutter, Schwester und eigene Frau aus.

— Nein, Mutter ging durch, Schwester leichtes Tuch, die Frau nicht solid.

= Ja so, ich dachte es, der müsse aus keiner anständigen Familie sein, der das im Ernste sagt.

481.

Weiber am Jüngsten Tag.

Engel: Wo ist eine, die nur eines war?! — In Werk, in Wort, im Gedanken?

482.

Der Enthusiasmus

der Frauen ist immer verdächtig; was wollen sie machen, wenn [sich] der Abgott — was Zeus nachgesagt wird — in ein Vieh verwandelt?

483.

Egoistische Naturen, es muß leider gesagt werden, daß die Frauen in Mehrzahl das sind, vergeben und vergessen eine Beleidigung selten und da nur unter gewissen Einschränkungen und Gegenleistungen, während sie für Arges und Ärgstes, das sie jemandem angetan, gar kein Gedächtnis haben und seitens anderer die Erinnerung daran als Roheit ꝛc. gewaltig übelnehmen.

484.

„Das Weib in seiner seichten Sinnlichkeit und Grundsatzlosigkeit weiß nicht, was es an meinem Leben und Charakter verderbt hat —“

Freund: „Eben! Eines Verbrechens, das er selber nicht ahnt, darf man niemand anklagen.“

*

485.

Bei den unteren Schichten, die es müde geworden sind, sich gegen die aufdringliche Gemeinheit der Welt zu wehren, da ihnen der leidenschaftliche Impuls der Selbstachtung oder des Egoismus fehlt, herrscht unter Mann und Weib eine eigene Art geschlechtlicher Kommunismus, der die Schritte vom Wege nachsieht, unter der höchst gemütlichen Devise: „Wenn wir nicht neidig sind, kriegn wir alle genug!“

486.

Liebe

ist die Poesie des Triebes, Sitte die Vorsorge um Entfaltung der Fähigkeit der Fortpflanzung gegen Mißbrauch des Triebes.

Für die Kreuzung in besserem Sinne, für die Erziehung tüchtiger Nachkommenschaft ist weder durch Liebe (die Eigenschaften findet, die oft nur in der Einbildung bestehen) noch durch die Sitte (die wieder eine zweckdienliche Umarmung verbietet) vorgesorgt.

Es ist nicht zu verwundern, daß in unteren

Schichten, wo nicht immer Liebe Leute zusammenführt, sondern Not und Vorteil, und Sitte wenig gelehrt noch weniger geübt wird, wo die Liebe sehr häufig Verrat, Lockung zum Entrinnen des Gewohnten ist, Reiz des Verbotenen und schlimmes Beispiel die Regel, daß in solchen Kreisen das halbwüchsige Mädchen den Ersten kaum erwarten kann und den Zweiten selbst sucht, und Dämchen mit elf Jahren ihren Roman und mit vierzehn Jahren schon ihre Vergangenheit mit den Erfahrungen von Frau, Witwe und Ehebrecherin haben. Es ist begreiflich, daß sie nicht die verläßlichsten Gattinnen abgeben.

487.

Die naive Willfährigkeit der Mädchen unterer Stände denkt nichts Übles mit dem Akte zu begehen. Dazu fühlen sie sich berufen.

488.

In den unteren Ständen und Klassen sind die geschlechtlich-sittlichen Anschauungen minder streng, wo sie streng auftreten, verzerrt, denn die Übertreter der Moral predigen diese allen Ernstes anderen. Die Mägde, die Frauen, sie fallen und straucheln. Das macht der Umgang, der nah und vertraulich wird durch die Wohnungsbeschränktheit, das (österreichische) Dienstverhältnis (gnä Herr) &c.

489.

Naiv — unterm Volk — Mädchen verlangen bei Männern Anwert zu finden.

490.

Naiv!

Das „Miteinandergehen".

Die Köchinnen ꝛc. mit Militärs, Verhältnisse, solang der Mann in Garnison, dann empfiehlt er sie wohl selbst weiter. Eingeständnis des geschlechtlichen Bedürfnisses.

Erst später besucht und sucht sie einer, der sie heiratet. Das Frühere bekümmert sie so wenig beim Mann, als es diesen bei ihr bekümmern darf.

Das Jetzige ist ein anderes! Dafür hat man ja geheiratet, daß man Ruh hat und weiß, wem man angehört.

Indessen — das Band der Ehe — erweist sich oft doch nachher als — locker!

491.

Echt volkstümlich, die späte Reue der alten Jungfern, sie finden die gewissen Mädchen gescheit — was hat man davon, wenn man brav bleibt? Dienen muß man sein Lebtag.

492.

Naiv!

Ein, der was mich nit heiraten kann, hab ich schon, darüber bin ich im klarn.

(Das sagt sie zu einem, dem sie bedeuten will, jetzt könne sie nur einen brauchen, der sie heiraten könne, und er habe also keine Hoffnung, den andern auszustechen, falls er nicht die große Karte ausspiele.)



493.

Nachtkaffee. Die Mädchen sind Konsumentenbedienung.

Aber unerhört brutal ist der Mann, wo er zahlt. Die Sitzengebliebene (zweimal mit Kind): „Nicht mehr umsonst! Jetzt lach ich darüber, wie dumm ich war! Er sagt: es ist nicht seins (von ihm)!" Hat er so unrecht?

Der große Geschäftsmann, Fabrikant gebraucht von den Mädchen, die ihm gefallen, der Werkführer auch, im Dienst der alte oder junge Herr. Ein anderer fordert den Kundschaften gegenüber die Bereitwilligkeit. Das Mädchen getraut sich nicht, einen Genuß zu weigern, da das ihm das Brot kosten könnte, den Werkführer zur Quälerei veranlassen würde — sie käm sich ganz dumm vor, wenn sie dich warten ließe, sie verstünde nicht, was man von ihr wolle — sie ist verschüchtert, und es versteht sich ja, daß der Herr die Mädeln nimmt, die ihm gefallen, das bringt die Stellung mit sich, das muß sich dann jede gefallen lassen. Entjungfert werden sie dabei nicht, denn jede hat ihren Liebhaber, mit dem sie geht.

494.

Sind die armen Mädchen, die vielen Männern Vergnügen bereiten, nicht verdienstvoller als [das], das einem Sorge und Kummer macht?

495.

So natürlich, daß ein Mädchen, wenn sie ihre Reize gegen Annehmlichkeiten oder Geld losschlagen

kann, dieselben losschlägt. Nur die ideale Lebensanschauung, die wir aber immer, sobald sie unbequem wird, außer Kurs setzen, wendet dagegen etwas ein.

Im Grunde genommen, hätten wir nach unserer laxen, ausnützenden (realistischen) Anschauung nichts Stichhältiges dagegen vorzubringen.

496.

Rosl,

die mit Erlaubnis des Geliebten, von dem sie ein Kind hat, Prostituierte ist — und die auf diesem Wege sich das Geschäft einrichten wollen.

*

497.

Verführte Frauen und Mädchen, diese armen Geschöpfe, die oft bei guten Grundsätzen und redlichem Willen ihrer Schwäche erlagen, sind eigentlich nicht zu verdammen, sondern zu bedauern.

Sie handeln ja nicht schlecht, sondern gar nicht.

Die Frau, die auf Betrug ausgeht, ist freilich bösen Willens, aber doch die Närrin ihres Triebes und die derer, die sie mißbrauchen und verachten.

498.

Was soll aus dem Mädchen werden, das ein Schuft entehrte, weil er die Wachsamkeit der Mutter des Mädchens einzuschläfern verstand, da er schon als Bräutigam betrachtet wurde? — Soll sie für die Unklugheit der Mutter zeitlebens büßen?

499.

Anzengruber schneidet sich eine Zeitungsnotiz aus, die berichtet, daß in Groß-Becskerek fünfunddreißig Frauen des Gattenmordes überführt wurden, während gegen dreißig andere noch die Untersuchung geführt wird; eine Giftmischerin, die einen schwer nachweisbaren Gifttrank zu brauen verstand, hatte systematisch Ehen, in denen Zwistigkeiten herrschten, ausspioniert und ihre Einflüsterungen hatten schrecklichen Erfolg gehabt. Anzengruber schreibt an den Rand:

Das Frauenherz!

500.

Es braucht nur statistisch nachgewiesen zu sein, wie es ja ist, daß die Anzahl der Männer und Weiber nahezu gleich ist, und dann darf nur die Hälfte der Aussagen der Männer als wahr genommen werden, daß jeder mit mehreren Weibern zu tun hatte, so erhellt daraus, daß die größere Zahl der Weiber auch mit mehreren Männern zu tun haben mußte.

Und trotzdem tut ihr so geschämig — pfui der Heuchelei!

501.

Geschlechtliche Erlebnisse scheut man sich zu erwähnen, gar zu erzählen, da wir dadurch gar so zum Tiere, ja noch unter dasselbe herabgedrückt werden (der Trieb ein Tyrann), was uns bei unsern Idealen, Einbildungen, Hochmut ganz wider den Strich ist (davon merken zu lassen), daher wir's verschweigen.

502.

Der Mann, nachdem er genug Mädchenexistenzen ruiniert, Kinder, die er nicht kennt noch anerkennt, in die Welt gesetzt — (eines von seiner Gebärerin getötet — Kindsmörderin) — geht zum Altar und macht dann sich und der Welt den Schwindel eines braven Familienvaters vor.

503.

Die Männer wissen, was sie wert sind, es ist das wenig genug. Uns Frauen macht man aber an einen hinaufgeschraubten Wert glauben. Die Beschämung, dann einmal dem Augenblick zum Opfer gefallen zu sein, treibt manche zum Konflikt, zum Selbstmord. — Lucretia!

504.

Was in der Familie oft für Skandale vor- und hingehen, damit es keinen Skandal geben soll, das ist ein Skandal!

*

505.

Warum den Geschöpferln übel nehmen, daß sie naiv in das willigen, wozu sie da sind und was zu versagen sie Überwindung kostet?

506.

Es gibt keine süßere Erinnerung, als einmal ganz ohne Liebe und Leidenschaft mit einem gleich disponierten Wesen, sei es die Schwester eines Schulfreundes oder eine Verwandte, die Lust als ganz

unverfrorene Genuß-, nicht Gefühlsmenschen genossen zu haben.

507.

Es gibt zweierlei Frauen. Die einen sind stolz auf ihre geschlechtliche Reinheit, die trotzen auf ihr geschlechtlich freies Leben. Natürlich sind die Freifrauen des Triebes in jeder Beziehung besser daran als die Dienerinnen der Tugend. In niederen Klassen würde kein Mädchen geheiratet, handelte es sich um Jungfräulichkeit, mehrere gehen dem einen voran. (Es fehlt nicht an dem.) Es sind das Verhältnisse, die man nicht gerne berührt sieht — warum denn aber? Wenn es anders darum stünde, müßte man anders davon reden. Das Verschweigen führt zu nichts, als höchstens dazu, den besser angelegten Naturen unnütze Gewissensbisse (Selbstvorwürfe) zu machen.

508.

Pah, Tugend ist kein Verdienst, solang man sich gleichgültig ist — ist man sich aber freund, dann ist sie eine Dummheit.

509.

Das Weib kennt ja das auch nicht, was der Mann nicht kennt — die Treue (in geschlechtlichem Sinne) gegen ein Individuum.

Tugend in solchem Sinne kennen die Alten nicht, je weiter wir zurückgehen. Das Gewordene ist diesfalls nicht das Bessere, es widerstrebt dem Naturgemäßen.

510.

Manche Frau hat ebensowenig als mancher Mann das Organ der Treue.

Wer kann ihnen aus Unbeständigkeit einen Vorwurf machen? Alle, welche das bewußte Organ zu besitzen glauben, keine Versuchung kennen.

511.

Pah, lieber Freund, unsere Gefühle sind nicht dauernd, und es ist eine Einschränkung der persönlichen Freiheit, zu verlangen, daß ich mit meinem Körper (den Gefühlen, die ihn bestimmen, folgend) nicht soll machen können, was ich will. Nach den ewigen Rechten der Menschheit bin ich berechtigt, die Frau in Besitz zu nehmen, die meine Gefühle teilt, unbeschadet derer, die sie gegen einen anderen hat, und das dürfen wir, ich und der, ihr nicht übelnehmen. Darum wirkt auch jede unglückliche Liebesgeschichte fast elementar, welche daraufhin geht, daß eben dieses ewige Recht, der Doppelliebe, der freien Neigung, den tragischen Konflikt herbeiführt, indem es durch das Enge, Beschränkte der Sitte und der Vorschriften zunichte gemacht wird.

512.

Anzengruber streicht sich einen Artikel in dem „New Yorker Belletristischen Journal“ vom 27. Juli 1885 an: „Das Paradies der Männer“, d. i. Paraguay, wo das Verhältnis der Männer zu den Frauen 1 : 30 sein soll: dort gebe es nur freie Verhältnisse, das ganze Leben entbehre aber nicht der Sitte und des Anstandes.

Er notiert dazu: . . beruht das auf Wahrheit, so sieht man, wie sich im äußersten Falle die Zu-

stände immer nach den Erfordernissen von selbst gestalten.

513.

In einer gewissen Narkose der Dummheit haben die kleinen Mädchen Erlebnisse, die immer des Körpers, nicht der Seele sind.

514.

Närrischer, was lachst du, daß einer eine nimmt, die schon eines anderen gewesen?

Narr, deine Mutter, deine Schwester, deine Frau, deine Tochter, deine Jugendfreundin kannst du durch solchen Spott schänden in ihren Vorfahren oder eigenen Geschicken —

Die wären nicht — oder sie wären dir nicht.

515.

Die Reinheit des Verhältnisses zwischen Mann und Weib wird stets durch frühere Vorkommnisse berührt und getrübt werden, ideal gedacht. Daher der praktische Ausweg der Grundsätze, der das Weib über den Mann stellt, von ihr Nachsicht, Vergessen, Treue fordernd, währenddem dieser Forderung wieder die Wirklichkeit widerspricht.

Es kommt in allem auf die Phantasie an; wird diese verderbt oder ist sie von Haus aus so angelegt, daß sie den geschlechtlichen Verkehr mit mehreren denkt, ja, den Reiz in solcher Vielfältigkeit findet, dann ist es ganz umsonst, Tugend zu predigen.

Rein erhalten sich nur bevorzugte Charaktere — mit Willen rein — diese aber haben derlei Phanta-

sien eben nicht. Ihr Kampf ist ein überlegener. Verloren geben sich, die sich schwach fühlen und vom Leben keine reine Anschauung erhalten konnten. Das Leben verfehlt, verdirbt viel. Abgesehen von denen, die naiv keine als nächste Eindrücke erfahren und von diesen bestimmt werden.

516.

Die Erlebnisse der Frauen haben Wirkung für späterhin eben nur nach Art des betroffenen Individuums und des Erlebten.

Traurige Erfahrungen wirken auf verschiedene Individuen anders, hier läuternd, dort vergemeinernd, hier zum Aufraffen, dort zum Selbstmorde, Selbstaufgeben führend.

Eine tüchtige Natur, noch unentwickelt, im jugendlichen Gefallen an schönen Personen strauchelnd, hat da nichts zu verwinden, sondern nur das Erlebte in Erfahrung umzuarbeiten.

Bedenklich ist da beim Weibe, was auch beim Manne, die Schwankheit des Charakters, die nicht erlebt, sondern erliegt. Da kann ohne Abwehr Gemeinheit an und die verdirbt, denn sie zerstört in dem verdrießlichen Gefühl der eigenen Schwachheit und des ausnützenden fremden Egoismus, die Selbstachtung und die Menschenverachtung erwächst aus ihr, aus ungesundem, geilem, sumpfigem Boden.

Die unberührte Seele, d. i. die, welche des Leibes Erlebnisse als solche gelten läßt und deren Einwirkung kontrolliert, die den Kampf, die Abwehr gegen geschlechtliche Schwäche aufnimmt, ist eine andere

Seele als jene, die die Schwäche durch seelische Empfindungen verbrämen will und häufig eigenen Gehirngespinsten erliegt.

Das erste ist Erstarken, das andere selbstsüchtelnde Schwachheit.

517.

In gewissem Alter, wo der Mensch beiderlei Geschlechts gar leicht daran denkt, Familie zu erzeugen, die er auch gar nicht erhalten könnte, erscheint dem jungen Manne wie dem Mädchen jedes junge Mädchen und jeder junge Mann begehrenswert.

Dieser Don-Juanismus hat sein Alter.

Sollte nicht das in diesem Alter für dieses Alter gestattet sein?

Ja, mit dem Don-Juanismus fiele der Segen der Vertrautheit mit einer weiblichen Seele (Ehe, längere Verbindung) weg. Aber es gibt doch Frauencharaktere, die nach diesem Durchgangsstadium immer noch begehrenswert und lehrreich im Umgange, respektive ihrem Besitze wären.

Das ließe sich vereinbarn, ohne der Jugend ihr Recht zu nehmen und das spätere des reiferen Alters zu brechen, wo der Trieb nach Gründung einer Familie erwacht, also ein Zusammensein und Wirken nicht gut entbehren kann.

518.

Sittliche Unsittlichkeiten.

Was sagt der Leser dazu?

Eine Prostituierte, die sich um den Tod ihres jungen Liebhabers, körperlich herabkommend, härmt.

Eine Braut, die ihrem Liebhaber sagt: du kannst ja kommen, wenn mein Mann nicht zu Hause ist.
Treue, die daneben geht und läuft.

519.

Lumpe sind jene, die ihre Freiheit ausnützen, sie andern übelnehmen. Die gesunde Sinnlichkeit kennt solche Freisprechungen der eigenen Person und Anklagen der fremden, andern nicht. Sie kennt keine erlogene Moral. Das Zusammenfinden und Zusammenleben zweier ergibt sich aus den Verhältnissen der Charaktere. Es ist die Freundschaft, die bindet, nicht die Liebe, die ist Wohlgefallen.

520.

Es kommt doch vielleicht einmal eine Zeit, wo der Begriff der Tugend nicht mehr an das lächerliche Geschlechtliche geknüpft erscheint, sondern — wie es einstens Tapferkeit hieß — neuerer Auffassung entsprechender, T ü c h t i g k e i t heißen wird.

521.

Ein Zusammenleben, sozial dermaßen geregelt, daß von dem geschlechtlichen Momente, auf das sonst alles anzukommen scheint, abgesehen wird und dasselbe nebensächlich, als keiner Entschuldigung bedürftig erscheint.

522.

Wenn man all den Jammer, die Unwürdigkeiten sieht, welche das Geschlechtsleben über die Menschheit bringt, weil darüber teils korrupte, teils ganz entgegengesetzte Ansichten bestehen, weil hundertfach

andere Sitte dasselbe variiert, so wird man aus Mitleid frivol, wünscht, daß diesen Beziehungen gar kein Gewicht beigelegt würde.

*

523.

Geschlechtliche Ausschreitungen sollten nur über Wunsch der Beteiligten gestraft werden und auch da als andere Delikte: Einschränkung der persönlichen Freiheit, körperliche Verletzung, Zahlung von Alimenten.

*

524.

Die geschlechtliche Freiheit, die mancher träumt, ist nur ein Traum, in Einzelfällen möglich; im großen ganzen ist sie wie jeder Freiheitsbegriff ideal, in Wirklichkeit roh, anarchisch.

525.

Die Gemeinschaft der Weiber, wie sie jetzt gepredigt wird, bisheriger Sitte in das Gesicht schlagend und keinen Zug künftiger Art und Zucht, die über das Tierische erhebt, aufweisend, gibt sich schon durch das als ein unartikulierter Schrei der Not kund, die das gegenwärtige Geschlecht erfaßt hat; daß es in seinem natürlichsten Verlangen eingeschränkt, durch den Mangel, durch manche Vorurteile, auf eine Abhilfe denkt, die schließlich die rohe Befriedigung als Ziel setzt, da die Gefahr für die Mehrzahl nahezuliegen scheint, überhaupt um den Genuß zu kommen.

526.

Die Mädchen und Frauen müssen herangezogen werden zur Auswahl der Männer, mit welchen das Geschlecht fortzupflanzen ist, und zur Ausscheidung jener, die das Verbrechen, Krankheiten 2c. weiter verpflanzen würden. — Ehe das nicht geschieht, ist alle Verbesserungsidee der Welt — Utopie. Erst das Material, dann die Arbeit! Soll das dem Zufall überlassen bleiben!! Das Bedeutendste! Mittel zur Verhütung des Schwängerns!

527.

Die neue Moral in geschlechtlichen Dingen.

Verhinderung von Erkrankung und Schwängerung. Die alte war: die Sünde sollte ihren Lohn haben.

*

528.

Die gedankenlos sündigen, vermögen wir nicht zu bedauern, wir finden sogar ein heiteres Element in ihrem Treiben.

Aber denjenigen, die von der Leidenschaft dahingerissen werden, denen mögen wir unsere Teilnahme schenken. Der Kult der Astarte war kein freudiger, er war ein düsterer, ein peinlicher.

529.

Die schmutzige Wirklichkeit

in dem „Kampf um das Dasein“, die Misere in dem Ringen nach dem Genusse und den Täuschungen steht

in so totalem Gegensatze zu dem idealen Streben — Kunst, Wissenschaft und Philosophie — daß man nicht gern an den Kot erinnert werden, nicht gern ihn Rede haben will. Da, wo die Gegensätze sich aufdrängen — betrogene Liebe — erlistete, erschlichene — Gemeinheit 2c. — da werden sie tragisch oder gar zur niedrigen Gemeinheit herabdrückend, obwohl der Akt und sein Gehaben, der Genuß und Dasein fortpflanzt, eher komisch zu nennen ist. (Die Kunst. Der Künstler und sein ehebrecherisches Weib.)

530.

Diejenige, die es versteht, das Verlangen des Mannes zu wecken, ist seine Herrin, und es ist ihre Sache, diese Macht zu benützen. Sie hat ihn; daß sie ihn behält, wenn sie dies überhaupt will, ist ihre Sache.

531.

Wollust.

Die größte Plage, das tiefgreifendste Verderben. Es ruiniert einen physisch und ethisch.

532.

Ich weiß, ich bin keine Schönheit, ich bin nicht so gescheit wie andere, aber ich kann die gescheitesten Männer zu Narren, Tölpeln, blind und toll machen und zu den größten Dummheiten veranlassen, ich darf es nur wollen.

533.

Der ethische Mensch.

Zur höheren Sphäre der Betrachtung der Dinge im Lichte der Schönheit schwang er sich auf.

Da nahte das korpulente, schwitzelnde Mensch — täppisch-läppisches Gebaren — sein Kopf verschwindet zwischen den Falten ihrer Unterröcke, zwei derbe knollige Knie liegen in seinem Nacken.

*

534.

Welche Brutalität — „die muß mein sein!" — Wenn die Betreffende gar nicht darnach fragt, noch gefragt wird.

Welche Schamlosigkeit — „der muß mein sein!" — Wenn der nicht davon weiß, noch wissen will.

535.

Den Nebenbuhler töten entspricht der brutaleren Anschauung, die Geliebte töten, räumt den strittigen Gegenstand weg. Liebe?!

536.

G i b t L i e b e d a s R e c h t,
vor keinem Nebenbuhler zurückzutreten? Sich aufzudrängen? Die Geliebte, den Nebenbuhler zu töten?

Auch wenn zum Beispiel Krankheit des Verschmähten der Grund ist der anderen Wahl?

537.

Es gibt Hennengegacker und Gescharr und Geraufe um ein Korn — aber einen Kampf z w e i e r H ü h n e r um e i n e n H a h n gibt es auf dem Geflügelhofe nicht . . . die lassen die Hähne um sich kämpfen. Das lächerliche Schauspiel eines solchen Hühnerkampfes kennt man nur unter Menschen.

*

538.

Heiraten kann man nur einmal, sich sterblich verlieben verschiedene Male, es ist das eine männliche Äußerung in bezug auf die männliche Gefühlssphäre, denn Frauen, wenn sie auch zugeben, ohne Liebe geherrscht zu haben, gestehen immer nur eine einzige Liebe zu.

539.

Ein Weib, das untreu ist, gebraucht nur ein natürliches Recht.

540.

Daß dem Manne eine andere Frau gefalle, als die seine, überhaupt mehr als eine, läßt man hingehen, daß aber ihr ein anderer Mann und mehr als einer gefallen könne, das läßt man als verschwiegen beiseite bestehen.

541.

Der intime Umgang mit mehreren Weibern hat für die Zukunft des Mannes keine Bedeutung. Der des Weibes mit Männern? — Leibesveränderung.

542.

Warum soll nicht auch ein Weib bei Anblick eines schönen Mannes sagen: „Wie . . . schön!" und den Besitz wenigstens träumen?

543.

Dem starken Geschlecht sieht man alle Schwächen gegen das schwache nach, dem schwachen aber mutet man gegen das starke alle Stärke zu.

*

544.

Ein heldischer Charakter.

Was denn? Was soll im Leben des Volkes das Weib anderes als Weib sein?

Gleichberechtigt! Mitreden! Hütet euch! Dann müßten entweder die Weiber werden wie die Männer oder die Männer wie die Weiber. Das letztere liegt näher.

545.

Emanzipation der Frauen.

Ihr habt lieb zu sein, sonst nichts. Uns zu Menschen zu machen; die diese Bestimmung nicht erreicht, ist freilich gezwungen — aber nicht frei.

546.

Frauenrechte (!?) — Rederei!

Unsere Mädchen werden entweder so oder so durch Unselbständigkeit oder Spekulation auf Ehe zur gewerblichen Unzucht erzogen.

547.

Weib und Kind.

Was dient nicht dem Menschen zur Ausrede für seine bedientenhafte Feigheit, für seine unredliche Erwerbssucht!

Die sogenannte Stütze des Staates, das heiligste aller Verhältnisse, wenn man blinden Verhimmlern glauben will, die Ehe, die Familie, Weib und Kind sind häufige Ausreden für schwachherzige Nachgiebigkeit, Verleugnung der Überzeugung, ja für Verbrechen gegen Parteien und die Allgemeinheit.

Wenn die Frauen nunmehr anfangen, nicht mehr allein die unterhaltenden Unterhaltenen sein zu wollen, ein Standpunkt, der sie ohnehin nur, was die Zahl der Erhaltenden anlangt, von den öffentlichen Dirnen unterscheidet, bei denen es bekanntlich die Menge machen muß, wenn auch die Reichen nicht um Geld gefreit werden wollen, daher arm und reich des Frauenstandes nach Erwerb und Bildung ringt, so hat das auch in ökonomischer Richtung sein Gutes: je selbständiger das Weib, je nichtiger, verbrauchter erscheint die obige Entschuldigung für Wohldienerei und Käuflichkeit.

„Für Weib und Kind" darf nicht zu einer Devise für Schwächlinge und Schufte werden. Wenn einer in die Schlacht ziehen muß, darf er gar nicht fragen nach Weib und Kind. Ist es da die sogenannte Ehre, die es ihm untersagt, so soll er es um der Schande willen um so eher unterlassen.

548.

Frauenfrage.

Das Kind ist viel mehr der Mutter als dem Vater gehörig. Von ihr empfängt es auch alle zum Aufbau des Organismus nötigen Stoffe, der Vater gibt nur den Anstoß zur Existenz, die Bildung oder Verbildung ruht auf der Mutter.

Von Müttern großer Männer weiß man gewöhnlich mehr zu erzählen als von den Vätern. Latent im Weibe schlummernde Kräfte, aufgehäufte Erinnerung, Erfahrungen entbinden sich im Knaben

und treten in Wirksamkeit, es ist jeder vorab seiner Mutter Sohn.

Die Frauenerziehung ist daher das Wichtigste — vom ethischen und hygienischen Standpunkte! — Sie führt zu einer Zuchtwahl.

549.

Warum soll das Weib nicht dichten können? Hat es nicht an Leid zu tragen?

550.

Eben weil die Durchführung gewaltiger sozialer Reformen Opfer erfordert, haben nur jene Bestrebungen Aussicht auf Erfolg, deren sich auch die Frauen annehmen.

*

551.

Weiber verderben den Mann, ein Weib kann ihn retten davor; findet sich das zu spät, dann verdirbt er dasselbe oder er an den vielen oder einer Unrechten.

552.

Das Weib ist leichtsinnig, man mißverstehe mich nicht — im Gegenteile: zu schwersinnig — opferwillig, das verträgt kein zauderndes Überlegen.

Ein Mensch ist daher oft in den alleinigen Händen der Mutter besser aufgehoben als in denen des Vaters. Man mißverstehe wieder nicht — nicht immer, aber oft.

553.

Das Weib mit seinem hehren Instinkt, seiner selbstlosen unsterblichen Liebe wird vollkommen durch unsere Zustände verderbt.

554.

Ein herziges Mädchen, vor dem man ganz scheu und doch wieder fröhlich, ein Ding, das man sich in Gedanken zu beschmutzen fürchtet und dem man's nur ehrlich vermeinen kann, anders nicht, so man kein Schuft ist.

555.

Freund, vieles im Leben ist läppisch, aber der (guten, reinen) Frau leben zusehen (wie sie ihr Leben führt), das ist fort und fort fesselnd, nie ermüdend.

556.

[Daß] der Glaube an das Weib verlorengeht, tut so weh, wie ein Verlust des Glaubens an Gott — aber man schickt sich auch darein.

557.

Das Mädel wäscht sich selbst vor der Mutter nicht, wird sehr böse, daß es die Kameradin belauschen will (hinter der spanischen Wand).

Das reine, unbefleckte, liebe Wesen.

558.

Weib.

Ich verkehre mit diesem Geschöpf wie mit einem geistigen Symbol; daß sie tierischer Erscheinung ist, fällt mir dabei nicht ein.

559.

Vom wirklich schönen, lieblichen Weibe gilt, wie vom Kunstwerke: das ist nicht für den Gebrauch!

560.

Dem reinen, madonnenhaften Weibe muß ein Schauer durch die Seele gehen, wenn sie denkt, daß es ihr gegeben ist, Wesen das Leben zu geben.

Und sie muß, ohne es zu wissen, ihres Leibes achten.

561.

Weib.

Ihr behauptet, das schlechte Weib sei schlechter als der Mann — nein, es sieht doch nur so aus. Das Weib repräsentiert uns die Schönheit, die Anmut, die Lieblichkeit, und ein solches Bild zerstört, tut dem Kenner im Gemüte weher.

*

562.

Du täuschest dich, mein Kind, der Mann (Weib) ist zu sinnlich, um Liebe empfinden zu können.

563.

Wem die Liebe nur die Regung geschlechtlichen Genusses bedeutet, der begreift es nie, was es heißt, vom Herzen jemand lieb haben. So ganz eigen sich des einen und dieses ihm zu wissen. Holdeste Regung.

Aber viele haben nur das erstere Fühlen.

564.

Warum man etwas liebt, ist keine leicht zu beantwortende Frage. Der Haß gibt sich mit einem einzigen Anlaß zufrieden, die Liebe zählt Beweggründe ohne Ende auf — den letzten bleibt sie schuldig; dem Haß genügt ein Fehler, eine Schwäche, die durch kein Gegengewicht, keine Tugend mehr wettzumachen sind, die Liebe hat für jeden Fehler eine Entschuldigung, sie resultiert aus einem Gesamteindruck und die Fehler und Schwächen geben oft nur die Folie ab, die die Tugenden und Vorzüge hebt, und schließlich erträgt die Liebe die Tyrannei des erwählten Gegenstandes, solange das Gefühl vorhält. — Ihre Gründe sind für jeden andern, Unbeteiligten nicht maßgebend oder gar nicht stichhältig.

565.

Wer das geschlechtliche Moment in der Liebe allein will gelten lassen, der verkennt sie ebenso wie derjenige, der allein die Neigung ohne jegliche geschlechtliche Regung setzt. Beide Richtungen haben krankhafte Erscheinungen genug zuwege gebracht.

566.

Liebe ist ein Gefallen an der ganzen Persönlichkeit und schließt, erwidert, gegenseitig die Untreue aus. Leidenschaft hat als solche eine Reaktion des Gefühles, ein Erkalten bis zu einem gewissen Grade, und hält selten Treue. Vernunft in solcher Angelegenheit ist Freimädelpraxis.

567.

Liebe ist eine Torheit, welche die Jugend leidlich kleidet, vor der aber auch das Alter nicht schützt.

568.

Liebe ist der Wahnsinn des Triebes — auch eine, und zwar die hauptsächlichste Art der Manien des Egoismus, welche nur durch die Vernunft der Ehe und durch die Selbstlosigkeit der Elternliebe ausgeglichen wird. Ihr gebührt gar nicht der Einfluß, den man ihr zu allen Zeiten zugestanden hat und noch zugesteht, denn unbedingt höher steht die Menschenliebe im allgemeinen. Sie ist ein kälterer Affekt, darum ein edlerer und vernünftiger. Warum lächeln wir denn selbst über unsere heißen Affekte, wenn nicht der Widerspruch des Aufwandes um den Gegenstand uns lächeln machte? Aber wir sind in diesem Punkte wie die Orientalen, dieser und anderer Wahnsinn blieben uns geheiligt. Die Liebesſänge sind in der Völkergeschichte die Vogelstimmen bei Tagesbeginn der Menschenliebe — aber nun laßt uns einmal mit Menschenstimmen reden — ach ja — aber es ist doch dankbarer, den Gimpeln und Starmatzen etwas auf der Leier vorzupfeifen. Das darf freilich nicht hindern den Dramatiker, diese Richtung und ihre Situationen, eben weil vorwiegend im Leben, auch hervorragend zu gebrauchen, denn jener gewaltige Standpunkt bliebe auch mehrteils vom Publikum unverstanden.

*

569.

Der Monogamie reinste Form.

Es ist nicht der Ehrenpunkt! Der Gedanke, meine Frau habe als Mädchen mit anderen Männern verkehrt oder verkehre noch mit solchen, hat eine andere, bei unseren derzeitigen Verhältnissen höhere ethische Bedeutung.

Zwei Leute müssen sich alles sein, gewesen sein und bleiben, dürfte keines einem andern angehört haben, noch angehören.

570.

Wenn ein Ehemann Vormänner gehabt hat, so hat er sie leicht auch als Nebenmänner.

571.

Die Ehe

ist etwas anderes im Volke — das Ledigsein in der Vergangenheit hat damit nichts zu tun. Ist einem das Weib als Person anständig, lieb und wert, so frägt man den Torheiten aus der Jugend ebensowenig wie denen des Mannes nach. Zwei Leute „passen, taugen zusammen".

572.

Ehe.

Die Frau (die vielbesessenes Mädchen gewesen) nun von dem Manne Zartheit und Achtung verlangt; das sei Liebe, dachte sie, da es das andere nicht war.

573.

Einer Frau verzeiht man den zweiten Mann nur,

wenn der erste tot ist. Einem Mädchen keinen. Auch allenfalls dem Mädchen einen Toten.

*

574.

Ehe.

Man sollte wirklich nur die zusammen leben lassen, die ohne einander sterben würden.

575.

Dem Manne muß das Weib mehr sein als jede andere und dem Weibe der Mann mehr als jeder andere, sonst ist die Ehe nichts wert.

576.

Wohl, die Familie, in die sich der Mensch vor der Welt der Allgemeinheit hineinflüchtet, da in ihr aufzugehen nicht lockend ist — sie mag eine Institution des Egoismus sein, aber des berechtigten. Soll diese Institution aufgelöst werden, wie wollt ihr es dem Menschen möglich machen, bei gleich geringen Mitteln und nicht größerer Plage für die Welt gleich Nützliches zu leisten — trotz der von euch in düster gemalten, übertriebenen Schattenseiten, die auch dieser menschlichen Institution anhaften? Es müßte ein Ideal von Zustand bezüglich der Allgemeinheit eingetreten sein, um den Menschen aus der Besonderheit der Familie herauszulocken.

577.

Nur der Ernst des Lebens kann ein Weib bei seiner Pflicht erhalten; wenn sie nicht die Gehilfin des Mannes sein kann, ist sie so gut wie

moralisch ungebunden. Sorge, gemeinsame Sorge — nicht gemeinsame Lust ist der Kitt der Ehe. In diesem Sinne ist Müßiggang aller Laster Anfang.

*

578.

Die Ehe

ist nicht nur diejenige Einrichtung, welche das Weib der natürlichen Bestimmung zuführen soll, sie ist auch die sozial bestimmte Zuweisung von Rang und Unterhalt.

Dann kann einer recht willkommen als Ernährer, aber doch nicht der Natur entsprechend sein.

Daher die vielen Konflikte.

579.

In Amerika geben Korporationen, die Weibergemeinschaft bestehen hatten, dieselbe auf. Ganz unzweifelhaft erfreut in der Liebe der Alleinbesitz, es ist der egoistische Trieb — und die Sozialisten, die gegen allen Besitz sind, haben recht, von ihrem Standpunkt aus: mit dem Kapitel Kapital muß auch die Familie fallen. Das Kapital wie die Liebe hat ja ihre Revolten gegen den Alleinbesitz oder gegen den Ausschluß vom Besitz überhaupt, dort der Räuber, hier der Notzüchter, der Dieb — der Ehebrecher, der Betrüger — der Verführer.

580.

Daß eine Schar geistiger Arbeiter unter derzeitiger Staatsform und Gesellschaftsverhältnissen

die Ehe ablehnt, nicht Kindergeschrei's halber, sondern der Sorge um die Familie wegen, ist sehr natürlich, denn zu welchen Verleugnungen aller Grundsätze, Heuchelei bis zum Gutheißen von offenbar Verwerflichem hat schon manchen sonst grundehrlichen Mann die Zahl seiner Kinder verführt.

Elf Kinder ist auch ein Programm.

581.

Weib und Kind — die beste Ausrede für das Schlechteste — Familie die Stütze des Staates.

582.

Wer glaubt, eine hohe Mission zu erfüllen zu haben, der darf sich nicht durch Weib und Kind binden lassen.

Ja, da kämen wir weiter mit, dieser Rücksicht, auf der Welt, und die Kinder hätten am allermeisten Ursache, sich zu beklagen.

583.

Allerdings soll ein Mann mit Hinsicht auf seine Berufsart Kassa machen, ob es ihm das trägt, Weib und Kind halten zu können, und wenn nicht, ohne das sich bescheiden und als Weiser leben.

Wie viele Weise hätten wir, in diesem Sinne wenigstens?

584.

Ist das Hagestolzentum gegenüber der Familie Egoismus, so ist vom höheren Standpunkte auch letztere dem allgemeinen großen Ganzen gegenüber Egoismus.

Das Weib ist von Natur berufen, Kinder zu erziehen — der Mann weniger.

585.

Weinend steht eine Gruppe am Grabe des Ernährers — der Hausfreund abseits — des Familienvaters, des Lastesels. Nur um den weint man.

586.

Die Ehe deckt sich nicht mehr mit unseren Anschauungen von Liebe und Fortpflanzung.

*

587.

Wie viele Ehen werden wider Willen des einen oder des anderen Teiles, auch des einen und des anderen Teiles geschlossen!

588.

Ehebruch.

Man glaubt ein Wesen geistig und leiblich zu besitzen, mit ihm eins zu sein, und plötzlich erblickt man es fremd, mit anderem Inhalt und Gefühlen — sich betrogen. Wie abstoßend und schmerzlich!

Ein Tropf oder ein Schuft, der sich's gefallen läßt, ein Blindverliebter oder ein Spekulant oder ein — Gleichgültiger.

589.

Es hilft nichts, wenn ein unglücklich Verheirateter sich durch ein anderes Verhältnis schadlos halten will — seines reinen Glückes ist er einmal verlustig

gegangen, wie seines reinen Denkens und Vertrauens, das Verhältnis hat nicht das beruhigend Sichere, Gefestete einer erlaubten Institution und es führt ihn nur tiefer in die moralische Verstimmung.

590.

Ehe.

Und wenn er das Glück nicht findet und sich nicht bescheiden lernt, daß dasselbe, so, wie er es träumt, überhaupt nicht auf der Welt zu finden, dann wird der Mensch böse und schiebt dem andern Teile die Schuld zu.

591.

Die Ehe

ist eine Institution, vermöge deren zwei Leute, die sich ansonst nicht feind wären noch würden, in die Lage versetzt sind, sich bewußt oder unbewußt, mit Willen oder ganz außer acht, täglich Unangenehmes, Kränkungen zc. zuzufügen. Verzeihung, Schonung, Nachsicht ist die Blüte dieses, allerdings ganz inhumanen Institutes — der Kinder halber, die sowieso die Gemeinde versorgen würde und nicht schlechter erziehen und die zur Kapitalbildung, zum Keim der sozialen Frage Anlaß geben.

592.

Die Mitgift ist das Schmerzensgeld für den Mann.

593.

Die Giftmischerinnen.

Die nächsten hassen sich am besten.

594.

Gedanken der Eheleute.

Wenn er stirbt —
Wenn sie stirbt —
Welch andere Gedanken hat eine Mutter!

595.

Friedliche Ehe.

Der Mann ermüdet endlich den Lügen, Ränken, der Faulheit des Weibes gegenüber und läßt sie — was sie ja erstrebt — in allem gewähren.

*

596.

Die Ehescheidungen.

Es ist gut, daß das Weib sich gewöhnt, auch ehrlich zu sein, den Treubruch nicht mehr verstohlen wie ein Dieb treibt, sondern offen gesteht, nicht in diesem Fall Treue halten zu können.

597.

Die gehäuften Ehescheidungen

zeigen von dem Verschwinden der Empfindsamkeit der Frauen; ein resoluteres Auffassen des Lebens und seiner Wirklichkeit.

Ob schöner — ?! —

*

598.

Man sollte denken, nach allem Hohn und Spott, mit denen man die Hahnreie überschüttet und Weiber und Liebhaber ermuntert, es müßte im

Theater nur Ehebrecher und Huren geben als Zuschauer. Es ist die dumme Gedankenlosigkeit, daß wir eine Institution, der gewiß zwei Fünftel der Anwesenden angehören, gewiß sieben Zehntel (es können ja nicht lauter Herrenbankerte sein) ihre Existenz, ihren Erbheimfall verdanken, verhöhnen lassen; oder halten wir die Ehe schon für ein dummes, abgelebtes, der (unserer) Natur widersprechendes Ding, dann heucheln wir doch nicht weiter!

599.

Warum lassen sich Männer so oft auf ganz offene Weise betrügen, ohne etwas davon wahrzunehmen; blind für das, was anderen ganz klar liegt? Weil ihre Eitelkeit mit im Spiele ist und sie sich gar schwer zu dem Gedanken herbeizulassen vermögen, daß man ihnen — dem Ausbunde von Schönheit — Liebenswürdigkeit — einen anderen vorziehen könne und sie so ohneweiters zu ersetzen wären.

600.

Es muß für eine züchtige Frau nichts Furchtbareres geben, als durch die Ehe an einen unzüchtigen Mann gebunden zu sein.

601.

„Mehr Versuchung zum Ehebruch muß die Frau zu bestehen haben als der Mann, dem die laxe Gesellschaftsmoral die verbotene Frucht zu einer unter Umständen höchst erlaubten Näscherei macht; aber das Weib, das alles, Ruf und Stellung und Zukunft daransetzt und alle List und Schlauheit aufwenden

muß zur Verheimlichung — welcher Triumph für sie, welche geheime Spitzbubenfreude, wenn sie launenhaften Gelüsten zu frönen und alle Welt von dem, den es zunächst angeht, angefangen, zu täuschen weiß!!“

602.

Ich weiß nicht, was verächtlicher, ein Weib, das um Geld oder einer Laune willen die Ehe bricht.

Leidenschaft ist freilich etwas anderes!

603.

Das Weib — die Sinnliche — muß frei sein!

Die Heirat ist ein Fehler.

604.

Hahnrei.

Ist es Ehebruch aus Leidenschaft, so verträgt das Weib das Beisammensein nicht, sie entläuft mit dem andern, das ist der gesunde Standpunkt.

Der andere, wo das Weib Zerstreuung sucht im Ehebruch, ist krank.

Ebenso der, wo der Alte das Gelüste des Weibes wohl wecken, aber nicht befriedigen kann und sie dazu sich einen anderen ersieht.

Der komische Hahnrei, der zusehen muß, aus Gewohnheit (auch) zusieht: vom Weibe unterjocht, weniger betrogen, denn er sieht ja zu.

605.

Für dieses Weib liegt nicht der Genuß im Ehebruch an sich, sondern in dem Geheimnis, wessen die Kinder sind, die sie ihrem Manne schenkt.

606.

Dieses Gejammer und Gewimmer (und Verwünschungen) stimmt spottschlecht zu dem Geplauder und Geflüster, die das Verhältnis einst beglückten, das, offen gesagt, von beiden Seiten ohne irgend welche Voraussetzungen eingegangen worden war. Das Kind war nicht in Rechnung gezogen worden.

607.

Die Fortpflanzung, der Akt, das ist zwischen Zweien der Kampf um das Dasein eines Dritten.

608.

Die Liebe muß aufhören,

an ihre Stelle tritt ein anderes Band, ein stärkeres Gefühl, die Liebe zu den Kindern. Ein weniger schwärmerisches, aber ethisch höheres. Die Natur verfolgt ihre Zwecke mit Weisheit. Das künftige Geschlecht ... Kinder haben Freunde an vielen Leuten.

609.

Die Gattin:

Du sollst fortleben auf der Erde nebst einem Stück von mir.

610.

Es wäre jedenfalls einer eingehenden Untersuchung wert, was zu tun sei, um die Schwängerung beim Zeugungsakt zu hindern — oder um soziale Abhilfe und Ausgleichung zu treffen für überproduktive Naturen.

Es wäre das notwendig, einesteils damit der Akt, wo es in Gedankenlosigkeit, aus Mutwillen geschieht,

nicht zu einer Folge führt, die in keinem Verhältnisse zu der Lust steht, anderseits damit nicht einzelne Familien geradezu an dem Kindersegen zugrunde gehen, wo doch andere ohne jede, noch dazu von ihnen gewünschte Nachkommenschaft bleiben.

611.

Alle die künstlichen, kunstreichen und widernatürlichen Behelfe in puncto puncti tun so ziemlich für jeden Unbefangenen klar, daß wir in ein der Natur widerstrebendes Verhältnis zu dieser Tatsache getreten sind.

612.

Es existieren Wehmütter, welche junge Mädchen und Frauen, die nicht Mütter sein wollen, ihrer Leibesbürde beizeiten entledigen, auch in Familien dem weiteren, ganz unerwünschten Kindersegen solcherart Einhalt tun.

Wäre es nicht geratener, wenn die Ärzte das etwas dunkle Gebiet der Zeugung gründlich und darauf hin untersuchten, die Schwängerung zu verhüten? Man kann es dermalen noch immer dem Weibe überlassen, ob es Mutter werden will oder nicht, die Antwort wird in den meisten Fällen bejahend ausfallen, und diejenige, welche ganz und starr verneint, die ist dieses Gefühles nicht wert, nicht fähig, das Kind zu erziehen, daher es auch geratener ist, sie nicht dazu zu zwingen.

Kindsmorde, die aus Not, und andere, die aus Herzlosigkeit geschehen, sprechen eine nicht mißzuverstehende Sprache.

Das Leben ist just kein so anmutendes Geschenk, der Beschenkte hat oft wenig Ursache zu Dank, jedenfalls ist es nach dem alten Heiden Sophokles „besser, nie geboren zu werden"; die andere Seite ist die, den zum Leben Erweckten dasselbe tunlichst erträglich zu machen, und das ist heutzutage sehr erschwert. Das Proletariat mehrt sich freilich, das aber macht sich keine Sorge um die Erziehung, die Sitte gewinnt nichts dabei, der Staat kommt zu kranken, unwilligen Elementen, die ihn nicht anerkennen, außer wo er gibt, ihnen jedoch nie genug.

613.

Erst hetzt ihr die Mädchen mit Ehr- und Schandbegriffen zum Kindsmord, dann bedauert ihr sie etwa. Wie viele Kinderkeime gehen aber aus ökonomischen Rücksichten zugrunde bei sogenannten besseren Leuten?

*

614.

Die Findelkinder.

Die Mutter gab sie ab. Ach, der Moment, wo einer das Kind für immer genommen wird.

H. — die Frau ist Sattlermeisterin — hat einen braven Mann. Vor der Ehe erlebte sie den schrecklichen Moment dreimal.

Die Kinder? Um die hat sie sich, wie deren drei Väter, nie weiter gekümmert, es selbst dem Manne, dem guten Kerl, der nach einem oder dem andern forschen wollte, untersagt. Im Interesse der legitimen allerdings.

615.

Viertes Gebot. Wenn ihr dafür eintretet, dann dürft ihr keine mißbrauchte Gewalt mehr verurteilen, müßt jede Auflehnung verdammen. Nicht auf Traditionen darf sich irgend ein soziales Verhältnis mehr stützen, sondern auf Vernunft. Wenn die Eltern keiner ihrer Pflichten nachkommen, so können sie allerdings von ihren Kindern Kindespflicht fordern, aber verpflichtet im Innersten werden sich die Kinder nicht fühlen, können's nicht. Pflicht setzt Gegenseitigkeit voraus, wo die fehlt, ist die erzwungene Leistung Unterdrückung, die freiwillige Almosen.

Tyrannen oder Bettler.

616.

Das Kind kann freilich nichts dafür, wenn es schlechte Eltern hat, aber es artet doch nach ihnen.

617.

Man kann einen Muttermörder kaum begreifen —

Soll man nicht glauben, ein Wesen, das unter dem Herzen des anderen getragen, müsse zeitlebens diesem anhangen. Die Unzerreißbarkeit der Bande des Blutes! Man täuscht sich darüber, sowie über die Liebe rc.

618.

Wer seine Eltern nicht als seine besten Freunde kennt und weiß — der hat keine.

619.

Elternschuld.

Die Mutter weiset aus Egoismus alle Freier ab: „Solang ich lebe, braucht sie keinen Mann!“ Es wird aus dem Mädchen eine verblühte (männersüchtige) heiratstolle Schachtel.

Elternschuld!

620.

In dem Sinne, daß die Eltern eben unter ihren eigenen üblen Leidenschaften, wie sie in ihren Kindern wieder zutage treten, leiden müssen, rächt sich der Eltern Übel durch die Kinder.

VI. Politisches Leben

621.

Wenn man in den Geschichtsbüchern nachblättert, dann klärt sich die Entwicklung ganz auf, wir finden, von welchen Ideen in der Zeit ein hervorragender Mensch angeregt wurde, der uns für sich bedeutend, ja der Erfinder seiner Idee scheint, während wir bei näherem Zusehen bald finden, woher ihm die Ideen, die er zur Hand nimmt, erweitert, lehrt, ausführt, kamen.

Nur wie wir selbst treiben und getrieben werden in dem streng gegliederten Organismus des Ganzen, das merken wir nicht.

Wir sind dazu zu wenig objektiv, uns als Atome einer ausgärenden Masse betrachten zu können, wäh-

rend wir vorurteilsfrei diesen Rückblick auf vergangene Zeiten und Menschen gewinnen und uns der einzelne immer als solcher erscheint, wir ihn immer hinter den andern oder diese hinter ihm erblicken und über jede Tat der Abscheu dadurch gemildert, die Bewunderung erhöht wird.

Das war — wir sind.

622.

Er teilte die Geschichte in drei Perioden:

1. wo Geistesgestörte die Menschheit beherrschten;

2. dann, wo dies kaltberechnende Schurken und Lumpe besorgten;

3. und nun gutmütige Leute, die eigentlich wenig dabei zu tun hatten.

623.

Wie schön wär's auf der Welt, wenn wir uns deren Frieden nicht selbst in Frage stellten, verbitterten, erschwerten und zerstörten. Der Spruch: „Die Freude ist mit Bitterkeit gemischt" — nicht die Natur, der Mensch trägt an dieser Mischung Schuld.

Aus der Eigenart des Menschen entspringen die Konflikte, denn Sitten und Anschauungen paßt jeder der (seiner) ersten an.

624.

Die barmherzigen Mütter (die die Kinder töten).

Nur Arbeit für Aufklärung und Menschlichkeit macht mir mein anders verpfuschtes Leben erträglich.

625.

Ja, wir Historiker sind rein des Teufels und schreiben, als ob wir dabei gewesen wären.

626.

Die einen sprechen zum Volke wie zu einem Kinde, so arg ist es doch nicht.

„Da war ein Prinz, sagen wir, in Carmagnolien oder sonstwo, denn solche Geschichten dürfen in keinem wirklichen Lande spielen, sollen auch gar nicht vorkommen."

Andere reden zum Volke wie zu einem Hunde, den sie an der Leine führen.

Es ist nun damit nicht abgetan, die Wahrheit nach oben zu sagen. Da hinauf ist sie schon oft genug gerufen worden — und manchem Minister ist gesagt worden, was sich die Frau Selcherin nebenan nicht gefallen ließe.

Auch nach unten muß die Wahrheit gesagt werden, und wer da sagt: „Liebes Volk, gutes Volk, schönes Volk!", der hat irgendwo Kastanien im Feuer und sucht sich eine Pfote, mit der er sie herausholen kann.

Nur der ist euer Freund, der sagt: ich liebe euch, darum möcht ich euch schon klüger und besser haben, als ihr seid. Darum rate ich euch, arbeitet und lernet! Unermüdet! Das ist das rechte Lieben. Wer brave Eltern gehabt hat, wird nicht anders sagen können.

627.

Die schärfste Satire auf dieses Geschlecht schreibt der Historiker, je unterrichteter er sich

in den Motiven über Handlung und Unterlassung erweist.

628.

Weisheit ist meistenteils die traurige Gabe, zu wissen, was man andere nicht lehren kann, und vorauszusehen, was nicht abzuwenden ist.

(Dummheit und Geschichte.)

629.

Ja, armes Volk, Aufklärung ist Schwindel! Was dir dein natürliches Gefühl sagt: Denken tut weh! — das ist richtig, und die Aufklärer klären nur auf, dir deinen Trost zu rauben. Sie tun das wie Luzifer, der ja auch alles zu seinen Genossen zu machen strebte, um Gott zu isolieren. Wir tun es, damit eure guten, dummen [Nachkommen] nicht unsere, in leidlicher Bildung herangewachsenen, dereinst dieser Meinungsdifferenz willen erschlagen.

Ja, wir müssen aufklären — und wir müssen sorgen, daß im modernen Staat selbst der Teufel in Ruhe seinen Gott lästern kann, was ja seine Profession ist, wofür er auch wird besteuert werden.

630.

Wie dumm ist das Volk! Wahrhaftig, es ist etwas beschämend, sein Freund zu heißen, und ich fürchte, es ist ganz fruchtlos, für dessen Rechte sich zu echauffieren.

631.

Es gibt eine unglückliche Liebe zum Volke, und wie die andere ist das gewöhnlich nicht die sinnliche;

das Volk läßt sich lieber von dem Schwadroneur betrügen, als vom Ehrlichen beglücken und trägt es dem ersten nicht einmal nach.

632.

Jesuiten, Dreißigjähriger Krieg, Inquisition.

Zu was denn aber nun der ganze Wahnsinn, allbarmherziger Gott! Marter und Pein — zitternde Klumpen Wahnsinn —

Wenn es nur keine Geschichte gäbe, da diese doch keine Lehren gibt —

633.

Durch die Weltgeschichte und das Leben einzelner läuft wie ein roter Faden für den unbeteiligten, ruhig beobachtenden Zuschauer die Mahnung: das hättet ihr euch ersparen können! Den Unsinn der Hexenprozesse, die Greuel der Inquisition, tausend andere Quälereien, alle aus vorgefaßten, unsinnigen Meinungen zc. herausgewachsen, dem Fortschritte auch in ihrer Bekämpfung und Abschaffung nicht nützlich, weil ganz unnötig.

634.

Kinder! Werdet nicht auch Lumpe, wie ihr (in Geschichte und Leben) andere werden sehet, um Leibeswohl und Macht! Alles, Päpste und Fürsten zc. — — Lumpe um Geld, Pracht und Macht! Sitzet kindlichen Herzens zu Gericht über die Größe. (Ihr werdet nicht billig, sondern unbarmherzig über sie [richten] — aber . . . .?) Es soll euch

nicht verheimlicht werden, damit euch die Wahrheit später nicht enttäusche: Größe — Legende.

635.

Es ist die Folge einer gut gemeinten, aber verfehlten Erziehung, die gerade die gutgearteten Individuen zum Betrogenwerden, Ausgenütztwerden durch die schlechteren zurechtrichtet, weil man den Kindern das Gute, Schöne, Edle als die Regel, das Schlechte, Unschöne, Gemeine als die Ausnahme hinstellt. Das haftet dann den Besseren an und die Schlechten (diejenigen, die das Eingelernte über dem Selbstgefundenen und Erlauschten fallen lassen) nützen dann diesen Aberglauben aus.

636.

Wir hoffen unsere Kinder besser und verständiger als wir und halten es daher für unseren Teil mit der Unanständigkeit, das andere der Nachkommenschaft überlassend — die hält sich wohl auch an unser Beispiel, und der Kettensatz der Liederlichkeit reicht bis ans Ende der Welt.

637.

Es bedürfte eines Freimaurerbundes vom heiligen Geiste, der von langer Hand stufenweise alle Änderungen im Staate vorbereitete, die zum Wohle des menschlichen Geschlechtes notwendig sind. Mit Geschimpfe, Gewalt, Überhastung ist da nichts Heilsames ins Werk zu richten.

*

638.

Byzantinismus und dynastisches Gefühl.

Modernen Begriffen widerspricht das Gottesgnadenkönigtum: der oberste Beamte — der Hort der Gesetze, der Ordnung, der Gnade! Einverständlich und verständig aufrecht erhalten!

Daß Herrscherrechte Herrscherpflichten bedingen — wer wagt diesen Satz, aus modernen Anschauungen herausgewachsen, umzustoßen?!

639.

Zu einer Zeitungsnotiz, laut welcher ein junger Bursche, der ein Bittgesuch in den Wagen des Kaisers werfen wollte, von einem Leibgardisten festgenommen und der Polizeidirektion übergeben wurde, notiert Anzengruber:

„Laß gut sein, Mutter! Wie der Kaiser dieses Elend erfahrt, is uns gholfen.“

640.

Monarchen.

Wenn ein Mensch schon dadurch, daß er mit einem andern spricht, gegen diesen einen Akt der Huld und Gnade übt, so stellt dies alle Natürlichkeit auf den Kopf. Woher soll da Vertrauen kommen, Mitteilsamkeit und lautere Wahrheit?

641.

Dummheiten aus Palästen gehen durchs Land, wie Simson unter die Philister, und jede erschlägt ihrer Tausend und mehr.

642.

Des Kaisers Rock.

Wozu — das vergißt man immer — der Bürger das Tuch geliefert und die Knöpfe.

643.

Des Kaisers Rock

ist des Volkes Rock geworden. Der Monarch repräsentiert nur das oberste Haupt des Staates, das muß sein. Er zahlt aber nicht, er wird bezahlt, er hat seine Zivilliste aus den Einkünften des Landes; das ist recht, auch ein Präsident der Republik muß Mittel bekommen, zu repräsentieren, nur kommt das billiger, da man keine Verwandten von ihm zu apanagieren hat. (Ämter gibt er ja auch wohl an Verwandte.)

Aber der Präsident wird bei übler Regierung abgesetzt, dem Monarchen muß man das Schlechte bezahlen.

Wie sonderbar noch die Ansichten der Könige sind, sie verlangen die Treue als selbstverständlich, wie von einer Herde, und denken an Ländertausch und -verkauf, wie König Ludwig von Bayern, wenn auch geistesgestört, doch aufrichtig gedacht. Früher, wo die Menge geschont war, war auch die Stellung des Königs, der, wenn Erfordernis war, die Reichen einfach brandschatzte, eine andere; jetzt haben sich die Reichen geschützt und der Arme trägt nun deren Lasten und andre dazu. Das ändert das Bild wesentlich.

644.

Fehler parlamentarischer Regierungen erklären sich leicht. Die Liberalen nehmen das Volk für klüger, die Reaktionären für dümmer, als es ist.

645.

Die Völker (respektive die Jugend 2c.) fangen an zu maulen wie Kinder, wenn man sie vom Unerreichbaren auf das Möglich-Erreichbare ernüchtern will, während anderseits die Konservativen über den Gedanken außer sich kommen, daß überhaupt etwas sich ändern soll.

646.

Was hatten doch die Fürsten gegen die konstitutionelle Regierungsform? Sie ist doch die handhablichste!

In erster Linie die allzubewilligende Majorität des Parlamentes, in zweiter die starre, unerbittlich hartherzige Regierung und in dritter hinter dieser der milde Landesvater, der manchmal der Freiheitsphrase ein Zugeständnis macht, hauptsächlich aber, was mehr als jede solche bedeutet, materielle Zugeständnisse ausspricht, und da die Fülle derselben das Volk übermütig macht und nach mehr Freiheit und Gerechtsamkeiten verlangend, so ist er auch mit den materiellen Zugeständnissen sparsam.

647.

Die Beamten.

Sie schwören der Regierung. Das Kabinett ist einmal so, das andere Mal so gefärbt; um sich zu halten, muß der Beamte Chamäleon sein.

Beneidenswerte — aber nicht achtenswerte Vielseitigkeit! Der blinde Gehorsam gewisser Vierfüßler ist allerdings an diesen „rührend“, aber vom Menschen nachgeahmt, wirkt er nicht so.

Darum ist der Schwur, einem Absoluten getan, ehrlich, der Konstitutionalismus ist eine Lüge.

648.

Wir dürfen dem Manne das und das nicht bewilligen, denn wir wollen ihn stürzen, ihn, der anerkannt der Fähigste! Ist diese Form Konstitutionalismus, Parlamentarismus nicht Verrat an Volk und Reich?

649.

Alle jetzige, zwischen den nationalen Bestrebungen lavierende, Kabinetts- und Parlamentspolitik (letztere zu allen Zeiten, da sie nur kurzes Gesicht für eine Session hat) kann als Motto: après nous le déluge gebrauchen, sie bringt absolut nichts fertig, sie schiebt nur die Geschehnisse hinaus.

650.

Man spricht von Unterschleifen, Betrug, Korruption, wenn Abgeordnete, Minister, Beamte ꝛc. Geld machen.

Die herrschende Partei, ob liberal, ob reaktionär, das gilt gleich, will ja was für ihre Leute, darum drängt sie sich ja ans Ruder. Die Geldverteilung interessiert sie, das Volk zahlt das Körbelgeld seiner Regierungsköchin.

651.

Die Frivolität in Regierungssachen ist erklärlich, wenn man den Regierern angehört und die Dummheit der Regierten in der nächsten Nähe zu kosten bekommt.

Es handelt sich bei Parteiführern um Geld und Einfluß. Der Hund an der Schüssel knurrt nur die andern an, die mitfressen wollen.

652.

Der Volksvertreter und Zeitungsmann.

— Hm, lassen Sie ihn, seine Spezialität ist die Ehrlichkeit.

= Unbequem!

— Na, ja, aber jeder sucht sein Fortkommen.

*

653.

(Seelenwanderung.) Aus dem lästigen, quälenden Geschmeiß der Wanzen, Gelsen und Wespen wurden Bureaukraten.

654.

Natürlich hält jeder Beamte jede Partei für dümmer, als er selbst ist, oft besteht seine Überlegenheit lediglich nur in Auswendigwissen von Tarifen, Verordnungen 2c.

655.

Ihre Stellung haben Sie vom Monarchen, von der Obrigkeit, Ihr Brot aber haben Sie

samt allen Ihren werten Kollegen von uns, den Steuerträgern.

656.

Du zahlst den Beamten, der dich einschätzt, und der führt das Geld ab, durch welches Polizei und Militär bezahlt werden, die die Steuern von dir eintreiben. Oh, was du, zivilisierter Mensch, dir alles für dein Geld kaufst!

657.

Das Beamten-Proletariat wird gegen das andere aufgeboten.

658.

Das Avancement des Polizisten: er macht sich einen Hochverratsprozeß. Er erzählt das selbst mit lachendem Munde. Ein Dutzend Studenten bekamen zusammen siebzig Jahre.

*

659.

Wie hübsch wäre es, wenn, um einen Anfang zur Besserung der Dinge zu machen, die Menschen sich die Sucht abgewöhnten, Dinge, Sachen zu personifizieren — der Tod — die Regierung — und Personen zu versachlichen — das Gericht ꝛc.

Viel Nimbus ginge verloren, und die Leute, die eine Sache repräsentieren wollen, würden sich manchmal bedenken, für ihre Person die Verantwortlichkeit zu übernehmen. Frühere Zeiten waren ehrlicher, da tat der König und der Minister alles — heute die Regierung.

660.

O arme Ideologen!, die ihr hinter jeder Klopffechterei, hinter jedem Raubzug den Weltgeist agierend und ordnend euch denkt!

Nein, es geht wirklich um Leut und Land und Hab und Gut und in letzter Linie um keine andere Idee, als des Geraubten froh zu werden und sich an Wanst und sonst wohl sein zu lassen.

Glaubt, der Weltgeist läßt es zu, daß ihr, mit den Kolonnen der Sieger oder Besiegten marschierend, hin- und hergestoßen werdet, daß euch der Rock über den Leib gezogen, der Beutel geleert, ja vielleicht der Schädel eingeschlagen wird!

Ihr getröstet euch der Idee und die anderen eurer Pfennige!

661.

Jeder Stand (Priester, Potentaten) verteidigt sein Privileg, er will sich seine Hammel, die er scheren und schlachten kann, erziehen — keine andere Rasse! — daher soll man ihm die erzogenen Lämmer auch nicht bocken machen.

Hat ein anderer aber andere Schur, so sieht man ihm durch die Finger, höchstens zahlt er für so und so viel Pfund Wolle Steuer.

662.

Wenn alles darauf ausgeht — Staat, Kirche, Familie — einem die Tasche zu fegen — Ekel!

663.

Kulturkampf.

Die breite Masse ist dumm und fanatisch, und viele Kluge finden Vergnügen an der Leitung derselben und ziehen daraus sehr weltliche Vorteile.

664.

Die Diplomaten.

Sie erfinnen dynastische und Landes- und Volksinteressen, und plötzlich wird für diese Interessen, die sie gar nicht interessieren, manches Tausend harmloser Bursche in das moderne „Schlachten" geschleppt.

Die Diplomaten sind ja meist Ritter, sollen sie's machen wie ihre Ahnen und — selbst reiten, gegen wen sie Lust haben.

665.

Im Mittelalter kam es nicht selten vor, daß der Begüterte angefallen und seiner Habe beraubt wurde. Der moderne Staat sagte: Pfui, daß dem einen und dem andern derlei geschehen kann, das widerstreitet dem Prinzipe der Gerechtigkeit, vor dem alle gleich sein sollen, es soll allen, keinen einzigen ausgenommen, so wie einzelnen Ahnen ergehen, das kann nur durch ein hübsches Steuersystem ermöglicht werden.

Das änderte der moderne Staat, die Gesamtheit hat das allgemeine Los.

666.

Republikanische Tugend — Republik jene Staatsform, bei welcher man sich nicht im Namen eines

Fürsten vom Fiskus plündern, vom Gericht einsperren, von Soldaten töten läßt.

667.

Der Reaktionäre zu dem Liberalen:

Pah, wer es wohlfeiler richtet mit dem Regieren! Könnten wir die Steuerlast mäßigen, einen materiellen Wohlstand für die Zehntausende da unten gründen, pah, die fragten nicht nach Freiheit, Fortschritt — wir könnten Euch hängen, sie rührten keine Hand.

*

668.

Das Tagblatt veranstaltet eine Sammlung für die unter der Winterzeit leidenden Armen und leitet diese mit einem Ausfall auf die Sozialisten ein; sagen, das täte der Staat, den selbe stürzen wollten!

Das tut ja nicht der Staat, vielmehr ist dieser in seiner gegenwärtigen Form daran schuld, daß ganze Klassen auf die spontane Wohltätigkeit der Kapitalisten angewiesen sind.

669.

Raubritter, um einen Fleck Land Zoll heischend, die Raubritter sind gefallen — dafür geht die Zollschranke um die ganzen Reiche, und das Schutzgeld wird von dem, der nichts zu schützen hat, verlangt.

670.

Pah, die Großen treiben eben Länderwirtschaft und Völkerzucht.

671.

Turniere, Konzilien, Weltausstellungen — Geschäfte.

672.

Judenhetzen, Maurenvertreibungen, Hexen- und Ketzerprozesse waren Kapitalsregelungen.

673.

Die Korruption (Boulanger).

— Wollen Sie Ihr Hochzeitslager auf den Gräbern von Hunderttausenden braver Jungen halten?

= Mein Gott, wie meinen Sie das?

— Nur, wenn Krieg ist, kriegt Ihr Vater die Armeelieferungen, das macht ihn zum reichen Mann und Sie zur brillanten Partie!

— Wir werden die Korruption aus dem Lande jagen —

= Und sie selbst repräsentieren!

— Solche Reden — ?!

= Ei, laßt mich freimütig sein! Wir wollen das Geschäft machen, ich bin ja mit meinem Vermögen beteiligt daran. Die Etikette verhüllt mir nicht, was in der Flasche ist!

— Pah, der Ruhm, das Prestige des Vaterlandes ist das Opfer wert!

= Pfui! Das Geschäft!

674.

Glosse:

Pronunciamentos der Unteroffiziere (Cartagena).

Mache: Republikaner Zorilla als Werkzeug von Pariser Börsenjobbern, die beim Fallen der spanischen Papiere Geld machen.

Etliche Unteroffiziere erschossen.

Weltgeschichte

ist das Börsengericht.

675.

Rothschild erklärt, die Rente zu drücken, wenn Frankreich ein radikales Ministerium erhält.

676.

Das Kapital.

Der Prätendent unterhandelt mit dem Bankier und der — vom geschäftlichen Standpunkte — riskiert ein Anlehen mit dem ersteren, und nun kann das Mordbrennen angehen.

So bestimmt ein fremder Kapitalist das Geschick von Millionen, das Geschick eines ganzen Landes durch nichtswürdige Einmischung seines Geldsackes.

Versteht ihr das, Völker?

Diese entsetzliche Einmischung in eure Geschicke? Pränumerando nimmt man die Zinsen aus euren Taschen zu dem sehr zweckmäßigen Unternehmen, euch dafür dezimieren und abschlachten zu lassen —

Wer da noch sagt, daß das Kapital kein Fluch sei, der hat keinen Blick auf das menschliche Elend getan.

Man möchte aufschreien: lieber die Anarchie als den Geldsack als Herrscher, als daß nach neuer Politik ein Bankier irgendwo eingreift in die Geschicke des weitab liegenden Landes.

*

677.

Die Religion hebt so gut — oder übel — wie der Sozialismus — den Vaterlands- oder Nationalitätsbegriff um eines höheren Begriffes willen auf.

678.

Ob es klug war, das Attentat Hödels gegen die Sozialdemokratie auszunützen, weiß ich nicht, aber daß es allimmer das Gegenteil davon war, Bestrebungen mit der Tendenz in die Zukunft mit Maßregeln nach rückwärts zu bekämpfen, das könnte man doch endlich aus der Geschichte gelernt haben. Da müßte mit Maßregeln nach vorwärts eingegriffen werden.

679.

Unsere Engherzigkeit ꝛc. verhindert, daß wir dazu schreiten, wenigstens die schreiendsten Widersprüche auszugleichen — zwischen Elend und Überfluß — und so wird das ganze Geschlecht durch die Kloake des Sozialismus und Kommunismus hindurch müssen.

680.

Dem Sozialismus wirksam entgegenzutreten — schafft das Elend ab!

681.

Der Staat sollte nach Erfindung der schwedischen Zündhölzchen längst die Phosphorreibhölzchen verboten, die gesundheitzerstörenden Fabriken derselben geschlossen haben.

Bewährt sich die angekündigte Erfindung in der Buchdruckerei, die Stahlstampiglie des Alphabetes auf dem Rad, Abdruck der Matrize und Stereotypie der letzteren, so sollte der Staat auch alle mit Bleilettern arbeitenden Druckereien, die Menschenopfer fordern, schließen.

Wer findet in einer Zeit, wo die sozialistische Idee immer mehr um sich greift, dieses Einschreiten des Ganzen (des Staates) zu gunsten Zahlloser (der Masse) übertrieben ungerechtfertigt?? Zum Liberalismus in seiner seichten Form herrscht kein Vertrauen mehr, der echte muß sich sagen, daß zur Freiheit, wie er sie meint, das Volk, der einzelne erst erzogen werden muß, daß erst die Lebensrechte jedes und ganzer Klassen beachtet werden müssen, ehe von Menschenrechten die Rede sein kann. Der Durchgangspunkt ist ein sozialer Staat, der alle vernünftigen Programme des Sozialismus in Wirklichkeiten umsetzt; dieser soziale Staat würde Europa vor der Anarchie bewahren, die, sobald das einzelne — sei es Individuum oder Klasse, über das Ganze gestellt werden soll, unausbleiblich ist. Der Staat hat zu erhalten, zu erziehen, eine Weiterentwicklung ist nur auf diesem Wege möglich. Es soll nicht dem einzelnen genommen, sondern allen gegeben werden, nur darf der einzelne nicht auf Kosten

des Ganzen Raum und Licht und Luft andern versperren.

682.

Der Protz zum Proletarier:

Ich weiß nit! Ich bin mit den bestehenden Zuständen ganz zufrieden.

683.

Der Herr Gutsbesitzer, ein Gott — und die Ordnung „eingesetzt", denn ist sie nicht göttlich, dann müßte er sich etwa gar von den Bauern nicht respektiert, sondern bloß geduldet sehen.

684.

Ihr, die ihr, immer zitternd und zagend um euer bißchen behagliches Auskommen, jede Gewalttat gegen Arme beschönigt und jeden Schritt, den die Welt vorwärts tun will, hemmt und unmöglich macht.

Christen!??!

Sorget nicht, was wir dann essen werden.

Freilich, Luxus, Genuß in heutigem Sinne gäbe es nicht, aber auch neben dem Überflusse kein Darben und Verderben.

685.

Es bleibt nichts über: entweder ihr müßt das naiv treuherzige Gottvertrauen dem Volke zurückgeben oder ein gutes Leben ihm verschaffen.

686.

Die soziale Frage

wird weder durch Gesetzgebung noch wissenschaftliche Bemühungen, auch durch keine Revolution, die nur

reagierend im Verlaufe wirkt, gelöst werden, sie wird, wenn nicht geradezu durch eine neue Religion, doch durch ein verwandtes, enthusiasmierendes Gefühl sich austragen — Opfer bringt der Mensch nur in gehobener Stimmung, und Opfer verlangt die Lösung dieser Frage gerade von dem bevorrechteten Teil der Gesellschaft.

687.

Drache Kapital.

Dampftramway Stammersdorf. Wie kommen die Fuhrleute, die Steuer zahlen, dazu, der Protzengesellschaft die Existenz zu opfern? Entschädigt jeden! Das ist staatlich zu fordern.

688.

Anlaß: Ein Selcher um sechstausend Gulden bestohlen in Angriffen auf die Kasse, pro Tag zwanzig Gulden; konnte wegkommen, ohne daß der Geschäftsmann etwas davon ahnte.

Zum Teufel, das ist doch Leuteschinderei!

Der Staat, der sich in ungemütlichster Weise in alle persönlichen Anliegenheiten einmischt, dürfte sich doch wohl eine Brot- und Fleischtaxe aufzustellen erlauben.

Es sind ja weder geistig noch sonst hervorragende Bürger des Staates, die sich mit Mehl und Fleischausschrotung befassen, es ist nicht einzusehen, woher sie das Recht nehmen, die anderen zu plündern.

Die Raubritter wenigstens waren doch offenkundig und taten es auf eigene Gefahr.

689.

Der Stellwagenkondukteur, der Kutscher der Massen —

Wieviel verlieren die, freilich ohne es zu ahnen, von geistigen Genüssen, da ihnen alle Gebiete der Kunst, des Wissens und höheren Seins verschlossen sind. Wer — wie spricht man zu denen? Die Religion ist den poetisch Angelegten Poesie, aber wo diese Anlage fehlt — man kann sie ihnen nicht nehmen, aber auch nicht geben — welche trostlose, sich auf das rohe Dasein beschränkende Lebensführung!

690.

Der Unbemittelte.

Du kannst studieren, aber es führt zu nichts, Sohn, auch die Bildung ist für die Reichen!

691.

Philanthropische Vorlesungen beim Tee vor Mama und dem Söhnchen: über allgemeinen Reichtum.

„Wie schön wäre das Leben! Wer aber würde den andern noch bedienen wollen, wenn wir alle hätten!?" —

Professor: „Aller Dienst würde Liebesdienst."

692.

Kennen Sie das römisch-böhmische Sprichwort: „Ne sutor crepidam povidal pritsch"? Das heißt auf deutsch: Krepier, Schuster!

693.

Geld — Dämon Geld (verdirbt).

Der Arme verachtet den Reichen, der sich allen Lüsten zügellos hingibt, und der Reiche den Armen, der sich für Geld zu jeder Niedertracht hergibt. Er findet sich unter dem Pack immer einen, der für Geld jeder Zumutung entspricht.

694.

Das Elend der niederen Stände ist trostlos. Daß das Mädchen zur Hure, der Bub zum Dieb, Falschspieler rc. wird, das betrachten die Leute schließlich als ein unabwendbares Los.

695.

„Die Arbeit ist ein Segen!"

„Gewiß, Herr Professor, ich wüßte einen, der ohne Beschäftigung zugrunde gehen müßte.

Für alle? — Hm —," er öffnete das Fenster — und zeigte auf Arbeiter — die Erde zu einem Kanal aushoben. „Haben die auch ihr Teil Segen weg? Ich weiß, Sie können mir jetzt einen Hinz oder Kunz poetisch ausmalen, der abends die Schaufel, das heilige Grabscheit, das ihm die Gattin zur Arbeit in die Hand gab, in eine Ecke lehnt und in Schaffensfreudigkeit sein Tagwerk übersieht. Künftige Geschlechter danken ihm noch, daß er den Fäkalmassen da einen Weg gewiesen zur Gesundung der Stadt."

„Sie sind heute etwas gereizt."

„Hm, wir haben heute eine Leiche im Hause, sie wird unter dem gewohnten schludrig-eiligen Pomp

in einer Stunde weggeschafft und hinausgeführt. Im Leben war das arme Ding eine Nähterin. — Welche Befriedigung, Tag und Nacht zu schaffen, Kinder und reiche Frauen, die gestickte Wäsche, geschlungene Streifen an Hemden und Hosen tragen, damit versorgt zu haben. Lieber Professor, heut, unmittelbar der Rau- und Roheit des Seins gegenübergestellt, verfängt keine Phrase, morgen vielleicht schon erfreut und ergötzt sie mich, sie ist der Gangstock auf dem Wege des menschlichen Fortschrittes: wo man nichts zu überbrücken weiß — da hilft sie in der Luft, mit einem Schwung hinüber — aber heute lassen wir diesen Gangstecken im Winkel."

*

696.

In der Urzeit zerschlug man die Knochen und sog das Mark aus. Heutzutage saugen wir uns das Mark früher aus, um uns nachträglich die Knochen zu zerschlagen.

697.

Die Chauvinisten rechnen auf die Einnehmerstellen bei Eintreibung der Blutsteuer.

698.

Das Mandat

ist auch für den Kapitalisten erreichbar. Solange Politik regiert und Regieren Politik machen heißt, solange eine Clique die Mehrzahl der Menschen zu dem Ruhm, der Geldgier eben dieser Minderzahl ausnützen wird, solange Regieren nicht ehrlichsten

Gewissens die Massen zur Vernunft allmählich heranziehen, die Halbtiere durch Entwicklung zu Menschen veredeln heißt, solange Ausbeuten zum Vorteile weniger Regieren heißt, solange ist Freiheit Schwindel, Lüge. Die Hetzmeier verlangen nach Krieg, die Mehrzahl ließe die Hitzköpfe sich gerne gegenseits erschlagen. Ein Volk groß machen, das heißt gegenwärtig, es in den Krieg hetzen, der die unedlen Eigenschaften, die Bestialität tausendfach entfesselt und die Tugenden nur ausnahmsweise in Übung treten läßt.

699.

Geschichte aus Frankreich.

Der Sohn eines greisen Ehepaares soll „abgestellt" werden. Der Vater geht in die Seine — Zettel: der einzige Sohn der Witwe ist frei!

Wer zweifelt noch daran, daß der Moltke recht hat, der Krieg entwickelt die edelsten Tugenden der Menschen! Aufopferung, heroische Hingabe? Schon das allgemeine Wehrsystem tut es.

700.

An den kleinen Krieg Eugeniens müssen noch einmal die Enkel der jetzigen Sieger und Besiegten glauben —

Der kleine Krieg einer hübschen Frau — es ist doch gut, daß der Mensch mehrteils gedankenlos dahinlebt!

Oh, daß man das Wort „Euer Bestialität!" noch nicht in die Umgangssprache aufgenommen hat!



701.

Mit welchen Phrasen und nichtsnutzigen Tiraden wird man die guten, dummen Völker in die Begeisterung des nächsten furchtbaren, blutigen Krieges hineinhetzen und proklamieren?!

702.

Die Kriegsidylle.

Von der neuesten Erfindung wird die ganze Armee einfach in alle Winde geblasen. Es bleiben zwei Gegner übrig. „So dumm werden wir nicht sein, wir schiffen nach Amerika!“

703.

Die Armut demoralisiert mehr, als es der Übermut des Reichgewordenen tun kann. Der Reichgeborene kennt diesen Übermut nur ausnahmsweise und nimmt seine besseren Verhältnisse selbstverständlich, was den Mißbrauch in anderer Richtung als der des selbstverständlichen Druckes des Kapitals ausschließt.

Wenn der Staat die Summen für Militärzwecke für humanitäre und Bildungsanstalten aufwenden möchte, wie gar bald sähe die Welt sich anders an. Die Armut wurzelt in dieser Blut- und Schweißsteuer, die Demoralisation, das Käuflichwerden alles ansonst Unveräußerlichen, das gezwungene Anbot von selbem verschuldet die Kriegswirtschaft der Staaten. Ist das der Zweck?

704.

Militärpflicht — heiraten können nur die Greise — für andere.

Der Mensch wird seines Lebens nimmer froh im modernen Staat.

705.

Die Frauen widmen sich immer mehr und mehr männlichen Berufsarten. Das führt auch ganz zu dem erwünschten Zustande, wo Frauen, auf sich allein gestellt, die Familie selbst erhalten können. Da junge und alte Männer sich bald ausschließlich dem Militärdienste geweiht sehen werden und Familienväter nur mehr zeitweise häuslichen Pflichten werden genügen können — der Kriegerstaat mit weiblichen Beamten 2c.

706.

Auf eine Einladung der „Wiener Freiwilligen Rettungsgesellschaft" zu einer Demonstration, die darstellen soll, wie bei elektrischem Lichte ein Schlachtfeld von Verwundeten und Toten aufgeklärt wird:

„Ach," würde ein Ideologe sagen, „was ihr Menschen euch über solche Fragen den Kopf zerbrecht und das Herz schwer macht! Schafft die Kriege ab und die Greuel sind hinweg. Jedenfalls!"

Aber geht das? Ehre also den tätigen, opfermutigen Männern, die die Sache, wie sie leider liegt, anfassen und Abhilfe, so weit sie gebracht werden kann, nicht nur planen, sondern ins Werk setzen."

707.

Sie (die Menschen) wollen jetzt noch nicht daran, obwohl sie das infolge ihres gegenwärtigen Erkennens logisch tun müßten, aber folgende Ge-

schlechter werden sich wohl gar nicht zurückhalten, vor den meisten Schlacht- und Schlächtergrößen breit auszuspucken; es wird dann die Zeit kommen jener Helden, die still, aber unermüdlich, kein Opfer fordernd, sondern beruhigend zum Heile der Menschheit, wenn nicht gewirkt, so doch gelitten.

708.

Die Friedensliga.

Sie ist den Gedanken der Zeit, nicht aber den Tatsachen entsprechend.

Ihr habt nicht die Macht, alle Völker durch Friedensliebe einzulullen. Leider nicht! Der aber, der es vermöchte, ein einzelnes — es wäre das edelste — einzuschläfern, daß es unbereit, waffenlos unter den anderen dastünde, er wäre nicht ein Freund der Menschheit, sondern nur ein Feind dieses Volkes.

So steht es leider! Darum keine Friedenspredigten, keinen Kosmopolitismus, sondern Betonung des Nationalgefühls. Der Krieg wird schließlich den Krieg unmöglich machen. Nicht die Milde, der Greuel, der himmelschreiende Greuel war von je der Lehrer der Völker.

*

709.

Das Vorrecht der Geburt ist kein Vorurteil, es ist eine Tatsache — eine leidige wohl, aber immerhin eine. Die Geburt bestimmt die Nationalität, es ist nicht wahr, daß es gleichgültig ist, auf welchem Fleck Erde der Mensch geboren wird, dieser Fleck

bestimmt seine Entwicklung in allen Anschauungen über Pflichten und Rechte, Sitte und Art, gibt ihm auch das Idiom, in dem er nicht nur spricht, sondern auch denkt; welche Sprache er auch fürder erlernt, er denkt in der Muttersprache und überträgt seine Gedanken mehr oder weniger gewandt in die fremde.

710.

Gibt es irgendwo in der Welt noch eine Nation wie die unsere? Nur dem Deutschen kann man es nicht oft genug sagen und er wird es nicht müde zu hören: daß er deutsch sei, und vergißt es doch immer wieder!

711.

Bei kleinen (armen) Nationen wickelt sich die Nationalitätsfrage ganz nach Zuschnitt der sozialen ab. Auch mit terroristischen Mitteln rc.

Irland und Tschechen.

712.

Kern des Nationalitätenstreites in Böhmen.

Ihr kämpft für Ideales, Gleichberechtigung und Fortschritt und Freiheit, sie kämpfen für erleichterten Broterwerb für ihre Kinder und kaum für ihre Enkel.

In dem Kampf erliegt ihr!

713.

Die Nationalität mehr als notwendig zu betonen, ist schon Rückschritt auf dem Entwicklungspfad der Menschheit.

714.

In glaubens- und sonst armen Zeiten stellt der idealsüchtige Mensch oft die Nationalität als solches auf und wird Nationalfanatiker.

So die Deutschen, jetzt die Slawen.

Wie das „erreichte“ [Ideal], das heißt das Erreichbare des Ideals sich ausnimmt, das beachten die Heißsporne nicht. Die Republik „Nordamerika“, die britische Verfassung, die französischen Changements, das Deutsche Reich könnten ihnen zeigen, was eigentlich dahinter steckt.

715.

Nationalitätsgefühle und Fanatismus.

Nicht daß durch irgend welche Betrachtung oder Vorhersage das Unheil sich abwenden ließe, sondern zu kontrollieren, daß es vorhanden. Nicht das Aufgeben, die Pflege der Nationalität! Aber doch die Erkenntnis, daß das nur ein Zufälliges! Wie Reichtum oder noch schärfer: wie Schönheit, nicht Geistesgaben, die bedingen auch Ausbildung. Es mag Glück sein, einer bevorzugten Nation anzugehören. Alle Bildung macht keinen Neger weiß, ob sie dessen Schädel nicht mit der Zeit ändert, bleibt dahingestellt, aber die Überhebung auf Grund des Zufälligen ist inhuman. Man mag sich der Gaben, die man überkommen, freuen, stolz ihrer sein, aber nicht protzig.

716.

Die Nationalität

bedroht die Menschen nunmehr mit Kriegen und stellt sich mehr als jede Kabinettspolitik der Verwirklichung des Traumes vom ewigen Frieden entgegen.

717.

Die französischen und russischen Maler wiesen die Beteiligung an der Wiener (österreichischen) internationalen Ausstellung zurück.

Einem Blatt entfährt bei dieser Meldung der Seufzer: Beklagenswert, daß selbst in Sachen der Kunst die Politik dreinspricht! — —

Gewiß!

Aber es muß noch viel ärger, beklemmender, störender für die allgemeine Entwicklung, den Fortschritt und den Verkehr von und zwischen Wissenschaft und Kunst kommen, bis es anders wird, und wir die Barbarei, in der wir schon stecken und ferner zutreiben, mit gebührendem Schrecken erkennen. Die Abhilfe wird sich nur und erst mit dieser Erkenntnis einstellen, wie leider die Sachlage einmal ist. Die Verhältnisse sogar verschärfen, ist nicht nur patriotisch-national, sondern dienlich. Hält es niemand mehr aus, dann wird sich's ja geben.

718.

Zum Slawophilen.

Zügeln wir weiter unsern Haß nicht, üben wir ihn frei aus! Wer wird auch so unpolitisch und so

unmännlich sein, nach dem Geheul verzweifelnder Weiber zu fragen, deren Männer und Söhne hingeschlachtet wurden, oder um den stillen Gram weißhaariger Männer? Suchen wir ein Weltreich zu gründen — es ist zwar bisher noch ein jeder Versuch gescheitert — aber es kann ja uns gelingen, und wenn es gelungen ist, dann fragen wir auch nicht darnach, daß von den Nachkommen die Besten und Edelsten unsere Taten verdammen und unser Andenken zu dem anderer Menschenquäler werfen, deren Gedächtnis der Menschheit Schande macht, *denn der Mensch bedeutet mehr als die Nation.*

719.

Neunzehntes Jahrhundert.

Alle menschheitlichen Ideale abgetan; die nationalen an ihre Stelle gesetzt — also das relativ kleinere. Die nationalen Tugenden waren immer zu Anfang der Kulturen.

Man ist ordentlich froh, daß man keine Aussicht hat, zu erleben, mit ansehn zu müssen, wie sich um das, was einige alte fanatische Esel eingebrockt haben, die jungen Esel totschlagen werden.

720.

Die militärische Erziehung in den Volksschulen, wie sie in Frankreich geplant wurde.

Der Alte zum Jungen: Ihr geht einer heiteren und glorreichen Zukunft entgegen. Ihr

werdet in Haß zur Fertigkeit, denselben praktisch auszuüben, erzogen. Ihr massakriert euch, weil ihr Franzosen und Deutsche — zwei sogenannte Kulturvölker seid: das einzige Gute, was das haben kann, daß sich die unkultivierten Völker, die dem zusehen, von *der* Kultur nichts verlangen.

Ist's ein Deutscher — Piff, paff! — so lehrt man euch.

Ist's ein Franzose — Puff, piff! — so lehrt man denen.

721.

Bemerkung zu einer Zeitungsnotiz vom 3. Januar 1883, nach welcher die Jungtschechen durch Kondolenzdepeschen zu Gambettas Tod für den Revanchegedanken demonstrieren.

Alle Achtung vor dieser offen zur Schau getragenen Feindseligkeit. Völkerzwist ist allerdings das Traurigste für den Fortschritt, die Freiheit 2c., aber wie es nun einmal ist, so glauben wir Deutsche, die wir den Instinkt haben, gehaßt zu sein, versichern zu können: es ist gegenseitig!

Das verkleistert kein offizielles, offiziöses oder konfus kosmopolitisches Gefasel und Geschreibe: die Szylla ist der Nationalitäten-, der Rassenkrieg, die Charybdis die anarchistisch-soziale Revolution. *Seid froh, die ihr keine Kinder habt und kein — Herz!*

Ära der Versöhnung!

*

722.
Antisemitismus

jagt die Juden vom Wasser, um selbst zu fischen, verdammt ihre Praktiken dort, um sie selbst zu üben.

Heutzutage — ideale Ziele?!

723.

Die Korruption ist international, nur haben die Juden, als mit dem Stock auf den Mammon dressiert, mehr Talent dazu.

724.
Juden.

Alle Freiheit haben, aber keine Verpflichtung dabei anerkennen wollen. Man redet den Leuten solange vor von Menschenrechten und daß sie die hätten — ohne aber dabei zu betonen, daß erst *Menschen* auf diese Rechte Anspruch haben. Es gibt einen Mißbrauch des Rechtes, wie es Religion ohne Segen gibt. Soll man erziehen und dann die Freiheit geben oder die Freiheit geben und die Entwicklung dem Wetter überlassen?

Betreffs der rumänischen Juden sagte das „N. D. J.“: „und wären sie so verabscheuenswert gefährlich, als man sie macht, und ginge Rumänien darüber zugrunde, dies schiene das geringere Übel, als daß der Berliner Vertrag zur Schmach Europas nicht ausgeführt werde. Also: fiat justitia etc. Ehrlich, ihr Herren, handelte es sich um eine andere Rasse, redetet ihr auch so? Da würde gesagt werden: vom idealen, aber etwas unpraktischen, weil das

Land verderbenden Standpunkte dürfte doch abzusehen sein u. s. w."

*

725.

In Österreich ist der Monarch der Kitt des Staates — ob man dessen Festigkeit wie immer werten mag, die Richtigkeit dieser Politik muß anerkannt werden.

726.

Wenn auch nicht unsere Diplomaten, so sind doch unsere Gelehrten darüber einig, daß nach dem „kranken Mann" die kranke Madame Austria in Behandlung käme.

727.

Österreich.

Wenn nicht äußere Stürme den Zersetzungsprozeß aufhalten und zeitweilig unterbrechen, geht er stetig vor sich.

728.

Bismarcks Rat, den Schwerpunkt nach Osten zu verlegen, sich also als zweites Slawenreich aufzuspielen und dadurch Rußlands Eifersucht wachzurufen, war für Österreich der denkbar ehrlichste eines — Feindes!

Ihm zu folgen, das — Unklügste!

729.

Böhmen — Königreich.

Österreich der zweite slawische Staat, daher in Gegnerschaft zu Rußland gestellt. Wie einst die Ein-

wanderung aus dem Reiche in die Ostmark, Böhmen, Ungarn 2c. stattgefunden, so wird jetzt die Rükwanderung der Deutschen in das neue, wohlhabend werdende Reich beginnen.

730.

Ein slawisches, undeutsches Reich — geht nicht. Da würden die Rivalen sich gegenüber [dem] Monarch[en] einigen — zur Teilung. Aber das Land hat unerschöpfliche Hilfsquellen — es muß mit Förderung und Ausbildung derselben möglichste Freiheit gegeben werden. Der Kaiser muß sich mit der Macht des Präsidenten einer Republik begnügen — die Leute müssen sich regieren — einen Bundesrat beschicken. Wenn sich's darum handelt, neben der leiblichen Wohlfahrt auch geistige Güter zu verteidigen, dann wehrt sich jeder. Die Ostmark ist wieder da.

731.

Sonderbar, daß es den Nationalen nicht einfällt, wie sie von den unter ihnen wohnenden Deutschen das Aufgeben einer entwickelten Sprache, einer überreichen Literatur, eines höheren Standpunktes aller Lebens- und Weltanschauung verlangen, ja den ganzen Staat zu gunsten Zurückgebliebener und zum Schaden Vorgeschrittener einladen, sich auf die niederere Kulturstufe zurückzuschrauben und dahin nochmal zu laufen, wo er schon gestanden hatte.

732.

In Wien geboren, das hieß ehmals: auf deutschem Boden geboren, also: ein Deutscher sein.

Das heißt es jetzt nicht mehr, und das enthält alles.

Das ist die Erklärung für vieles Unerquickliche in Wien.

Kein Kern mehr, ein Konglomerat.

733.

In diesem Lande (Österreich) läßt man keinen Lumpen fallen.

734.

Das Abgeordnetenhaus erklärte die Wahl von zwölf Abgeordneten für gültig und zu Recht bestehend, welche das Reichsgericht als eine Rechtsverletzung erklärt hatte.

Was sind das für Zustände?

Wahlmanöver spielen in aller Herren Ländern, wo Wähler und Wahlwerber existieren, eine Rolle, aber daß sich irgendwo ein Statthalter aus Gefälligkeit gegen die Regierung — selbst auf die Aussicht hin, dieser als Minister beizutreten, so weit sollte hinreißen lassen, daß er eine Rechtsverletzung begeht, daß irgendwo eine Majorität so brutal wäre, diese Rechtsverletzung gutzuheißen — man nenne mir das Land, daß ich es zunächst dem, dessen Bürger ich bin, beklage.

Aber sehen wir ab von den Manövern, legen wir das Hauptaugenmerk auf das Volk und das Rechtsbewußtsein desselben — was sind denn in dessen Augen die Manövrierenden? Untergrabt den Boden und bald habt ihr nicht mehr, worauf ihr stehen könnt.

735.

Es wird ein ebenso großer Fehler sein, an dem die Menschheit wieder zu korrigieren hat, an die Stelle der Kirche (Religion), die die geistigen Interessen des Volkes aufzusaugen verstand, jetzt den Staat zu setzen, der das mit den materiellen zu stande bringt.

736.

Früher fanden die Herrscher im Erobern einen ebenso nützlichen als angenehmen Beruf.

Da jetzt allmählich das Friedensbedürfnis aller Völker ein immer größeres wird, scheinen sie mit mehr gutem Willen als Geschick sich auf das innere Regiment, den parlamentarischen oder unparlamentarischen Regierungssport zu werfen.

737.

Das ist nicht mehr Mißbrauch der Amtsgewalt, das ist Amtsbrauch der Mißgewalt.

738.

Ihr dürft Soldaten sein, steuerzahlende Bürger, Narren, aber Menschen nicht.

739.

Ein gesetzlich nicht anerkanntes Religionsbekenntnis — o Staat!

740.

Die Zeit ist fern — aber sie kommt, wo die Gemeinde, die nach freier Wahl sich ihre Institutionen bestimmt, unangefochten neben Gemeinden anderer Institutionen, den Staat bildet.

Die Gemeinden, die in ihrem Bannkreise die Familie, die Kirche 2c., aufheben oder bestehen lassen können; wem es nicht gefällt, der verwirkt sein Recht, der trete aus.

Ein Zentrum allgemeinen Verkehrs wird es geben, hoffentlich sieht die Zukunftszentrale ebenso ganz [anders] aus wie die jetzigen Großstädte, so ganz anders, wie die Zukunftseinigung dem, was wir jetzt „Staat“ nennen, [nicht ähnlich sieht].

741.

Das neue Strafgesetz.

Es sind doch lauter menschliche Einrichtungen und Dinge: Gott, Ehe, Familie 2c. Alles muß gespreizt und gepölzt werden.

742.

Der Mensch stolpert in einemfort über Gesetze, Erlässe, Verordnungen — die reine Papiermotte.

*

743.

Die Zensur.

a) Die Furcht vor der Zensur.

Hatte Gelegenheit, mit Björnson zusammenzukommen. Der Zensur wurde gelegentlich Erwähnung getan. „Ist das etwas Böses?“ fragte die Gemahlin meines nordischen Kollegen. Ich versicherte, es wäre das Böseste, was sich ein dramatischer Autor vorstellen könne, etwas, das ermöglicht, daß von Polizei wegen (Staats wegen?) seine Arbeit in Frage gestellt wird.

b) Die Furcht der Zensur.

Hat der dramatische Autor nach dem bisher über die Zensur Gesagten alle Ursache zur gerechten Furcht vor der Zensur, die ihn zur Unproduktivität verurteilen kann, so hat auch die Zensur ihrerseits vor den bösen, bösen dramatischen Autoren Furcht, sie fürchtet sich, daß — wie der Wiener sagt — es schon nimmer schön ist.

Nein, es ist nimmer schön!

„Könnte eine Meuterei hervorrufen," schrieb ein besorgter Zensor, um die Streichung eines ganzen Couplets zu rechtfertigen, in den für die höhere Behörde (die Statthalterei) beigelegten Bericht.

744.

Wir dramatische Autoren Österreichs stehen heute mehr als je einer ganz unzweideutigen Zensur gegenüber, welche uns gerne die Freiheit gestattet, alles zu schreiben, und sich aus der Gegenseitigkeit die andere nimmt, alles wieder zu streichen. Besagte Dame Zensur ist nämlich ungeheuer besorgt um Sitte und Staat und Religion, welche sehr ärmliche Institutionen sein müssen, da sie schon durch einen einzigen böswilligen Autor erschüttert werden können.

745.

Wie vieles andere, so wird auch einstens das Konfiszieren von Zeitungen den künftigen Geschlechtern ungeheuer komisch vorkommen, besonders in der heuchlerisch als liberal drapierten Regierungsepoche des konstitutionellen Systems von

heute; im absolutistischen Regierungssystem ging es noch an, das landesväterlich für das Heil der Landeskinder eine besserwissende Sorge vorschützte. Wenn aber das Volk durch Mandatare vor sich selbst geschützt wird, das ist doch „gspassig".

746.

„Wenn es in einem Geschichtswerke stünde . . ."

Das ist der wunde Punkt! Wann verjähren denn für eine Zeitschrift die weltgeschichtlichen Dummheiten? Wann ist ein Dummkopf und ein Schuft ohne Gefahr gebührend so zu titulieren? Wann ist das erlaubt, wann verpönt? Der geschichtliche Essay läuft ja auch durch Zeitschriften! Die Gefahr liegt nahe, daß die so geübte Zensur auch sich in wissenschaftliche Erörterungen, in geschichtliche wie in andere, mengt, von der Zeitschrift nach den Büchern greift.

Die herrschenden Fürstenhäuser &c. sind sämtlich durch Kritiken der verstorbenen Mitglieder zu beleidigen. Wann ist ein Fürst so tot, daß man ihn nicht mehr beleidigt? Wann ist er historisch? Mancher Charakter wird schon durch die einfache Darstellung — wie er war — nicht schön.

Das gilt ja nur von unserer Zeit. Die nach uns wird erstens die Leute sehr objektiv beobachten lernen (ohne Gunst oder Ungunst), zweitens wird es schwer sein, das Wort und seine Verbreitung zu kontrollieren. Die Lettern werden uns bereits zu schwerfällig, die Sache wird rascher gehn. Wer konfisziert die Hektographen, die Schreibmaschinen &c.?

747.

Zensur.

Ein Dichter hört in die Zukunft, er hört das Dröhnen der Schritte noch außer der Zeit.

Er will warnen, da legt ihm die Polizei die Finger [auf den Mund] und sagt: Warnen Sie nicht, das beunruhigt nur!

748.

Die Verfeinerung bringt es dahin, wo es der Sozialismus haben will.

Man darf durch Komödien zum Beispiel oder anders niemand beleidigen, kein Individuum, keinen Stand, keine Religionsgemeinschaft, nicht den Staat, eigene oder fremde Regierungen, keine Nation rc. — nationale Empfindlichkeit zu schonen, werden klassische Stücke vom Theater verbannt, zeitgenössische sind von Haus aus von zahmster Art.

Ich beneide die Künftigen nicht um ihre ruhige Welt, um die konfliktlose Schonzeit aller Erbärmlichkeit, Niedertracht und Dummheit, die aus dem Ganzen da herauswachsen muß, die internationale Duldungsperiode, wo alles und alle im Gleichheitsbrei allgemeiner Erbärmlichkeit herumschwimmen und [sich] wälzen werden.

749.

Das Albernste wäre es wohl, wenn ein Mann die Wetterfahne auf seinem Dache festnieten, die Fensterrahmen festnageln ließe, um behaupten zu können, es gehe kein Wind. Was tut die Staats-

gewalt oft anderes in drohender Zeit, wenn sie offenes Reden und Meinen verbietet?

750.

Die Furcht vor der Zensur.

Ja, ihr könnt durch Fernhalten aller Idee, aller Entwicklung, durch Einschränkung auf abgeleierte Themen dem Publikum das Theater verleiden, gleichgültig machen und der Kunst als solcher unermeßlich schaden — die letzte Sorge aber wird euch vereitelt. Die Ideen von den Massen abhalten könnt ihr doch nicht, und je weniger Diskussion, je verworrener und ungegorener werden sie aufgenommen und einseitig, verderblich entwickelt.

751.

Es erweckt allerdings einiges Bedenken, wenn den Regierern die Regierten nicht dumm genug erscheinen, aber jedenfalls ist es ein ganz selbstverständliches Gebaren, wenn in diesem Falle die Regierer die Regierten auf ihr (der ersteren) Geistesniveau herabzudrücken versuchen.

752.

Alte Richtungen verwerten!

Lukians Göttergespräche! Sollten sie sich nicht als Heiligengespräche bearbeiten lassen (Totengespräche)?

Meinem Feinde geb ich den Rat. Er hätte nur einen Leser — den Staatsanwalt.

Aristophanes-Platen — verspätet.

753.

Furcht vor der Zensur.

Wenn man es aber ganz ehrlich meint mit seinem Schaffen, dann kann man sich wohl auch öffentlich beklagen, wenn einem die Bedingungen hierzu entzogen werden.

754.

Das Aufreizen des Volkes.

Sprechen soll's nicht. Endlich berstet die verhaltene Wut in Zerstörungstrieb, in Zertramplungsgelüst aus, Wahnsinn, der nur nach Befriedigung des Hasses lechzt, ohne selbst die Folgen für die eigene Person zu bedenken, ja, trotz er sie bedacht!

*

755.

Der Staat in seiner gegenwärtigen Verfassung wird (im Gegensatze zu früheren Zeiten) nicht nur von den Minderbemittelten, denen er alle ohnedies seltenen Genüsse erschwert, sondern auch von den Reichen, deren Güter er auf unerwünschte Art verwendet, nur mehr als eine Last empfunden.

756.

Wie einem die Elternliebe durch mißratene Kinder, die Kindesliebe durch unwürdige Eltern, so kann einem die Vaterlandsliebe durch Institutionen u. s. w. sehr erschwert werden.

757.

Die Indifferenten,

denen man alle Lust am Staate genommen und alle

Last aufgebürdet hat, sie werden gleichgültig dem Kampfe um dessen Existenz zusehen.

758.

Unter den Elementen, welche sich stemmen gegen die unleidlichen Eingriffe unseres modernen Staates in das Leben des einzelnen, bereitet sich eine große Reaktion vor — sie glauben in der Beschränkung früherer Zeiten — ohne sich an deren Bescheidenheit und Zufriedenheit anzulehnen — das Muster gefunden zu haben, darin Abhilfe wenigstens für die größten Unannehmlichkeiten liege, daher die verbissenen und verkniffenen Rückwärtser.

In den Herzen aller Anständigen und Edlen bereitet sich gegenüber dieser Reaktion — die nur alles Ungemach verschärft, die stille Resignation vor.

759.

Die ehrlichen Leute ziehn sich zurück. Hurrah!
Die Zeit der Lumpe ist da!

*

760.

Ob unsere Zeit erbärmlich ist, das unterliegt keiner Frage.

Früher lebten die Menschen doch ganz in der ihren, waren Kerle, die etwas vor sich brachten, und wenn es ihnen gar zu arg auf Erden wurde, so flüchteten sie ins Transzendente, das ihnen so oder so glaublich war, verlangten von ihrem Erlöser und dem Himmel alles, was ihnen eben abging.

Wir aber flüchten uns in die griechischen, altrömischen, ägyptischen, indischen, altdeutschen, in alle Zeiten, in der unseren finden wir nicht viel zu erreichen und uns unbehaglich genug.

761.

Ehe, Verwaltung ꝛc.

Daß ohne Störung der bestehenden Ordnung an die dermaligen Einrichtungen, sowohl staatliche als soziale, nicht viel gerührt werden darf, ist richtig, ohne aber für die Vortrefflichkeit dieser Ordnung zu sprechen. Es ist wie mit einem Kleidungsstück, das unbequem zu tragen sein mag, aber es hält insoweit warm und man weiß kein anderes, 's ist überdem Mode.

762.

Kultur.

Da die [Kultur] den oberen Zehntausend das Leben schön macht, aber die andern nichts davon haben, läge nichts an der Zerstörung jetziger Kultur.

Neun Monate braucht es, um im weiblichen Menschenleib die größte Revolution hervorzurufen, Menschenalter, um eine staatliche Revolution.

763.

Not, Selbstmord und Verbrechen.

Alle, die sich aus Not den Tod geben, alle, welche dieselbe zu Verbrechen reizt, sind diesem Dasein gegenüber weder Überdrüssige noch Unzufriedene, sie sind nur Ankläger gegen die Art, wie wir uns dasselbe eingerichtet haben.

764.

Die Leute glauben wirklich, wenn sie alte Risse mit altem Brei verschmieren, morsche Balken und das geborstene Mauerwerk firnissen ꝛc. — die Tapete wirkt nicht zusammenziehend — daß das alte Gebäude hält.

765.

Die Reaktion

erzeugt wieder ein Geschlecht, das zur Einkehr gezwungen wird. Wir haben nicht zu spotten, daß die Achtundvierziger die „Grenzboten“ geschmuggelt und nur die „Wiener Theaterzeitung“ gelesen. Wie lasen sie die „Grenzboten“, und was lasen sie in die „Theaterzeitung“ hinein, und wie vergruben sie sich in den literarischen Schatz! Wahrhaftig, es tut diesem Geschlechte not. Die Reaktion ist die Fastenpredigt, die Bußübung für dies Geschlecht, es wird geläutert, tatkräftig und kraftbewußt aus derselben hervorgehen. Die jetzt beliebte liberale Duselei kann weiter nicht so fortgehen. In diesem Sinne zum voraus allen, die an der Reaktion mitarbeiteten, den besten Dank. Ein Vorschauender.

766.

Die stille (passive) Revolution.

Der Steuerexekutor wird sich einfinden, kein Trödler wird zu bieten wagen, keine Hand wird sich anlegen, die Habseligkeiten wegzuschaffen.

Der Krieger wird sein Gewehr nicht im Stande haben.

767.

Die Russen, wenn sie anders im Kriege Erfolg haben, werden allen europäischen anarchischen Elementen als Befreier von — der Kultur erscheinen.

768.

Eben da einmal der Zustand der Wildheit, das ist der war, wo allerdings Gütergemeinschaft derart bestand, daß Gut und Weib jeder nahm, der die Macht dazu hatte, so entstand die Lockung nach dem Alleinbesitz und dessen Sicherung, das ist Staat und Familie; sobald das sich gefestet, ist nicht mehr der Alleinbesitz, sondern der durch Gewalt, List ꝛc. erstrebte Vielbesitz, Gemeinbesitz das Lockende.

Laßt heute Güter und Weiber gemein sein, so tritt der alte Fall wieder ein. Jetzt lockt der unbedingte Genuß, dann würde der bedungene locken.

769.

Jede Revolution

ist verderblich, sie schafft die Reaktion, sie setzt Gewalt gegen Gewalt, sie hemmt die friedliche Entwicklung, derzufolge es schließlich dahin kommen wird und muß, daß wir durch Ausbreitung des Gewußten unter allen Schichten dafür sorgen, daß sich für das der Vernunft als zuwiderlaufend Erkannte keine Hand mehr findet, daß sich all das Widrige, Zähe, das den Staaten-, Religions- und sozialen Formen derzeit noch anhangt, langsam löst und auf Grund der Elemente sich die Neubildung aller Verhältnisse und naturgemäßen Entwicklung vollziehen kann, nicht

ein Akt der Anarchie, ein Entstehen aus dem Chaos, sondern ein Geburtsweh[n] nach Zeugung, Empfängnis und Austragung — das Kind selbständig herausgeboren aus dem Alten, ein frei sich Entwickelndes, Wachsendes, Gedeihendes!

770.

Die Anarchisten,

die den Satz aufstellen: der Herr ist dein Feind! — sie sind ein Zeichen der Zeit.

Es ist unsinnig, ja, denn ein Herr, sanft umschrieben, ein Anordner, der anordnet und dem sich die andern unterordnen, muß doch überall sein, wo die Arbeit mehrerer erforderlich ist, um ein Ziel zu erreichen, und die Anarchisten, die blind ihren Organisateuren folgen, führen selbst ihr obiges Axiom ad absurdum — ohne Herren sein zu wollen.

Woher aber die Erscheinung?

Es ist von Seite der Regierungen zu viel Einmengung in persönliche und Vereinsangelegenheiten u. s. w. getrieben worden, es wurde an ganz ungeeigneter Stelle viel zu viel bevormundet und regiert und anderseits nicht regiert, daß diese anarchistische Regung, unvernünftig, wie sie ist, deutlich ihren Ursprung von der Leidenschaft her kundgibt; des ewigen, fruchtlosen Raisonnierens, Protestierens ꝛc. müde, platzt der lange zurückgehaltene Groll, die angesammelte Entrüstung, die aufgehäufte Wut endlich los.

Es geschieht nie etwas ohne Veranlassung: die Anmaßlichkeit der polizeilichen, administrativen ꝛc.



Vorschriften, Verordnungen, die keinem Bedürfnisse der Gesellschaft, des Volkes, und nur einer mißverständlichen Sorge für den Staat ihre Entstehung verdanken, der Schutz des Kapitals als steuerkräftig, die Vernachlässigung der Arbeiterinteressen, denen auch die Selbsthilfe bevormundet wird ꝛc. — das hat die Leute von der Opposition zur grassen Bekämpfung geführt. Verrückt sind sie geworden, sinnumnebelt! Auf Vernunft wurde nicht gehört, die Quälereien dauerten fort, da bersten sie endlich in unsinniger Wut dagegen aus, ihr Programm ist das der Zerstörung, der Rache — kein schaffendes.

Achtet das Individuum, die menschliche Freiheit, und die Anarchisten wären eine Unmöglichkeit.

771.

Nihilismus ꝛc.

Das neue Denken ist mit dem alten Fühlen schon lange in Konflikt, also verlogen, das macht nun, da mehrere Faktoren sich mehr oder weniger aufrichtig, jedenfalls aber hemmend dem Neuen entgegensetzen, eben dieses zur Gefühlssache — nicht mehr zur Vernunftsache — und es entsteht jene furchtbare Macht des Fanatismus, die wir nun an der Arbeit sehen.

Die Menschheit lebt nicht ohne Ideale. Verzerrt und verfehlt — die Nihilisten — doch der Opfermut dafür!

772.

Der Anarchist (zum Polizeipräsidenten):

„Nun wohl, die Verbrechen mögen Ihnen als die Eclaireurs unseres Kampfes dienen und werden die

Hyänen dieses Schlachtfeldes sein — aber der Kampf wird geschlagen."

773.

Der Staat,

wie er gegenwärtig besteht, zeigt sich keineswegs als gute, zweckentsprechende Einrichtung.

Da er die Mehrzahl der Angehörigen unzufrieden läßt und infolgedessen der kulturfeindliche Sozialismus das Endergebnis sein muß.

Was aus sozialistischen Staatsformen sich weiter entwickeln kann, sind wir nicht in der Lage, so leicht zuvor bestimmen zu können, da wir keine parallelen geschichtlichen Erfahrungen kennen.

Wir kennen nur Anläufe zu derlei Umwälzungen, nicht die Zustände in ihrer Festigung und auf eine Dauer, welche schon von Erscheinungen ruhiger Fortentwicklung begleitet wäre und daher einen Fingerzeig gäbe, wohin das treibende Element seine Richtung nähme.

774.

Alle Verhältnisse sind so verfahren, verfilzt, daß nur mehr Anarchie, die jeden niederschlägt, der im Namen alter Dummheiten Autorität beansprucht, die Menschheit nach einer Epoche von Greueltaten retten können wird.

775.

Nationalität, Sozialistisches, religiös Verbohrtes.

Alles Produzieren ist jetzt destruktiv in seinen Tendenzen, wenn es auch Konflikte hinstellt, ohne

deren letzte Konsequenz auszusprechen, oder schwächlich Kompromisse versucht und dadurch nur den Konservativen als Neuerer, den Radikalen als Reaktionär sich mißliebig macht. Die Ehe, die Familie, der Staat — die Nationalität, betont, zersetzt die Ideen des Weltbürgertums, durch welche unsere Vorfahren unendlich höher standen, als wir durch unseren Patriotismus.

Diesem darf man gleichwohl nicht entsagen. All die angehäuften Gegensätze werden bis zur unerträglichen Spannung fortgesponnen werden und müssen endlich blutigen Austrag gewinnen, soll die Welt wieder zur Ruhe und Sammlung, zum Schaffen kommen, statt zum Dekonstruieren.

Seh ich zu schwarz? Ich wollte es mir gerne nachsagen lassen, aber so viel ist un- oder nicht mehr erträglich geworden, die Notwendigkeit der Umwandlung allgemein anerkannt — wie aber soll es anders zum Austrag kommen? Der Schweiß wird verschmäht, also Blut!

VII. Kunst und Literatur

776.

Die alten Klassiker — ihr Übergewicht.

Wie ruhig ist das alles, wie klar! Wie kampfdurchstürmt das Neuere, wie tastend und hastend, der Spott wird zum Groll, die Klage zur Anklage.

777.

Welcher Genuß steckt in den alten Literaturen, welche ohne Rücksicht und Scheu die innersten Gedanken des Schreibenden, sein ganzes Wesen offen zum Ausdruck brachten; die Geschraubt- und Verschrobenheit, das Gewundene und Ungerade in den neueren Literaturen, in denen als echt nur der Aufschrei gegen die Vergewaltigung der ehrlichen menschlichen Natur anspricht, wird erst späteren Geschlechtern noch unliebsamer, als schon derzeit uns, auffallen.

778.

Die neuen Stürmer und Dränger und die neuen Propheten.

Es ist immer der alte Spaß! Das Gewetter und Gezeter auf die alten Götzen. Sie müssen abgetan werden, sie, die die Lüge so lange aufrecht gehalten!

Gewissenhaft geht die neue Schule an ihre Aufgabe, die Wahrheit zu geben! Der Mensch schwitzt bei der Arbeit, also keine Schilderung derselben ohne Schweißgeruch! Der Furz darf nicht umgangen werden. Die Syphilis nicht rc. Gebärstudien. Der Mensch muß ganz erniedrigt werden, damit er gehobenen Bewußtseins sich wahr fühlt. Unsere gesellschaftlichen, religiösen und politischen Lügen müssen uns vorgerückt werden.

Und das Resultat?

Ja, da erfahren wir, daß zwei sich nicht kriegen, daß zwei, die sich kriegen, nicht mögen, daß kranke Eltern kranke Kinder zeugen, daß Satyriasis und Nymphomanie spontan und chronisch unsere Gesell-

schaft zersetzen. Daß der Ehe die Heiligkeit fehlt, der Gesellschaft die Aufrichtigkeit, daß Politiker uns ausnützen oder wir sie.

Kein Prometheus ist, der sich an den vom Staatsanwalt beschützten Zeus heranwagt und das bewußte Leberleiden riskiert; was wir vorgehen sehen, sind ja auch keine Keulenschläge gegen die Lüge, was wir hören, kein Aufschrei des von der Unwahrheit des Geschlechtes gemarterten, bedrückten Menschengeistes, die Hühneraugen, die Frostbeulen, die Geschwüre werden bloßgelegt und beim Namen wird genannt, was man sonst verschwieg oder umschrieben hatte. Die Probleme und Konflikte, die früher im Hemde gegangen sind, gehen der Wahrheit zu Ehren — nackt. Das ist alles! Der Streit ist, ob sie dabei gewinnen oder nicht? Der lohnt sich nicht. Groß ist nur das Verkleinern der früheren Größen. Die jungen Götter sind wie die alten — neidisch!

779.

Kleine Dichter zeigen sich vom Zeitgrind behaftet, kratzen, wo es die Zeitgenossen juckt, und große — das allgemein menschliche Prometheus-Leiden.

780.

Daß eine Senkgrube im Hause sei, das wußte man lange und haben alle unsterblichen Nasen gewittert. Im treuherzigen Mittelalter ließ der Humor keinen Furz streichen, ohne ihm einen Scherz als Geleit beizugeben. Aber jetzt hat der Teufel eines bizarren Geschmackes die interessantesten Kerle verleitet, die Senkgrube für die Hippokrene zu halten und fleißig

aus ihr zu schöpfen und alle, die sich Parfüms bedienen oder das Sacktuch an die Nase halten, auf Verfälschung der Naturwahrheit anzuklagen.

781.

Wer uns in denklich schlechteste Gesellschaft bringt — die er die „unsere" nennt — dort durch ein verrücktes Original pathologische Konfliktsknoten zerhauen läßt — Realismus.

782.

Warum nicht alles geschrieben werden könnte, was überhaupt vorgeht, warum ein geschilderter Vorgang nicht auch in der Schilderung die brutale Färbung wie in der Wahrheit und Wirklichkeit tragen dürfte, sehe ich nicht ein, freilich aber auch das nicht, was mit derlei Schilderungen bezweckt wird.

783.

Der Realismus

bahnt die rückhaltlosen Wahrheitsausschnitte an. Wenn wir — alles — was wir von uns und andern wissen, uns und andern ehrlich eingestehen würden — es müßte uns vor unserem Geschlechte grausen und das wäre den Menschen heilsam.

Künstlerisch freilich nun und nimmer!

784.

Man fing an, in der Literatur zu zweifeln an der Wahrheit des Edelmutes und Hochsinnes, der Reinheit etc., die da auf einen Haufen zusammengetragen, allerdings mehr als den — mutmaßlich beabsichtigten Effekt machten. Nun kam der Rück-

schlag. Die Neuerer trugen Niedertracht, Gemeinheit und Schmutz ihrerseits wieder auf einen Haufen zusammen und sagten: Da habt ihr die Wahrheit!

785.

Feuillet, Dumas, Sardou: Um Himmels willen, das sind ja Puppen! Wenn nicht, dann um so schlimmer, dann sind es Menschen, welche durch sogenannte Konvenienz zu Puppen reduziert wurden.

786.

Der Wandkorb der Proschek, das war wirkliche Rinde, Tannenzapfen, Käfer, Schneckenhäuser, darüber einheitlicher Firnisanstrich — zu meinem Schrecken das Bild der neufranzösischen Literatur. Die Ehebrecher beiderlei Geschlechts und, wenn man so sagen kann, Hahnreie beiderlei Geschlechts, die sich gegenseitig nicht viel vorwerfen können, aber dieser Firnis darüber, die Gefirnißten erkannten sich und hatten Gefallen an dem Firnis. Die jungen Gänschen schwärmten für den überfirnißten Roué, den Schwerenöter, der die Mutter rettet — das eine Mal, indem er doch den Gatten in Blindheit läßt.

Bei Zola lebt das Gewürm, die Schneckenhäuser, die Tannenzapfen sind schmutzig, morsch, faul, wie sie vom Boden geklaubt sind — der Mann ist wahr, aber er macht Naturgeschichte.

787.

Zola.

Eine geniale Kraft! Aber wenn uns auf die Dauer der Naturalismus die Literatur (welche die

Wirklichkeit nachschreibt) so unangenehm macht, wie es das Leben sehr häufig mit seiner Widerlichkeit, dann halten wir uns an das Leben, das doch von einer Widerlichkeit zur andern Pausen, ganze Pausen eintreten läßt, was der Autor im Buche doch nicht tun darf — und lassen die Literatur sein. — Das Leben müßte also sehr schön sein — aber nicht wie Posa meint, dessen Liebe zum Leben der Todesfurcht entspringt, es müßte also sehr schön sein, um, nachgeschrieben, ein schönes Bild zu geben. Empfindung legen wir hinein — die Schönheit nicht zu vergessen in der Kunst.

Lehren, bessern — gut, das tut der für das Schöne gewonnene Sinn ohnedies, denn er meidet auch im Handeln das Unschöne. Aber dozieren, das soll die Literatur nicht, die naturalistische Schule wird hoffentlich keine Schüler finden, die dem Meister bis in seine Exzentri[zi]täten folgen, oder solche, die gerade das tun — der Meister ist Original — diese bilden keine Schule und haben nur Nachahmer, die nicht anreifen.

788.

Die so aufrichtig sind und ehrlich, sich ihre eigene innerste Unanständigkeit einzugestehen, lesen diese Schilderungen (Zola 2c.) mit großem Vergnügen, die sogenannten anständigen Leute aber, die sich und anderen längst Komödie vorspielten, die sind außer sich, denn was kann der Mann noch alles enthüllen aus der Gesellschaft der Anständigen, die oft nur darauf pochen können, noch keinen „Anstand“ bei Gericht gehabt zu haben, oft nicht einmal auf das!

Die Mehrheit ist furchtbar komödiantisch, heuchlerisch und unverläßlich.

789.

Zola.

Endlich kommt ein Künstler — das kann ihm nicht bestritten werden — und beredet im Buche Dinge, die man im Leben nicht beredet, aber tut —

Es muß aber beredet werden, das Geschlechtsleben, ganz, wie es ist, soll es damit besser und natürlich werden.

790.

Zola.

Warum ein solch eminentes Talent in so schrofffster Weise seine alleinseligmachende naturalistische Richtung aufstellt! Kaprize kann das nicht sein — der Mann ist kein Zieraffe, und alles will seine Ursache. Es ist das ein Protest gegen die alle Kreise durchdringende Sprache der Heuchelei, die Lüge im Umgange — und dieser Protest wird, da ihrerseits die Gesellschaft an all der Umgangslüge und Heuchelei und Schönfärberei zäh festhält, ein erbitterter, wird ein scharfer Ausfall — die Empörung.

Reinliche Revolutionen aber gab es nur wenige.

791.

Zola.

„Die Literatur ist keine Kunst, sondern eine Wissenschaft, sie hat sich an die Naturforscher, als an ihre berufenen Vorbilder, zu halten —“

O je, was haben d i e nicht schon zusammenfabuliert und tun es heute noch! Oder Naturgeschichte der Bestie „Mensch“ schreiben?

Treibe jeder, was er mag, nur verlange keiner, daß die Art seines Produzierens als alleinseligmachend gelte. Wie eintönig würde da die Geschichte!

*

792.

Der Realismus, wie ich ihn meine, hat entgegen der Schönfärberei des Lebens die dunklen Punkte, wo sie ihm aufstoßen, nicht zu umgehen.

Nicht die Ideale sollen aus dem Leben hinausgeworfen, sondern hineingetragen werden, das hat der Mensch allzeit getan und wird es immer tun. Wenn etwas Ideales hinter dem Realen der Welt steckt, so wird es sich auch erst herausarbeiten müssen aus dem Realen (vorderhand ist [es] nicht dominierend oder sonst merkbar).

793.

Nur in seinen Träumen, wo sie nicht fiebern, sondern das Wachen hineinspielt, das Ahnen, Wünschen zc., wo er über sich, das Tier, hinaus will, ist der Mensch e d e l und imstande, ein Kunstwerk zu gestalten. Der wahre Mensch, wie er sich und die Wirklichkeit ihn umgibt, taugt weder zum Meister noch Objekt, und wenn er als letzteres gelten soll, dann: „Na nu, hinein in die Jauche!“

794.

Die Närrin von Penzing.

Sie holt ihren (vor Jahren verunglückten Mann) vom Bahnhofe ab. Wieder geht sie an dessen Grab und verspricht es ihm, ihn abzuholen. Dann sagt sie, er wär verreist, sie sieht die Männer an, ob er es nicht sei. Sie geht närrisch gekleidet, mit grauem Haar und rundem Hut, kurzem Rock, sie eilt in Hast dahin, allen auffällig, den Spott herausfordernd.

Das Elend läuft euch an der Straße vorbei — die Stoffe zu Tragödien laufen euch Schritt und Tritt über den Weg — greift zu, ihr Herren, aber ihr müßt ja idealisieren oder in Dreck zerren.

795.

Hier (in Bild und Buch) liegt aus tausend Beobachtungen Erlauschtes, Idee an Idee eingeschlossen, Quintessenz vom wirklichen Leben.

Nur wer dem Erlauschten, den Ideen nachgehen kann, der versteht, der genießt ein Kunstwerk.

796.

Und wie einer auch erfaßt, was Menschen hoch und heilig sein kann, mit fliegenden Schauern erfaßt, so braucht es doch der sichern Hand, das festzuhalten, es zu gestalten, zu formen (selbst den Naturlaut erlauschen, wie er ursprünglich klingt, kostet Mühe). Das will gelernt, das will gekonnt sein, das ist Kunst und nicht leicht.

797.

Das Tragische.

Ich frage nie, wo bei einem — tragischen Verhängnis die Schuld — die Natur fragt auch nicht darnach, ja wir geben ihr trotz allem Ästhetischen recht, denn wir haben für unverschuldetes Unglück ebenso Mitgefühl wie für verschuldetes. Nur muß der Tragiker nicht glauben, es sei schon ein tragisches Geschick, daß einer infolge eines Staatsprozesses gehängt oder geköpft wird. Das ist wohl nicht der Fall. Wenn er auch seinen Kopf gibt, so gewinnt er damit nicht unser Herz.

798.

Der Tod (Untergang des Helden) muß trotz der Schauer vor dem Tode die Erkenntnis der Nichtigkeit des Irdischen sein.

Vom Tage in die Nacht hinabsteigen, ein Schatten zu den Schatten!

799.

Gott.

Bei Werken, für die große Masse bestimmt, ist es manchmal besser als nichts, die unbekannte Größe G o t t mit in die Rechnung einzustellen, wenn die Gleichung nur auch dann m e n s c h l i c h aufgelöst wird.

800.

Ebenso wie die Rücksicht auf die Hof- und Kabinetts- und Kriegsgeschichte einzig und allein die eigentliche Historie unklar, einseitig gemacht und ihr geschadet hat, ebenso schadet die alleinige Rücksicht-



nahme auf das geschlechtliche Moment im gesellschaftlichen und menschlichen Leben überhaupt, mit Außerachtlassung aller anderen Gefühls- und Denksphären, offenbar auch der Poesie.

801.

Oh, wer jetzt mit dem ganzen naiven Spotte der Rabelais, Fischart 2c., 2c., 2c. herfallen könnte über etwas, das so recht unsere in Religion, Sitte und Politik heuchelnde Zeit charakterisiert, die sich die Verlotterung unter den Augen herumtreiben läßt und sich anstellt, als merke sie von derselben nichts. Wie schön schriebe sich ein solch urwüchsiger Artikel über die Gummiindustrie!

802.

So erkenne ich das Notwendige, spreche es auch in bester Begründung aus. Doch vermag ich nicht selbst die schlüpfrigste Porträtierung der Zeit und ihrer Söhne zu unterdrücken. Mag man einst meine Schriften nebst denen meiner Zeitgenossen verbrennen — oder ruhigen Geblütes lesen.

803.

Die Schönheit.

Welche prüde, heuchlerische Scheu vor dem Nackten! Wer vor einem Weib, das stolz und schön, ohne Makel, wie ein Bildwerk aus Meisterhänden vor uns steht, nichts empfindet als Scham oder Begier, statt jenem — ich möchte es fast andächtiges Gefühl heißen — der Bewunderung, der ist ein roher und verworfener Mensch. Denn den Eindruck des

Imponierenden der vollkommenen Schönheit empfängt selbst der Lockere, der Gespielinnen von Rasse lieber sucht. Fragt selbst nach, sie werden's bestätigen.

804.

Den einen schreibt man nie deutlich genug, sie sind wie Riesen, alles dünkt ihnen klein und Spielzeug, und das Menschenfleisch wollen sie sogar erreichen. Den andern ist es in der Nähe von Lebewesen, die eine Geschichte tragieren und parodieren, unbehaglich, es soll ihnen im vorhinein klar werden, daß sie es nur mit geschlechtslosen Puppen zu tun haben, die der Autor an einem Faden lenkt. Puppen sind so anständig; auch wenn man sie sich auf den Kopf stellen läßt, gibt's noch kein Ärgernis.

805.

Künstler wird nur der, der sich vor seinem eigenen Urteile fürchtet.

*

806.

Ego.

Der für viele rätselhafte Umstand, daß ich, der die Ehre genießt, als treuer Schilderer des Lebens der Bauern angesehen zu werden, eigentlich nie unter letzteren gelebt habe, erklärt sich vielleicht dadurch, daß ich als unruhiger Geist mit stets abspringender Phantasie immer und allzeit aus flüchtigen Begegnungen und wechselnden Bildern mehr Anregung und bleibenden Eindruck gewann, als im ständigen

Verkehr und dauernder Umgebung; auf solche Weise habe ich genügend oft mit Bauern Umgang gehabt und ihre Behausungen besucht.

807.

Was kann der Misere denn Großes begegnen, was kann durch sie Großes geschehn?

Letzteres nicht, begegnen kann ihr aber, was jenen, die auf Thronen sitzen, begegnen kann, alles Menschliche! Daß sie aber es ganz konventionell hinnimmt, daß sie darunter sich nicht aufbäumt, nicht jauchzt, nicht heult, nicht rast, das macht sie zu unbrauchbarem Material, und darum lockt der B a u e r, der, ohne durch Auflehnung gegen Anstandsregeln, Gedanken [beirrt zu werden], wenigstens ohne darum zu wissen, nur als Geschöpf sich gibt, das sein Leben ohne sonderliche Rücksicht auf Formen lebt, diese zum wenigsten durchbricht, ohne andere Revolution als die gegen das, was sich ihm unmittelbar zudrängt.

808.

Oft trifft der Vorwurf Novellisten rc., die in ländlicher Poesie arbeiten, sie ließen die Bauern reden, philosophieren rc., wie das kein Bauer tue.

Darauf kommt es auch gar nicht an, es kommt darauf an, ob diese künstliche Maschine, Mensch genannt und einrangiert in die Abteilung „Bauer", unter angegebenen und angenommenen Verhältnissen so handelnd angenommen werden darf, wie der Autor sie hinstellt.

Das ist die innere Wahrscheinlichkeit, die muß aufrecht erhalten werden, sowie die äußere, die aber

auch zu weiterem nicht dienen soll, als den angenehmen, spielenden Schein der Wirklichkeit zu erwecken.

Die Wirklichkeit ist nicht mit allen Künsten mit- und durcheinander darzustellen, und soll diese Wirklichkeit uns etwas lehren, so schälen wir ja auch aus dem Gewirre von Vorfällen nur eine Folge von wenigen heraus, einen Vorgang, den wir noch obendrein mit unserem Auge und von einem gewissen Gesichtspunkte betrachten.

Diesem Bilde der Wirklichkeit haben wir in Kunst und Literatur nachzukommen, d a s ist die Aufgabe, keine sonst.

Im Wassertropfen darf ich, wenn ich auch Infusorien darin weiß, sie nicht schildern, weil ich sie nicht sehe, und sofort die Schilderung nach einem Blicke durchs Mikroskop nimmer die des Tropfens, sondern der Tiere wäre.

809.

I c h u n d A u e r b a c h.

Nein, ich habe nichts gegen ihn, ich gestehe ja zu, was ich ihm verdanke, ich stehe auf seinen Schultern.

Das ist's! Es ist sehr unbequem, jemanden auf den Schultern stehen zu haben, und wenn der die schönsten Komplimente heruntermacht.

*

810.

Die Wahrhaftigkeit, die in Gutem und Üblem im Volke steckt, macht dem Wahrheitsfreunde das Volk wert.

811.

Autoren, Publikum, Volksstücke.

Bei einer Art Publikum ist es, wie wenn ein an Bildung und Manieren überlegener Mensch in einen Kreis von sehr einfachen Leuten gerät; er kann sie wohl verschüchtern, aber bei bestem Willen nicht unterhalten.

812.

Niedergang der dramatischen Kunst: Zensur und Schauspielerallmacht.

813.

Volkstheater.

Es ist für den dramatischen Autor heutzutage wenig anregend, zu produzieren, den Direktor reich zu machen, für Virtuosen Bravourrollen zu schreiben und der Zensurbehörde lieb Kind bleiben zu sollen — es ist wirklich nicht des Schweißes der Edlen wert.

814.

Wenn man auch sonst sich hüten mag, ins einzelne gehende Gesetze und Regeln aufzustellen, auf die Gefahr hin, von einem genialen Waghals, der es versucht, widerlegt zu werden, so ist das doch dramatische Grundregel, oberstes Gesetz, und zwar unumstößliches, daß beim Drama uns das Geschick etlicher, am besten sogar einer Person interessieren muß; wo es sich um das Geschick von Massen, Städtebevölkerungen, Stämmen zc., handelt, da ist das Epos, aus welchem der Dramatiker höchstens eine Episode

herauszugreifen vermag. Weltgeschichtliche Ereignisse, die einen Namen tragen, Julius Cäsar, Coriolan, Wallenstein, Napoleon, das ist frischweg dramatisierbar. Die Erstürmung Trojas und die Türkenbelagerung Wiens ist episch und nur dramatisch in Episoden verwertbar, also schwieriger und undankbarer.

815.

Als Dramatiker muß ich den Trieb haben, mit den Leuten zu sprechen, und so muß ich mich denn wohl auch entschließen, ihre Sprache zu reden.

816.

Ich sehe ja, wie die Leute sich im Theater unterhalten, wie sie die Bühne als nichts anderes als ein ausgewachsenes Tingel-Tangel betrachten, ich wäre ein Tor, die Leute in ihrem Vergnügen stören zu wollen, ein Verrückter, wenn ich mir einbildete, das, oder sie für Besseres gewinnen zu können, wovon sie weder auf das eine eingehen noch das andere verlangen. Sogenannten edlern Intentionen folgen sie, wollen oder können sie nicht, warum ihnen den Spaß verderben?

Es geht einem mit der Kunst wie mit dem Weib. Erst erwartet man fürs Leben alles von einer, dann bescheidet man sich fürs Amüsement ohne Überschwenglichkeit und frägt nicht weiter.

817.

Das Volksdrama verlangt einen gewissen, belehrenden Zug (übrigens auch die Franzosen).

Wenn man nur ins Theater gehen wird, um sich, wie der schöne Ausdruck lautet, „auszulachen", so sinkt das Theater zur platten Unterhaltungsbude und der Dramatiker zum Hanswurst herab, zu welchem sich kein Poet, dem es ernst mit seiner Kunst ist, hergeben wird; diese Kräfte werden sich der politischen Laufbahn zuwenden oder sich für eine Wissenschaft entscheiden, und das Theater wird, nachdem es noch einige Zeit für vornehmen und niederen Pöbel Unterhaltungsort gewesen, einfach aufhören.

*

818.

Die Kunst ist eben ein Weib — sie kann, wie das, keusch und rein, mutwillig oder auch eine leichte Dirne sein.

Die letzten achtet man bekanntlich nicht sonderlich, aber man sucht und zahlt sie. Sein Weib hat schon mancher darben lassen, seine Maitresse nie.

819.

Spindler — Goethe.

Manche Schriftsteller sind, wie man sagt, angenehme Plauderer, man läßt sich gern eine Stunde von ihnen hinwegschwatzen.

Andere schreiben heilige Bücher, zu denen man oft zurückgreift, heilige Bücher voll Verheißung und Offenbarung des Guten, Schönen und ewig Heiteren. Andere Bücher des Zornes und Spottes; das sind die kleinen Propheten.

820.

Die Weltvergolder zahlt man besser als die Weltverdrecker.

821.

Das sind die Kerle, welche nur so gemeine blödsichtige Existenzen zu zeichnen verstehen, wie sie selbst eine führen, und welche in ihrer Dummheit höhnen, daß es Besserdenkende, Feinfühlende überhaupt geben könne; der Zug der Hure in ihrer geistigen Visage.

822.

Populäre Schriftsteller, welche die Gebilde ihrer Phantasie ebenso seichtes, schales Zeug schwätzen und sie eben so wenig psychologisch als logisch handeln lassen, wie der große Haufe spricht und handelt, machen bei letzterem Glück.

823.

Dumas fis' Sitten- oder, wenn man will, Unsittenbilder zeichnen eine ganze Klasse der Gesellschaft, der schwachmattigen Sünder (sie existiert ja in der Tat), es ist die Gesellschaft, vor der der honette Mensch ausspuckt und über die der echt Lasterhafte verächtlich lächelt. Die Charaktere, die der berühmte Autor mit großer Kunst und Freiheit zeichnet, imponieren nur als Porträts von Leuten, für die [wir] weder Teilnahme noch sonderliche Neugierde empfinden — die Achtung ist von vornherein ausgeschlossen — die nichtsnutzige Frau, an der sich der schwache Mann besudelt oder vergreift, der nichtsnutzige Mann, an dem sich die verkuppelte und ver-

kaufte Frau revanchiert oder ihn (auf wie lange?) bessert, oder das sentimentale, gegenseitig-einseitige Verzweiflungsmoment, all das illustriert nur das Sprichwort: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.

824.

Das Geheimnis des Erfolges mittelmäßiger Autoren liegt darin, daß sie besser als einer, der über der Menge steht, die Gedanken und Gefühle, besser: deren Gedankenlosigkeit, Verworrenheit entsprechen, indem sie selbst die Fertigkeit der Mache besitzen, sonst aber auf gleicher Geistes- und Gesinnungshöhe wie ihr Publikum stehen.

825.

Es gefallen Stücke mit ganz verfehlten Prämissen und einer Logik der handelnden Personen, die, nur durch die ungeheure Lügenhaftigkeit aller menschlichen Zustände erklärlich, sohin ein treues Abbild dieser Zustände geben kann.

826.

Ein Passus in neuzeitlichen Rezensionen macht mich durch seine häufige Wiederkehr stutzig: „Von den Unwahrscheinlichkeiten abgesehen, lacht man herzlich. — Die Unwahrscheinlichkeit zugegeben, kommt man aus dem Lachen nicht hinaus."

Also stehen wir am Anfang des blöden Gelächters, das noch jede Epoche totalen Niederganges eingeleitet hat! Der Zirkel schließt sich. Wir werden bald bei der konfusen Rührseligkeit stehen und dann beim Glauben, beim blinden, untersuchungslosen Glauben haltmachen.

Mir recht! Wenn „ausgeglaubt" ist, kommt wieder die — Kritik der Mythen und die Epoche der Wahrheitsliebe mit ihrem gesunden Widerwillen gegen alles Unwahrscheinliche.

827.

Lustige Leute lachen machen, ist kein Verdienst, aber die Falten ernster Stirnen glätten, halte ich für eines.

828.

Die Literatur.

Bücher werden zu häufigst gelesen (und können es nur werden) von strickenden Frauen, die Bühne wird zumeist besucht von lachlustigen Leuten — und hat der Romancier und Novellist dahin zu trachten, daß der Strumpf keinen Schaden nimmt — die Spannung darf nie so groß werden, daß die Leserin auf- und abzunehmen vergißt oder gar eine Masche fallen läßt — so hat der Dramatiker den Zuschauer zu kitzeln mit allen Fingern, das Lachen ist schließlich der Zweck und dessen Erreichung wird auch insofern erleichtert, als die darstellenden Künstler sich bereits allein mehr auf diese Kunst verstehen, also Charakteristik und sonstige Behelfe verlernten, was jedoch Werken zugute kommt, die allen solchen Beiwerks entbehren und bloß auf das Endziel des Lachenmachens ausgehen.

829.

Theater, Romane 2c.

Übergroße Menschen wollen sie sehen. Nicht das Alltägliche, Natürliche. Das, was sie nicht haben, die großen Leidenschaften und Tugenden, die gi-

gantischen Laster, nicht ihre kleinlichen Leidenschaften, ihre Zwergtugenden, ihre erbärmlichen Laster. Die Ausnahme wollen sie, nicht die Menschen, die sie der Regel nach sind.

830.

Historische Schauspiele.

Es gilt das ebenso von den Romanen wie von Dramen. Die Historie ist eine sehr subtile Wissenschaft, und von zehn Charaktergemälden namhafter weltgeschichtlicher Größen stimmen kaum zwei oder alle, wenn alle einem nachgeschrieben sind. Von historischen Aussprüchen sind kaum zwei unter zehn als gesprochen nachweisbar, und dann haben sie meist anders gelautet. Es ist also außerordentlich leicht, das Personal einer Bühne vors Auge gehalten, eine sogenannte historische Tragödie oder sonst [ein] hist[orisches] Opus zu schreiben.

Dem Poltern heftet man den Namen Cromwell, Luther 2c. an.

Der Liebhaber ist ein geistreicher Mensch jener Sorte, die man als vorlaut sowohl in der Zeit, in der er gelebt haben soll, als auch, wenn er heute noch lebte, als vorlaut hinauswürfe.

Die Liebhaberin ist ungemein heroisch.

Inmitten einer Staatsaktion kreuzt ihre Liebe die Pläne des Tyrannen. Und das Paar überzeugt ihn, daß es besser ist, sie, respektive es zu verheiraten, als diese Pläne zu verfolgen.

Der Charakterdarsteller läuft nebenher als Gepeinigter, als Günstling, als Philosoph 2c.

831.

Lustspiel.

Der eine erwartet eine Paul Heysesche Heldin. Die andere den Spielhagenschen Helden 2c.

Leider das Absurdeste vernünftig, Vernünftige absurd, nach den Büchern.

832.

Die berühmte Frau.

In diesem Stücke hörte ich wieder die verrückte Liebessprache reden, deren sich kein Vernünftiger auf Erden bedient. Tut es ein Exaltierter, dann muß Abspannung, Enttäuschung, bei heterogenen Charakteren Ausspannung folgen.

*

833.

„Es ist schade, daß Sie etwas Besseres können!" — Schönthan — 50.000 Mark.

834.

Zu einer Annonce, welche „Literar. Beiträge" gegen „geringe Gebühr von Seite des Verfassers" zu veröffentlichen verspricht:

„Das ist Rettung! Zahlen muß jeder, der schreibt, und der Mann, der gegen geringe Gebühr das betreibt, sieht nicht darnach aus, als ob er sich durch sprachliche Schönheiten von seinen Prinzipien abbringen ließe."

835.

Schweiggelder für Poeten.

Jauner zahlte zwei Jahre 1000 Gulden, um mein Stück nicht aufführen zu dürfen — es hat solchen Erfolg.

Er hätte das Geld anwenden sollen, daß ich sie nicht schrieb.

836.

Wahrhaftig, sobald wir bei geistiger Arbeit vor allem darauf angewiesen sind oder freiwillig uns entschließen, in erster Linie das Erträgnis ins Auge zu fassen und zu berechnen, dann ist vom Geistigen die Hälfte, und zwar die bessere, dahin.

837.

Wenn du so recht eindringlich über den Unwert des Lebens, über die wehmütige Täuschung, die in allen hohen, erhabenen Träumen liegt, Jahre durch aufgeklärt wurdest und du beginnst auf einmal zu denken: wozu sorglich schaffen? Sei kein Narr, mach dir es leicht, erwirb! Erwerb ist das einzig Vernünftige! — hör nicht auf diesen Dämon! Halte treu zu deiner Kunst! Opfre nicht ein Ideal, nicht das Streben nach Vollendung, nach Schönheit — der flachen Gier nach Geld, dem Handwerk!

Wie tief du dir selbst wohl tust, wenn du alles, was in dir liegt, zum Besten auswirkest und auszeitigest, das siehst du sofort, wenn du den entgegengesetzten Schritt nur versuchst, an der moralischen Verwilderung und Selbsterniedrigung, die dich bedrängt.

*

838.

Das arme Publikum.

Wenn man beachtet, daß es ja nicht aus lauter Gelehrten, Künstlern, Literaten und Kennern besteht (von denen etliche auch besondere Schrullen haben mögen), sondern aus sehr gemischten Bildungselementen, so ergibt sich, daß man sich, was im Totale sein Auffassungsvermögen anlangt, unter demselben kein hervorragend geistbegabtes Wesen vorstellen darf.

Dieses Publikum nun aber hat das Recht, daß das, was ihm auf der Bühne geboten wird, in einer ihm verständlichen Sprache und Weise geschehe, denn wenn ich in Gesellschaft mich begebe, um mit derselben zu verkehren, so fordert es nicht nur die Vernunft, mein Vorteil, sondern sogar die Höflichkeit, daß ich mich ihrer Sprache, ihrem Benehmen unterordne, auch da, wo ich gegen ihre Umgangsformen, wo ich sie nicht teile, Front mache. Ich darf nicht unverständlich bleiben.

Ein Genie mag manchmal mit etwas herausrücken, das verblüfft, das erst nach und nach ins Verständnis rückt, aber über allen Voraussetzungen darf es nicht stehen, davor bewahrt es auch nicht der Genius.

Aber das Geklage der Verkannten, welche sich ärgern, daß das Publikum das Volapük, welches sie ihm vorkauderwelschen, nicht erlernen will, ist einfach komisch; daß dieses Publikum seichte Unterhaltung einer unverständlichen und unzulänglichen Belehrung und Erhebung vorzieht, ist freilich ganz

erschrecklich. In meinen Jugendarbeiten fand ich mich auch verkannt — ich nahm sie später vor und hatte selbst Mühe, meine eigene Bekanntschaft zu machen!

839.

Im Theater (Opernhaus).

Der Tratsch, den man rundum hört, der sich auf die Fragen bezieht: wer sitzt dort in dieser, wer in jener Loge?, ferner die Insassen kritisiert, den Notabilitäten nachgeht, es überzeugt einen, daß das Theater kein Bildungsort ist, daß die Gesellschaft dort Cercle hält, sieht und gesehen werden will und sich kritisiert, ein Vergnügungsort wie ein anderer, nur das empfängliche Element (Volk) ausgeschlossen durch die hohen Preise — das scheint man auch zu wollen!

840.

Wenn man bedenkt, daß sich das liebe Publikum in seiner Mehrheit um das Minderwichtige interessiert, das Versteckte gar nicht wahrnimmt, über platte Späße sich gaudiert und feinste Spitzen außer acht läßt, mit einem Worte, von dem, „was man ihm will", keine Ahnung hat und keine Notiz nimmt, so hat man schließlich vor diesem Richter sehr wenig Achtung.

Die Dummheit der Menschen aber außer dem Gebiete der Kunst ist einfach niederschlagend. Es tröstet nicht, daß man denkt: der Wert der Schöpfungen wird später erkannt, das Verdeckte entdeckt — was ja auch nur eine leere Voraussetzung sein kann — indessen ist es schon sehr traurig, für die Generation,

mit der man lebte, umsonst geschrieben zu haben und von ihr mißverstanden zu sein.

Ach, diese Rücksichten im Leben und auf der Bühne. Ja, endlich entschließt man sich freilich, jeden bei seiner Meinung und dem Trost, den er empfindet, zu belassen, man tut es aus einer Art zornigen Mitleides. Aber der Weg zu dieser Weisheit ist mit Welt- und Menschenverachtung gepflastert.

*

841.

Anzengruber notiert auf einem Zeitungsausschnitt, der Grillparzers Ausspruch: „Ich hasse die sogenannten Literaten" bringt:

„Ungerecht, denn er verdankt den Literaten und deren liebevollem, vorurteilslosem Eingehen auf seine Werke die Verbreitung und Schätzung der letzteren. — Die Literaten sollen aber Schaffens-, nicht Erwerbszeit haben, alles auszuführen! Man kann ja nicht immer arbeiten.

Der Literat der Zukunft hat eine große Aufgabe, er kann seine ganze Persönlichkeit, sein ganzes Schaffen einsetzen, um eine abgeschlossene Persönlichkeit in der Literatur zum Ausdruck zu bringen (individuelles literarisches Schaffen), und er soll vermitteln die Übergänge zwischen alter und neuer Zeit, heuchlerisch Aufrechterhaltenes fallen machen durch Wahrhaftigkeit. Das kann er nur in möglichst freier Stellung. Man tut dies heute — der Protest heißt Naturalismus und hat zum Anfange — literarisches Gezänk, doch 's wird besser werden."

842.

Was der Leser fordern darf?

Belehrt zu werden! Es ist oft wichtiger, die Meinung der Feinde kennen zu lernen.

Was der Journalist zu leisten hat?

Alles zu beregen! — Er kann Glossen als Parteischreiber dazu machen, zu beregen hat er alles! Was geht es das Publikum an, daß der Herr Redakteur in einer Angelegenheit gegen einen Abgeordneten verspielt? Was, daß die Juden (meist Journalisten) beleidigt werden? Sie sollen davon Notiz nehmen, aber totschweigen (lächerlich!), das sollen sie nicht wollen, das ist kleinstädtische Journalistik und kein Pflichtgefühl.

843.

Die Presse.

Wie mit allen Ideen! Was war das Christentum in seinen Anfängen! Kaum erlangte es Macht, so mißbrauchte es dieselbe.

844.

Anonymität bei Zeitungen und im Leben.

Ein Schuft, der schimpft und verleumdet und denunziert!

Aber der Warner, der Wahrheitsfreund, der Enthüller von Tatsachen, die dem Allgemeinen und dem einzelnen schädlich sind, soll der Stelle und alles auf das Spiel setzen auf fragliche Wirkung hin? Ja?

845.

Das geistige Eigentum.

Streit um die Beschreibung einer Ballrobe.

846.

Jetzt findet man auch kritische Aussprüche summarisch aufgefaßt, es heißt jetzt: „manche Autoren", eine „Koterie von Schmierern", „es gibt Leute, die sich Schriftsteller nennen".

Zum Teufel, Herr Rezensent, das ist nicht ehrlich! Welche Autoren? Wie heißen die Schmierer? Wie heißen die Leute 2c., 2c.?

Das heißt, in die Luft spucken, wohin's der Wind trägt, dahin trifft's.

Offen doch mit dem Urteil heraus! Lieber will ich mich tief beklagen lassen, zum Beispiel die Ilias nicht zu Ende lesen zu können, als heucheln, ich hätt's getan und wäre entzückt darüber.

„Nomina sunt odiosa!" Sonst, mag sein! Hier aber nicht, wo sie zur Sache gehören. Urteile spricht man über Personen, über Sachen, meinetwegen über Korporationen, aber nicht über P. S. K. C., sondern über — — — nun, ja eben, ich bitte, über wen oder was?

*

847.

Rezension.

Jeder Schriftsteller ist der erste, der in seiner Art unübertrefflich, oder der talentloseste 2c. Man arbeitet heutzutage nur in Superlativen.

Was diese alle „ersten“ und jeder „Unübertreffliche“ nebeneinander darstellen sollen und wollen, ist schwer begreiflich.

848.

Wenn es gilt, den unverdienten Abfall eines Stückes, das ein unsympathischer Schriftsteller geschrieben, zu nützen, so heißt es: Das Publikum erkannte mit feinem Instinkte ꝛc. Gilt es aber, die durchgefallene Arbeit eines Freundes, so heißt es: das Publikum ist doch nur eine zusammengewürfelte Masse ꝛc.

849.

Ein Rezensent hat es leicht, Dramatiker zu werden, erst drückt er den Geschmack des Publikums auf den Punkt herunter, wo er für selbes schreiben kann, und dann geht es los.

850.

Auf eine Zuschrift, die ein Rezensionsexemplar anbietet, setzt Anzengruber die höhnische Bemerkung:

„Die Bestechung (Beeinflussung) der Kritik.“

Überblick über die Aphorismen

I. Das Welträtsel. Nr. 1—127

II. Die Offenbarung. Nr. 128—224

VI. Politisches Leben. Nr. 621—775

VII. Kunst und Literatur. Nr. 776—850

Anhang zum 7. und 8. Bande

Zum 7. Bande

Lesarten und Dokumente

Die schauderliche Plunzen, Hs in der Wiener Stadtbibliothek I. N. 16711.

Nach einer Notiz im zwölften Hefte der Hölle, der Jux-Zeitung des Steyrer Götterbundes, dessen Mitglied Anzengruber war, an einem Monstre-Götterabend, zu dem Anzengruber ein von Seite des Herrn Herkules niederträchtig herunterstiegaztes, ebendort wiedergegebenes Entree zum Monstre-Abend beigesteuert hatte, am 21. März 1862 während der kurzen Anwesenheit Anzengrubers in Steyr (vom 14. Februar bis etwa 25. März 1862) aufgeführt. Merkur (Gürtler) notiert im XII. Hefte der Hölle: Wurde von Momus — Anzengruber — die Komödie „Die schauerliche Plunzen" gegeben und die Rollen von ihm, Matras, Lindenberg, Kraft, Hirsch und Bilko dargestellt. — Die Komödie machte großen Effekt, wie überhaupt sämtlich Gebotenes sehr entsprach. — Anzengruber notiert im Manuskript: „Da mir bei Gelegenheit der Aufführung dieser Farce der ganze Götter-Abend durch ein geschwollenes Gesicht verdorben wurde, brachte ich beifolgendes Extempore zur Erheiterung der Gesellschaft und Besänftigung meines Unmuts an:

Bei diesem allgemeinen Durcheinanderwaschen
Erhielt ich eine derbe Flaschen,
Von der, der Teufel soll es holen,
Ich bis zur Stunde bin geschwollen!"

Die Handschrift ist höchst flüchtig interpunktiert; fehlende Interpunktionen werden nicht ausdrücklich bezeichnet.

3_{19} Marzikater, | 4_{11} in der Handschrift vor statt von | 9_{24} auch, | 11_{24} aus, | 21_{16} Vorigen. | 23_{5} gezogenen | 26_{38} Anzengruber setzt noch dazu: Finis. Momus.

Glacéhandschuh und Schurzfell. Volksstück mit Gesang in 3 Acten von Ludwig Gruber. Anzengrubers eigenhändig für das Josefstädter Theater geschriebene Reinschrift, die im Jahre 1892 mit der Bibliothek des Josefstädter Theaters von Heinrich Jantsch gekauft wurde. Gegenwärtig im Besitze von Fräulein Klara Lischke.

Die Interpunktion ist in der Handschrift so inkonsequent gehandhabt, daß es eine unnötige Belastung des Apparates wäre, stets anzugeben, wenn ein Punkt durch ein nötiges Ruf- oder Fragezeichen ersetzt oder ein fehlender Beistrich ergänzt wurde. Interpunktionsänderungen werden nur angeführt, wenn durch ein eingesetztes Interpunktionszeichen eine Periode gegliedert wurde.

29_{4-5} die ersten beiden Szenen und der Anfang der dritten fehlen in der Handschrift | 35_{23} Notar, | 36_{1} hat, | 37_{2} gesprochen, | 41_{14} kommen, | 41_{26} Götter; | 42_{7} Erklärungen, | 42_{14} Gasthofe am | 43_{6} kann; | 43_{8} Bildern, | 44_{13} Prozeß ich | 45_{8} Gewiß, | 45_{19} Sie, wenn | 46_{2} zu, | 46_{3} Blouse am | 46_{18} Sie, | 46_{26} sagte, | 48_{19} kann; | 48_{24} so, | 49_{2} ernennen, | 50_{29} anbringen, | 51_{2} Geschichte | 51_{13} Rücksicht, | 51_{24} mich — | 51_{30} werden, | 52_{1} Familie, — | 52_{18} recht, | 54_{6} geb'n, | 54_{20} verreden — | 55_{10} fallen, | 60_{5} mich, | 60_{26} Freund, | 61_{11} bekannt, | 63_{5} alt, | 63_{21} her, | 63_{26} gebrochenen | 64_{28} Onkel, | 65_{2} gehört — | 65_{27} So, | 65_{27} gemacht, | 66_{4} Vergleich, | 66_{20} war, | $66_{21, 26}$ Ihnen, | 67_{6} Familie, | 67_{18} contra, | 67_{19} Fräuleins, | 67_{22} Herz, | 67_{26} hinaus, | 67_{27} Namen; | 68_{4} Weißberg, | 68_{5} Hälfte, | 68_{10} Leib, — | 68_{20} lassen, | 68_{30} Höflichkeit, | 70_{20} unlieb; | 72_{8} kalt, | 72_{9} Handschuh, Glacé, | 72_{19} zuwider, | 72_{21} Leuten, | 73_{1} primo, | 74_{27} sind, | 77_{30} Leut' — | 78_{1} Gott, | 78_{2} wird, — | 78_{3} Tröpferl, |

78$_{5}$ tausendmal, | 78$_{10}$ nach, | 78$_{12}$ Sach | 78$_{13}$ Augenschein |
78$_{17}$ Hanns, | 78$_{18}$ Gott, | 78$_{19}$ sind, | 78$_{28}$ gehn, | 79$_{12}$ nach-
g'macht, | 79$_{13}$ das, | 79$_{13}$ Gott, | 79$_{30}$ Figur, | 80$_{7,9}$ Schwie-
gertochter, | 80$_{17}$ g'fall'n — | 80$_{21}$ Martin, | 81$_{1}$ hat, |
81$_{12}$ verkafa, | 81$_{16}$ söll er unser's. | 81$_{20}$ anschaut, |
81$_{21}$ leiha, | 81$_{27}$ Verdients; | 81$_{28}$ g'schenkt, | 82$_{8}$ Alten
woar | 83$_{27}$ stille, | 84$_{18}$ tragen, | 84$_{23}$ können, — | 84$_{29}$ will, |
85$_{9}$ Fabrik, | 85$_{16}$ Ehr', merkwürdig | 86$_{16}$ sein, |
86$_{25}$ weiter, ach | 86$_{29}$ ihr, sie | 87$_{2}$ Ton, | 87$_{3}$ unternahm, |
87$_{29}$ Jedem, — | 88$_{5}$ sagten; — | 88$_{6}$ kam, | 88$_{8}$ Glück, |
88$_{13}$ kann, | 88$_{24}$ allem, | 90$_{2}$ nehmen, | 91$_{2}$ ist, | 91$_{25}$ schweigen, |
92$_{13}$ Moment, | 92$_{14}$ Herrn, | 93$_{3}$ anzumelden, | 93$_{21}$ hab', |
94$_{18}$ lächerlich, | 95$_{1}$ Freud, | 95$_{2}$ Schrocken — |
95$_{3}$ sein, — | 95$_{7}$ Mutter — | 95$_{31}$ thut, | 95$_{1}$ is's, |
96$_{10}$ Mal, | 96$_{30}$ eini, | 96$_{7}$ machen, | 97$_{11}$ Ehstand — |
97$_{19}$ Hauskreuz — | 98$_{26}$ Z'ruck, | 99$_{9}$ an, | 100$_{21}$ vorbei, |
100$_{27}$ zeigen, — | 101$_{4}$ Stunde — | 101$_{15}$ selbst, | 101$_{16}$ ge-
tödtet; — | 101$_{19}$ gehen, | 101$_{22}$ sie, | 101$_{25}$ gewesen, |
102$_{2}$ Anblicke, | 102$_{4}$ Rede, | 102$_{9}$ Diebstahl; | 102$_{10}$ auf, |
102$_{13}$ sollten — | 102$_{17}$ Roderich, | 102$_{21}$ Zeit, |
103$_{6}$ Nichts, — Nichts — | 103$_{19}$ Schlange, | 105$_{4}$ Sie — |
105$_{12}$ machen, | 105$_{25}$ zurückzunehmen, | 105$_{29}$ hörst's, |
105$_{31}$ Vetter, | 106$_{1}$ Schwiegertochter — | 106$_{8}$ woant; |
106$_{28}$ beimessen, | 110$_{1}$ Antoin | 111$_{4}$ Arbeiter, | 114$_{21}$ Ver-
wundeten, | 114$_{31}$ Eheleuten, | 116$_{11}$ „Aber", | 116$_{18}$ Er-
örterung, | 116$_{19}$ Herr — | 116$_{23}$ thun, | 116$_{31}$ finden — |
117$_{6}$ das, — | 118$_{29}$ haben; — | 126$_{24}$ Elenden, |
127$_{11}$ Mann, | 134$_{22}$ Recht, | 134$_{28}$ verstanden, | 135$_{1}$ Tau-
send, | 135$_{2}$ ist's, | 135$_{2}$ g'hört, — | 135$_{3}$ das, — | 136$_{3}$ aus-
ananda was | 136$_{16}$ Händ, | 136$_{18}$ recht, | 136$_{22}$ Marie, |

Der Reformtürk oder Ein Ausflug nach der Türkei. Fasching-Posse mit Gesang und Tanz in 1 Akt von * * *. Eigenhändiges (anonymes) Manuskript Anzengrubers im Polizeiarchiv (jetzt Archiv für Niederösterreich). Die Handschrift trägt folgenden Vermerk: Nr. 89. eingereicht zur gütigen Durchsicht am 13. Jänner 1867. Präsentiert 14. Jänner 1867. Auf der Rückseite des Manuskriptes: Infolge Erlasses der hohen Statthalterei vom 23. d. M., Z. 475/P ist die Aufführung gestattet. 25. Jänner 1867. Janota.

Einzige Textgrundlage ist Anzengrubers Handschrift.

Lesarten.

154_{26} wir, | 156_{17} machen, | 157_{1} dienen, | 157_{10} Hand, | 164_{22} Wut, | 165_{2} nicht, | 165_{2} den | 166_{14} Ihrem | 172_{11} nach der 15. Szene mit feiner Schrift vermerkt: 2. Akt; es läßt sich nicht feststellen, ob der Vermerk von Anzengruber herrührt. 179_{20} Riegler | 180_{6} wir fehlt in Hs | 180_{20} dran, | 180_{24} Das Couplet fehlt.

Zensur-Akten:

Nr. 89 P.-B. (475/P 1867)

Der Reformtürk oder ein Ausflug in die Türkei. Faschingsposse mit Gesang und Tanz in 1 Akt. Harmonie-Theater. Bericht der Polizeidirektion.

An das hohe K. k. Statthalterei-Präsidium.

Der Wiener Schneidermeister Bügelberger erbt von seinem Vetter ein Gut in der Türkei und zieht dahin, unzufrieden mit den politischen Verhältnissen und

Neuerungen im Vaterlande. Er läßt seine Frau und Tochter türkische Kleider tragen und will türkische Sitten und Gebräuche mit einigen vermeintlichen Verbesserungen nachahmen, weshalb er sich einen „Reformtürken“ nennt. Seine Gattin und Töchter sehnen sich nach dem Vaterlande zurück, doch gelingt es ihnen nicht, bei Bügelberger die Rückkehr dahin durchzusetzen. Der Zufall führt Vergnügungszügler herbei, welche aus Mangel an Geldmitteln außerstande sind, die („sistierte“, S. I) Vergnügungsreise fortzusetzen. Diese kommen mit Bügelbergers Familie und den Frauen seines Harems überein, durch eine Mystifikation demselben den Aufenthalt in der Türkei zu verleiden und ihm die Zustimmung zur gemeinsamen Rückreise abzuringen. Alle verkleiden sich als aufständische Griechen und bedrohen Bügelberger an Gut und Leben, während ihm eine seidene Schnur, als vom Sultan für seine Verbindung mit den vermeintlichen Griechen zugeschickt, übergeben wird. In tödlichster Angst genehmigt Bügelberger die Heimkehr und zugleich die Verbindung seiner Tochter mit einem Teilnehmer am Vergnügungszuge. Die Aufführung wäre zulässig, mit Weglassung des Wortes „sistiert“, S. I, und auf dem Anschlagzettel und ferner der auf den Seiten 3, 7, 12, 13, 14, 16, 22, 23, 28, 29, 30, 31, 37, 38, 42, 47, 48, 49, 53, 57, 59, 74, 80 und 81 bezeichneten Zoten und politischen Anzüglichkeiten.

Wien, am 15. Jänner 1865. Janota.

Eine Bemerkung auf der Rückseite des Aktes besagt: „Das Wort „sistiert“ ist kein verbotenes Wort, da es von der Regierung offiziell gebraucht worden ist, daher ist es auch im Scherz, wenn nicht eine politische Satire offen vorliegt, nicht zu beanständen. Die Bedenken gegen die Stellen 16, 59, 80, 81 scheinen nicht genügend be-

gründet, alle anderen von der Polizeidirektion bezeichneten Stellen sind für die fragliche Bühne tatsächlich nicht geeignet.“

Wien, am 19. Jänner 1867.

Unterschrift unleserlich.

Darauf erfloß das Dekret an die Polizeidirektion, welches die Aufführung gestattet, „jedoch sind die Seite I 3, 7, 12, 13, 14, 16, 22, 23, 28, 29, 30, 31, 37, 38, 42 47, 48, 49, 53, 57, 59, 74, 80 und 81 bezeichneten Stellen zu streichen.“

Wien, am 23. Jänner 1867.

Unterschrift unleserlich.

Die Zensurstriche haben sich erhalten und werden nachstehend verzeichnet: 140_{1} „sistierten“ | 142_{11-6} sonst ... Sie“; statt dessen: und | 142_{26-7} die ... waren | 144_{22-30} Und ... Natur! | 147_{9} ja | 147_{10} anektionische | 147_{16-21} Hab'n ... soll. | 148_{5} seliges | 148_{13-15} in die ... herummodellieren. | $149_{10/1}$ gegenwärtig fast protestantisch | $149_{19/20}$ Wag es ... anzuklagen! 152_{24-7} Ja, ja ... ziehn. | 155_{37}—156_{10} da wir ... ist | 156_{26-30} fragt ... schöpfen, | 157_{5-6} weil's ... befinden uns | 160_{21-4} Fühlen Sie ... muselmännen. | 161_{5-8} Was tun ... Sö! | 162_{28} Anexionant | 163_{3-5} denn ... undenkbar! | 165_{7-13} aber jetzt ... dumm! | 165_{25}—166_{1} unter Gut ... kommen, | 166_{24} „der ... Reichsrat!“ | 169_{8-10} bei uns ... stehn! | 171_{16} das ging ... Okkupation! | 172_{22-3} die Türkei ... „Wien“. | 180_{12-18} Alles ... Dezember | 180_{20-2} ich weiß ... angezogen. | 183_{18-20} wo ... aber | 184_{15} Du steckst ... an gestrichen, dafür eingesetzt: Wir ziehn am End' von dir noch an.

Die Libelle von L. Gruber. Hs der Hofbibliothek, Series nova 999. Von Anzengrubers eigener Hand geschrieben, ebenso vier beigeheftete Rollen. Auf der letzten Seite der Hs der Vermerk: Infolge hohen Erlasses des Herrn Statthalters vom 22. d. M., Z. 2627, ist die Aufführung gestattet. Von der Polizeidirektion, am 24. März 1867. Janota. Die Zensur fand nicht zu einem einzigen Striche Anlaß.

Das Stück hat O. E. Deutsch in der „Neuen Freien Presse" vom 25. Dezember 1910 abgedruckt. Der vorliegende Abdruck geht auf die Hs zurück.

Die Schwankungen Libelle—Libella, Gertrud—Gertrude, Johanneskäferl—Johanniskäferl wurden buchstabengetreu beibehalten.

187_{11} Libella später angefügt. | 189_{9} schläft, | 189_{16} hast, | 189_{18} aus, | 189_{21} heißt's, | 189_{24} geträumt, | 190_{1} Brautstaat, | 190_{1} machen, | 190_{2} doch, | 190_{5} nicht, | 190_{5} schon, | 190_{29} Tostl, | 191_{7} Kuchelgarten, | 191_{11} g'lernt, | 191_{16} herpassen, | 191_{30} nur, | 192_{2} net, | 192_{4} Wunsch, | 192_{17} ein | 193_{23} Aufschub, | 193_{26} können, | 193_{27} gesehn, | 195_{21} verschüchtern, | 195_{30} klug, | 196_{16} fremd, | 196_{18} verlassen mich (verlassen im Manuskript mit Bleistift geschrieben und durch verwirren ersetzt; wie es scheint, nicht von Anzengrubers Hand.) 197_{16} Glöcklein, | 197_{20} miteinander, — wie | 197_{21} Thränen, | 197_{28} geschehen, | 197_{30} besessen, | 200_{7} Johanniskäfer | 200_{8} des Roßkäfer | 200_{22} Roßkäfer, | 201_{18} ersaufen, | 201_{25} zu | 202_{18} darzustellen, | 203_{13} Sterbliche, | 204_{9} aus, | 205_{28} Hochzeit, | 206_{22} Rache; | 207_{8} geben, | 207_{20} allerdings, | 207_{26} Verdacht, | Zu 208_{8}. Das Manuskript enthält folgendes, nicht paginiertes aber von Anzengruber selbst geschriebenes Einlegeblatt:

Einlage (statt des Terzettes)

Wespe. Nun schwöre mir Lieb und Treue!

Tostl. Meintwegen, alle zwei schwör' ich dir!

Johanneskäfel. Schwör' mir auch, Tostl!

Tostl. Jetzt is die auch da! —

Beide Käfer (drohend): Schwöre!

Tostl (kniet in der Mitte nieder): Ja ich schwör' eh' schon!

Beide Käfer: Wem gilt es aber?!

Tostl: Allen zweien! —

Wespe: Was, Verräther, Wortbrüchiger — nimm das und das und das! (Sticht ihn und surrt davon.)

210_{9}—211_{31} [Maschinenkomödie im Stile der Kasperliade] ist in der Handschrift mit Bleistift gestrichen. | 210_{28} Freund, | 212_{15-28} (Chor der Käfer) in der Handschrift mit Bleistift gestrichen | 213_{9} denn, | 213_{19-22} in der Handschrift mit Bleistift gestrichen | 214_{3} nicht, | 214_{4} Königin, | 214_{22} Mutter, |

Der Sackpfeifer oder Schwägerchen Puck. Romantisch-komische Operette in 1 Act. Eine eigenhändige, sehr schwer zu entziffernde Handschrift Anzengrubers in der Wiener Stadtbibliothek. I. N. 16723. Anzengruber hat davon durch einen Abschreiber eine Kopie machen lassen, die sich ebenfalls in der Wiener Stadtbibliothek (I. N. 16724) befindet, aber ganz wertlos ist, da der Abschreiber Anzengrubers Schrift nur zum Teil enträtseln konnte, so daß ihm zahlreiche Lesefehler unterliefen; viele Stellen — ungefähr ein Drittel des Textes — hat er überhaupt nicht lesen können und einfach ausgelassen. Anzengruber selbst hat die Abschrift offenbar nie eines Blickes gewürdigt.

Der Text geht daher ausschließlich auf I. N. 16723 zurück. Fehlende (vom Herausgeber ergänzte) Interpunktion wird nicht angegeben.

218_{2} Peperoni nur an dieser Stelle; sonst erscheint der Name immer in der Form Peperino (vgl. $221_{23, 27}$, 222_{13}, $223_{10, 15, 29}$, 242 ff., 248 ff., 250_{5}).

219_{7} der fehlt | 219_{16} sitzend | 220_{11} rieb' | 221_{16} gewesen, | 221_{26} von der ursprünglich gewollten Fassung: nicht der übelst weggekommen seid ihr blieb nach Korrektur übrig: Ihr seid nicht übelst weggekommen. | 222_{13} statt Signora Peperino ursprünglich Frau Pfeffer | Nach 223_{17} ein abschließender Strich, dann wird noch einmal Schnack als redende Person angekündigt, dann folgt 223_{18} | 224_{1-12} durch einen Randstrich zusammengefaßt, der sonst als „Zugleich“ interpretiert werden muß; daher die Vermutung zulässig, daß 224_{6-9} als von Schnack gesprochen gedacht war und erst $224_{11/2}$ wieder Floretta zu sagen hatte | 228_{12} Bitte | 228_{26} im fehlt | 240_{4} solche | 242_{20} Wird's! |

Soloszene. Hs in der Wiener Stadtbibliothek I. N. 5679, von Anzengrubers Hand sehr sorgfältig geschrieben. Abgedruckt schon von Leopold Rosner im „Illustrierten Wiener Extrablatt“ 1902, Nr. 352, S. 23 (am 25. Dezember). Entreelied fehlt. Der Druck weicht in folgenden Varianten von der Hs ab:

253$_{23}$ eh'nder, | 254$_{1}$ ich fehlt in Hs | 254$_{3}$ an, | 254$_{4}$ erringen, | 254$_{5}$ worn, | 254$_{5}$ Gnädige, | 254$_{10}$ than, | 254$_{10}$ g'fühvolles (dialektische Aussprache) | 254$_{12}$ denkt, | 254$_{16}$ than, | 254$_{24}$ eing'standen, | 254$_{27}$ braucht, | 255$_{2}$ denk; | 255$_{4}$ abg'rufen, | 255$_{11}$ hat, | 255$_{22}$ hineintanzt | 255$_{28}$ denkt, | 255$_{31/2}$ Selbständigkeit, | 256$_{3}$ lassen, | 256$_{7}$ bin, | 256$_{12}$ gehören, | 256$_{12}$ was, | 256$_{16}$ Durst, | 256$_{23}$ g'hört, | 256$_{24}$ Verehrer, a bah | 256$_{28}$ Versehn, | 256$_{30}$ sagt gehns | 256$_{31}$ Gedankenstrich fehlt | 257$_{1}$ Deutlichkeit, und | 257$_{16}$ trag'n, | 257$_{17}$ also, | 257$_{27}$ Haus is | 257$_{27}$ durchgangen | 257$_{29}$ Elends, | 258$_{4}$ nach, | 258$_{16}$ passablich, | 258$_{18}$ mehr, | 258$_{21}$ zeitlich und | 258$_{21}$ s' fehlt | 258$_{28}$'s fehlt | 258$_{30}$ komm, | 259$_{17}$ an, | 259$_{26}$ weg, | 260$_{17}$ Preiß vielleicht mit gewollter Anspielung. | 261$_{7}$ reich, | 261$_{23}$ mehr, |

Ein Geschworener. Bild aus dem Wiener Leben mit Gesang in drei Akten liegt in zwei Handschriften des Archivs des Theaters a. d. Wien vor. Beide rühren von Kopisten her – Titelblatt und Personenverzeichnis in beiden Stücken unzweifelhaft von einer Hand – und sind, wie die Varianten beweisen, nach einem und demselben, nicht leicht leserlichen Original hergestellt. Anzengrubers Handschrift selbst kommt in keinem der beiden Hefte vor. Die Manuskripte sind als „S(oufflier)-B(uch)“ (S) und „C(ensur)-B(uch)“ (C) bezeichnet. C lag wirklich der Zensurbehörde vor und enthält die Zensurstriche, welche das unten angeführte Zensurgutachten vorschreibt. S wurde vermutlich nach dem Original einer Revision unterzogen, welche die gröbsten Abschreibefehler beseitigte; bei C unterblieb diese nachträgliche Revision. Der Schreiber von S war sorgfältiger als der von C, denn er vermied einige Auslassungen, die bei C unterliefen; dagegen ist eine Neigung zum Normalisieren dialektischer Formen wahrzunehmen. Dem Drucke wurde im allgemeinen S zugrunde gelegt. Die Lesarten von C werden verzeichnet, die von S nur, wenn Abweichungen von S nötig wurden. Deutlich erkennbare Schreibfehler zu verzeichnen, erschien überflüssig. Ebenso unterblieb die fortlaufende Zählung der Musikstücke.

In S eingelegt findet sich ein von Anzengrubers Hand geschriebenes Personenverzeichnis, dem der volle Titel „Ein Geschworener. Bild aus dem Wienerleben mit Gesang in 3 Acten von L. Anzengruber“ vorgesetzt ist.

Für die Besetzung notierte sich Anzengruber:

Pernegger .... H. Schweighofer
Modereiner .... H. Reichmann?

Veronika . . . . Frl. Herzog
Ferdinand . . . . Szika?
Ehrberger . . . . H. Holzgärtner
Anna . . . . Fr. Cloſſeg
Louiſe . . . . Frl. Stauber
Eder . . . . H. Girardi
D. Schmidter . . . . Klang
Kriechbaum . . . . Raſchke?
Motl . . . . Grün
Der harbe Bub . . . . Ehrenfeſt
Der Intallagente . . . . . . Thalboth

Bei Modereiner, Ferdinand, Ehrberger, Kriechbaum drückte Anzengruber seine Unsicherheit durch beigesetzte Fragezeichen aus. Zu Anna—Cloſſeg setzte eine fremde Hand ein kräftiges Fragezeichen und schlug Ehrenſtein vor. Für Hitzig setzte dieselbe Hand Binder über Anzengrubers Vorschlag, der dadurch unleserlich wurde; ebenso bei der Besetzung Valentin—Gärtner. Für Kriechbaum schlug dieselbe Hand Thalboth vor, wodurch Der Intallagente frei wurde, den Anzengruber ihm zugedacht hatte; an seine Stelle trat Hellwig. Sämtliche Schauspieler gehören dem Ensemble des Wiedener Theaters an, wie aus den Jahrgängen 1876/7 des Entsch'schen Bühnenalmanachs hervorgeht.

Lesarten.

265_{3} Ladenthüre C | 265_{20} probieren. S | 266_{27} nun C | 267_{17} geholt S | 268_{4} gegeben C | 268_{14} Z'ſamm' maſſakriern C, z'ſam'maſſakerieren S | 268_{29} bitt' C | 269_{25} freies S, | 269_{28} zu fehlt C S, | 270_{5} nachgeraten | 271_{15} Morgen S | 271_{16} Handſchuh' S | 271_{29} Erde S | 271_{29} haben S | 272_{10} weg'n 'm C | 272_{31} Reſt S | 274_{1} bleiben. | 274_{3} damal C (spezifisch Anzengrubersche Form), damals S | 274_{5} hohe S | 275_{15} hereinziehend C |

275_{27} laufen, C | 276_{7} wenn S | 276_{9} daß d'a grad da in beiden Hs, aber in S mit Bleistift das „da“ in „du“ verbessert | 276_{20} reden in S und C; in S mit Bleistift in streiten verbessert. | 276_{29} schauen S | 277_{31} drei Teufelsnamen S | 278_{13} über S | 279_{14} statt eben hat S aber | 279_{28} mein fehlt S | 281_{19} Ausgetrockentheit C | 282_{1} Ladenthüre C | 283_{5} lachend fehlt S | 285_{29} im C | 285_{30} die S | 286_{4} denk' dir S | $287_{7, 15}$ Will'n S | 287_{7} Wille S | 287_{14} wenn C | 292_{6} geschwind C | 293_{19} ungeduldiges S | 294_{30} Louis' — C | 295_{16} Mordsmädel C | 295_{20} Frau statt Herr in S C | 296_{12} nit C | 298_{13} übrig S | 298_{13} dieweil C | 301_{14} vorkommen C, vorgekommen S | 302_{3} das S | 302_{7} die S | 303_{27} nicht Ihnen C | 305_{6} Goldbramm C, Goldkram S | 306_{17} ganz fehlt C | 307_{31} angenehm C | 308_{6} habe C | 308_{30} Herren C | 309_{6} rauchend C | 309_{29} Wechsel S | 309_{30} Basltan, Wienerisch für Passe-le-temps = Zeitvertreib. | 310_{26} habe C | 312_{4} Leibe C | 313_{11} S und C haben „Männer“ statt Mauer, S verbessert mit Bleistift „Mauer“ | 315_{17} Gnadenarie C | 315_{18} fehlt C; wurde später mit Bleistift eingetragen | 316_{20} Erinnerung C | 317_{18} unserem C | 317_{20} ordentlich für gehörig C | 319_{21} Musikvereinssaal C | 319_{24} Reichsratsverlassung C | 320_{27} Diese Rede in S und C Ehrberger zugeteilt; S ersetzt Ehrberger mit Bleistift durch Louise | 321_{2} Spiele C | 322_{7} wir C | 322_{12} aufgegeben S | 323_{1} Semmelhund S und C; S verbessert jedoch mit Bleistift Himmelhund | 325_{10} Louise! C | 325_{25} wir C | 326_{1} gewußt S | 326_{15-8} lassen; ich hab' ... helfe! fehlt C | 326_{23} Statt Letzterer hat C Valentin | 326_{23} Letzterer ... der erstere, darüber mit Bleistift: Valentin ... Pernegger S, Valentin ... der erstere, Pernegger C | 330_{21} Statt Modereiner hat C Alter. | 331_{18} auch fehlt C | 333_{5} gemeinschaftliche C | 334_{24} Exekution C | 339_{10} unserm C, unserem S | 339_{31} niemanden S C | 342_{11} zusammen-

drucken C | 342_{22} haben C | 344_{2} bleiben S | 345_{2} alle statt alte C | 346_{17} mich noch C | 347_{17} macht statt ahmt C | 347_{24} auffi — auffi — C | 348_{25} für fehlt S C | 355_{7} Truxl C | 355_{12} hat immer statt mir | 355_{25} abgetretenen statt abgegebenen C | 357_{4} z'hören S | 357_{21} bissel C.

Zensur-Akten.

Das Stück lag der Zensur vor. Der Polizeibericht (69496 III./3525 P. B.) (6397/P. 1876) setzt nach der üblichen Inhaltsangabe auseinander: „Da dieses Stück dem gewissenhaften, unbestechlichen Geschworenen Ehrberger, gewissermaßen als einer vereinzelten Erscheinung, die elf anderen Geschworenen, die einen notorischen Gauner freigesprochen haben, entgegenstellt, so erscheinen hiedurch insbesondere mit Rücksicht auf die ab und zu laut gewordenen Bedenken gegen die angeblich zu häufigen Freisprechungen seitens der Geschworenengerichte diese einer nicht statthaften Kritik des großen Publikums ausgesetzt, weshalb die K. k. Polizei-Direktion der unvorgreiflichen Ansicht ist, daß dieses Bühnenwerk, welches übrigens schon für den 16. laufenden Monats zur Aufführung bestimmt ist, nicht zuzulassen wäre.

Nicht umhin kann man hier auch noch, zu betonen, daß die Andeutung des Erfolges, welchen die zum Ausdruck gelangende Erbitterung der Masse zur Erreichung eines, wenn auch, wie hier der Fall ist, nicht unlöblichen Zweckes haben kann, in einer Bühnenvorstellung der vorliegenden Art immerhin auch nicht unbedenklich erscheint. Aber auch im Fall der Zulassung wären wenigstens die auf Seite 19, 21, 28, 37, 51, 52, 79, 80, 81, 82, 118 u. 188 bezeichneten Stellen wegzulassen.

Wien, 10. Dezember 1876

Weiß"

Diesem Verdikt des ersten Berichterstatters setzte der überprüfende Beamte folgenden Einwand entgegen:

Der Goldarbeiter Ehrberger erscheint in diesem Stücke als ein durchaus ehrenhafter Mann, der die ihm als Geschworenem obliegende Pflicht nach seiner Überzeugung erfüllt. Das Recht des freien Ausspruches dieser Überzeugung, wenn sie auch mit jener der übrigen Geschworenen in Widerspruch steht, wird im Stück als unantastbar anerkannt. In dieser Richtung läßt sich also gegen die Tendenz des Bühnenwerkes nichts Anstößiges sagen. Was die Kritik des großen Publikums bezüglich der häufigen Freisprechungen betrifft, so dürfte die letztere dieser Kritik auch ausgesetzt sein, wenn einer, zwei oder mehrere Geschworene das „Schuldig" aussprechen. Gestützt auf das voraus Gesagte, glaubt der Gefertigte, daß das vorliegende Stück nach Beseitigung der Seite 21, 28, 51, 52, 79, 81 bezeichneten Stellen zur Aufführung zulässig erachtet werden dürfte.

Mack. 13. Dezember.

Bald darauf muß der Verzicht auf eine Aufführung des Stückes erfolgt sein, denn an Stelle einer Entscheidung der Statthalterei findet sich im Akte folgender Vermerk:

„Nachdem die Direktion des k. k. privilegierten Theaters hieramts mündlich die Erklärung abgegeben hat, daß sie das von ihr behufs Erlangung der Aufführungsbewilligung überreichte Bühnenwerk „Ein Geschworener, Bild aus dem Wienerleben mit Gesang in 3 Akten" von L. Anzengruber nicht zur Aufführung zu bringen beabsichtigt, wird der K. k. Polizei-Direktion in der Anlage das unter 10. Dezember 1876, Z. 69496/3525/P. B. vorgelegte bezügliche Textbuch zurückgestellt.

Wien, am 6. April 1880. Czap."

Der erste Referent hatte folgende Streichungen beantragt: 272_{17-26} aber man ... ein! | 273_{12-20} Ich bitt ... wieder an | $273_{27/8}$ von mir und vom hohen Gerichtshof, | 276_{28-9} der Staat ... uns | 277_{3-5} solln ... habn | 281_{9-12} dö Würde ... Herrn | 288_{28} alle | 288_{29} ewigen | 288_{29}—289_{6} die ... Bemühung. | 301_{26}—302_{3} Schaun ... Gefängnis! | 302_{5-9} Denn ... is! | 302_{23} Lästern Sie mit Gott — | 303_{6-8} kann ... Volk! | 319_{7-8} Ist frei ... Schranken | 350_{5-8} Verehrter Gönner ... sprechen. Der zweite Berichterstatter hatte die Stellen: 272_{17-26}, 277_{3-5}, 281_{9-12}, 302_{5-9}, 303_{6-8}, 319_{7-8}, 350_{5-8} freigegeben.

Der erste Referent war aber in seiner Bedenklichkeit noch weit über seine eigenen Streichanträge hinausgegangen und hatte außer den definitiv gestrichenen noch eine Reihe anderer Stellen mit Bleistift angezeichnet, um die Aufmerksamkeit einer hohen Statthaltereibehörde darauf zu lenken, ohne sie im Gutachten eigens hervorzuheben; es sind die Stellen: 272_{24-28} Sö, Eder ...is's! | 273_{6-21} das is ... Ang'legenheit! | 274_{7-14} Sie ... Landesgerichtsrat | 274_{20-25} Mitbürger ... grün Tisch. | 275_{2-7} ganz trocken ... wollen — | 276_{19}—277_{5} Na, ja ... g'meld't hab'n. | 277_{18-21} Schöne ... G'setz!! | 281_{12-14} Ah, red ... net da! | 285_{14-16} Ich bitt' ... Erscheinung | 286_{24-31} Laß du ... kunnt mer. | 288_{27}—289_{6} Oh, ich ... Bemühung. | 290_{15-9} Das ist ... Ehrberger. | 301_{18}—302_{9} Na, ja ... heraust is! | 318ff. Vom Couplet fiel die 2., 3. und 4. Strophe. | 328_{25-9} Und wenn ... besser wird. |

Der letwige Jude. Tragödie mit zwei Vorspielen und fünf Akten. Eigenhändige Handschrift Anzengrubers in der Wiener Stadtbibliothek I. N. Nr. 16.683. Flüchtig geschrieben, oft sehr schwer zu entziffern. Besonders flüchtig ist die Interpunktion behandelt, oft nur angedeutet. Der Apparat verzeichnet daher nicht die Fälle, in welchen der Herausgeber fehlende Satzzeichen ergänzen mußte, sondern nur die, in denen mit Rücksicht auf das leichtere Verständnis von der Interpunktion der Handschrift abgewichen werden mußte. Die Handschrift trägt den Charakter eines Konzeptes. 367_8 beigestellt, | 370_9 einstige könnte auch als mistige gedeutet werden | 372_1 Himmel, | 372_{18} Wieso, | 373_{3-6} Rest einer älteren Fassung (S. 5 der Handschrift) wurde sinngemäß hier eingereiht | 374_{16} miskreditiert, vielleicht Wortspiel mit mies beabsichtigt | 377_6 Die Form Dr. Repesperle (über durchstrichenem Dor Repesperle) wird in der Handschrift, die allerdings meist Abkürzungen anwendet (Resperl, Resp., Räsp., Rasp., R), nicht konsequent durchgeführt | 377_9 Anzengruber notiert sich das Metrum ◡—◡—◡—◡— | 377_{24} In der Handschrift folgen hier vier Zeilen, die der Herausgeber nicht zu entziffern vermochte | 378_{17} am Rande notiert Anzengruber den Reim: Ein Hauch wie Knoblauch | 383_{15} Am Rande folgende Verse, die, wie es scheint, ursprünglich den Akt einleiten sollten:

Resp.
So schön, jetzt sein mer bei die Antipoderln,
Der Akt spielt wieder in Trikoderln
Im ersten wärn wir bald erfroren
Und jetzt heißt's an der Sonne schmoren.

Und nur der Jude ist's, den Hitz und Kälten nit genirt,
Der Kerl is so inkrustirt
Kann überall im gleichen Gwand rumgehen
Als die verfluchteste der Crustazeen!

384 9 Anzengruber notiert das Metrum —⏑—⏑—⏑—⏑ | 385 24 Anzengruber notiert am Rande das Metrum ⏑—⏑—⏑—⏑—⏑— (dreimal) und ⏑—⏑—⏑—⏑—⏑—⏑ (einmal) | 388 20 an, | 391 11 da statt das | 391 23 Anzengruber notiert das Metrum ⏑—⏑—⏑—⏑— (viermal) | 391 30 Darunter das Metrum —⏑—⏑—⏑—⏑ (viermal) | 395 11 Daneben das Metrum ⏑—⏑—⏑—⏑— | ⏑—⏑—⏑—⏑—⏑— | 395 22 ⏑—⏑—⏑—⏑—⏑—⏑ | 396 2 —⏑—⏑—⏑—⏑ (viermal) | 396 7 ⏑—⏑—⏑—⏑—⏑—⏑ | 396 17 In der durchstrichenen ersten Niederschrift ist folgende Dekoration vorgeschrieben: Ein Salon, Mittelthüre und Seitenthür links | 398 30 ⏑—⏑—⏑—⏑—⏑—⏑— |

In der Theaterkanzlei. Prolog, nach Anzengrubers Kalender geschrieben am 18. August 1884*.

Textgrundlagen: Anzengrubers Konzept auf der Rückseite eines Manuskriptes (Wiener Stadtbibliothek I. N. 16726) erhalten (H). Im Archiv des Theaters an der Wien das zensurierte Regiebuch samt den drei Rollenmanuskripten (R). Das Regiebuch trägt den Zensurvermerk:

ad. Z. 50074/3240 P. B. Der vorliegende Prolog wird zu Folge des hohen k. k. Statthalterei-Erlasses vom 28. August 1884, Z. 5713/Pr. zur Aufführung im K. k. privilegierten Theater an der Wien zugelassen; jedoch haben die auf Seite 6 durchstrichenen Stellen zu entfallen.

K. k. Polizei-Direktion, Wien, am 31. August 1884.

Unterschrift unleserlich.

Das Manuskript des Theaters an der Wien führt nur den Titel „Prolog". So bezeichnet das Stück auch Anzengruber in seinem Kalender. Der Titel „In der Theaterkanzlei" wurde erst später bestimmt.

Der Text stützt sich, da H nur ein sehr flüchtig geschriebenes Konzept mit sehr mangelhafter Interpunktion ist, hauptsächlich auf R.

401_{23} nicht R | 402_{27} brennt, H | 403_{31} aufzufinden, H | 404_{13} Einen Kollegen, einen jungen — R | 404_{22} Operetten, H | 404_{27} entwöhnt Spielhonorar H | 404_{31} sagen, H | 405_{14} allerorts R | 405_{21} Humor, H | 406_{4} beschränkt, H | 406_{6} Zuerst hatte Anzengruber in H

* Proben veröffentlicht Bettelheim in den „Beiträgen zur Literatur- und Theatergeschichte. Ludwig Geiger als Festgabe dargebracht von der Gesellschaft für Theatergeschichte", Berlin 1902, S. 449 ff.

richtig Beschränkung geschrieben; die Stelle zeigt deutlich den improvisatorischen Charakter der ganzen Arbeit. 406_{30-1} fehlt R | 407_{3} Mit Manuskripten R | 407_{18-22} fehlt H.

Zensur-Akten.

Der Polizeibericht Nr. 49054/PB besagt:

Der vorliegende Prolog, welcher für die Eröffnungsvorstellung des K. k. priv. Theaters an der Wien am 1. September 1884 bestimmt ist und von dem in diesem Institute beschäftigten Fräulein Herzog, Herrn Liebold und Herrn Girardi gesprochen werden soll, entwickelt das an der Bühne des Theaters an der Wien unter der neuen Direktion durchzuführende Programm, und zwar in der Weise, daß unter dem neuen Regime vorläufig noch dieselbe Kunstgattung kultiviert werden soll wie früher, nur „unterspickt" mit etwas mehr volkstümlichem Humor.

Gegen die Zulassung dieses szenischen Prologes zur Darstellung obwaltet kein Anstand und hätten nach hieramtlicher Ansicht nur die auf Seite 4 und 6 durchstrichenen Stellen zu entfallen.

Wien, am 25. August 1884.

Unterschrift unleserlich.

Die Statthalterei dekretierte mit Zahl 5713/Pr. vom 28. August 1884, daß die Aufführung des beiliegenden Prologes gegen Weglassung der auf Seite 6 durchstrichenen Stellen bewilligt wird.

Unterschrift unleserlich.

Da das Zensurmanuskript im Archiv nicht mehr vorhanden ist, so läßt sich die verdächtige Stelle auf Seite 4 nicht mehr feststellen; im Manuskript des Theaters an der Wien ist sie nicht bezeichnet.

Gestrichen wurden: 403₁₈ das Wort Ritter und 403₁₉₋₂₂ man nähme ... ist!

Die Polizeidirektion entsandte zur Aufführung einen Referenten, dessen Bericht dem Akte beiliegt.

Bericht.

Im K. k. priv. Theater an der Wien wurde gestern die heurige Saison mit der Millöckerschen Operette „Gasparone" eröffnet. Als Vorspiel gelangte der mit dem hohen k. k. Statthalterei-Erlaß vom 28. August 1884, Z. 5713/Pr. zugelassene Prolog von Ludwig Anzengruber unter dem Titel „In der Theaterkanzlei" zur Darstellung.

Derselbe wurde von den Schauspielern Herrn Girardi und Liebold und Fräulein Herzog sehr wirkungsvoll gesprochen und brachte diesen sowie dem Dichter mehrere Hervorrufe ein.

Das Publikum, welches das Haus in allen Räumen füllte, war bis zum Schluß der Vorstellung sehr animiert, und es hat die Vorstellung selbst, die bis 10½ Uhr dauerte, keinen Anlaß zu einer Beanständung in zensurpolizeilicher Hinsicht geboten.

Wien, am 2. September 1884

K. k. Polizei-Direktion

Unterschrift unleserlich.

Zum 8. Bande

Lesarten und Erläuterungen zu den Aphorismen „Gott und Welt"

Die Hauptmasse der Aphorismen Anzengrubers liegt gegenwärtig in der Wiener Stadtbibliothek in fünf Kartons, welche die Signaturen 16551—16555 tragen. Dazu kommen die Notizen in den drei Tagebüchern, die des Dichters Sohn, Karl Anzengruber, und den anderen drei, die A. Bettelheim* besitzt. Aus diesen Sammlungen wurde die nachfolgende Auslese zusammengestellt. Nur zwei Zettel machen eine Ausnahme: Nr. 206 ist eine Randnotiz auf einem Buche, das unter Signatur 16521 verwahrt wird, Nr. 841 stammt aus einer Sammlung von Zeitungsausschnitten, welche unter Signatur 16509 beisammenliegen, ohne miteinander viel zu tun zu haben. Über die Herkunft der einzelnen Notizen gibt folgende Übersicht Aufschluß:

Aus dem Karton 16551 stammen: 3, 34, 41, 82, 105, 112, 117, 131, 208, 210, 213, 215, 219, 220, 221, 223—4, 231, 243, 269, 275, 280, 290, 296, 312, 317, 326, 337, 339, 344, 360, 369, 379, 385, 392—3, 395, 417, 419, 425, 428, 446, 448—9, 458, 510, 512, 531, 546, 548, 552, 557, 563—4, 566, 581, 598, 601, 605—6, 612, 623, 630—1, 638, 643, 652, 665, 674, 681, 688—9, 695, 706, 709, 726, 730—1, 743, 757—9, 764—5, 772, 782, 787, 794, 798, 804, 807, 810, 816—7, 822, 830.

---

* Vgl. „Neue Gänge mit L. Anzengruber", Seite 39 ff.

Aus dem Karton 16552 stammen: 17, 19, 35, 40, 42, 43, 51, 54, 61, 64, 68, 71, 72, 73, 80—1, 84, 113—4, 120, 121, 123—4, 146, 151, 153—4, 164, 169—70, 179—80, 198, 200, 214, 217, 234, 240—1, 245, 247—51, 264—5, 273, 282, 284, 293, 298, 301, 303, 307, 309—10, 314—6, 318, 321, 325, 333, 342, 354—6, 365, 370, 381—3, 386—9, 398, 401—2, 405, 407, 411, 422, 426, 442, 457, 466, 470, 481, 483—4, 486, 489, 499, 508, 514, 524—5, 528, 530, 540, 544—5, 554—5, 558, 567, 571, 574, 583, 590, 596—7, 602, 607—8, 611, 613, 617, 619, 620, 624, 632—3, 639, 641, 648—50, 653, 664, 670, 672, 686—7, 691, 696, 700, 727, 740, 744, 746, 751, 767, 771, 779, 797, 819, 821, 829, 832, 836, 848.

Aus dem Karton 16553 stammen: 11, 12, 15, 22, 27, 36, 39, 44, 49, 50, 52, 59, 67, 75—8, 96—7, 115—6, 119, 122, 127, 135—6, 155—6, 163, 176, 193, 201, 226—7, 242, 252, 256—7, 261, 288, 291, 304, 311, 327, 334, 336, 346, 351, 364, 391, 403, 406, 408, 416, 437, 456, 465, 479, 541, 556, 565, 592, 595, 603, 618, 628, 669, 679—80, 734, 735, 737—9, 753, 756, 805, 812, 815, 820, 825, 846.

Aus dem Karton 16554 stammen: 2, 4, 5, 8, 9, 13, 16, 23, 24, 25, 26, 33, 45, 46, 47, 53, 56, 57, 58, 60, 65, 88, 93, 95, 98, 99—101, 103, 106, 128—30, 133, 141—2, 144, 147, 149, 157—60, 162, 166, 171, 173—4, 177—8, 183, 185, 188—92, 196, 199, 205, 207, 218, 229, 233, 235—9, 246, 254—5, 260, 274, 276—7, 279, 281, 283, 285—6, 289, 294—5, 297, 299, 302, 306, 308, 313, 320, 322, 328—32, 341, 343, 347, 349—50, 352, 358—9, 362—3, 373—4, 378, 384, 396—7, 400, 404, 410, 412, 414, 418, 420—1, 436, 440, 443—4, 452, 454, 459—60, 473—6, 478, 482, 496, 501, 503—6, 515, 520—2, 526, 535—8, 560, 568, 570, 572, 576—7, 579—80, 589, 599, 600, 615, 625, 627, 634—6, 640, 644, 646, 651, 658—9, 667—8, 677—8, 692, 698, 702—3, 707, 711—2, 714—6, 717—8, 747—50,

752, 761, 766, 768, 790, 792, 796, 802, 809, 813, 818, 826, 834, 845, 847, 849, 850.

Aus dem Karton 16555 stammen:

1, 6, 7, 10, 14, 18, 20, 21, 28, 31, 32, 37, 38, 48, 55, 62, 63, 70, 74, 79, 83, 85—6, 89—92, 94, 102, 104, 107—111, 125—6, 132, 134, 137—40, 143, 145, 148, 150, 152, 165, 167—8, 172, 175, 181—2, 186—7, 202, 204, 209, 211—2, 216, 222, 225, 228, 230, 232, 253, 259, 262—3, 266—8, 270—2, 278, 287, 292, 305, 319, 323—4, 335, 338, 340, 345, 348, 353, 357, 361, 366—7, 372, 375—7, 380, 390, 394, 399, 415, 423—4, 427, 429—35, 438—9, 450—1, 453, 455, 461—3, 467—9, 471—2, 477, 480, 487—8, 490—5, 497—8, 500, 502, 507, 509, 511, 513, 516—9, 523, 527, 529, 532—4, 539, 542—3, 547, 549, 553, 561, 569, 573, 575, 578, 582, 584, 586—7, 591, 593—4, 604, 609—10, 614, 616, 621—2, 626, 629, 642, 645, 647, 654, 656—7, 660—3, 666, 671, 673, 675—6, 682—5, 693, 697, 699, 704—5, 708, 710, 720—2, 724—5, 728—9, 732—3, 736, 742, 745, 755, 760, 762—3, 769—70, 773—8, 781, 783, 788—9, 795, 799—801, 803, 806, 808, 811, 814, 823—4, 827—8, 831, 833, 835, 837—9, 842—4.

Aus den Tagebüchern, die im Besitze des Herrn Karl Anzengruber sind, stammen: 29, 118, 184, 195, 197, 203, 441, 485, 551, 559, 588, 655, 694, 785, 786.

Aus den Tagebüchern, die im Besitze des Professors Anton Bettelheim sind, stammen: 30, 66, 69, 87, 161, 194, 244, 300, 368, 371, 409, 413, 445, 447, 464, 550, 562, 585, 637, 690, 701, 713, 723, 741, 754, 780, 784, 791, 793, 840.

Die Nummern 22, 98, 107, 153, 171, 200, 352, 420, 525, 527, 530, 566, 796 tragen den Vermerk B, nach Bettelheims Deutung: „Bearbeiten.“ A (bei Nr. 43, 392) soll, ebenfalls nach Bettelheim, bedeuten: „Ausführen.“

Nr. 305 trägt den Vermerk A/B. Häufig ist ein Vermerk f(rühere) N(otiz), ein Beweis, daß Anzengruber stets die Zusammenhänge seiner Gedanken zu wahren suchte.

Datierungen sind häufig dadurch ermöglicht, daß Anzengruber seine Notiz auf ein datiertes oder gestempeltes Briefblatt oder auf die Rückseite eines datierbaren Manuskriptblattes schrieb, wodurch ein *terminus a quo* gegeben ist.

Die runden Klammern im Text rühren von Anzengruber selbst her, die eckigen deuten an, daß sich der Herausgeber genötigt sah, ein Wort zu ergänzen.

Selbstverständliche Ergänzungen von Abkürzungen, nachträglich vorgenommene Umstellungen u.dgl. wurden nicht im Apparate vermerkt.

Varianten.

Nr. 2_{1} v. u. statt „zu" hat die Handschrift „an". | 3_{17} Erklärung, | 41_{4} Materiale, | 51_{4} sonderlicher, | 55_{8} beginnt, | 55_{9} eins, | 72_{5} gerungen, | 81_{2} habe | 86_{1} wüßte, | 86_{4} soll, | 102_{1} elender, | 108_{1} Dauer, | 111_{7} In der Handschrift folgt noch in Klammern: (doch auch zu buchen sind, in Rechnung ist zu stellen). Scheint die Skizze zu einem Gedichte zu sein. | 125_{2} Anschauungen, | 157_{5} statt „ihn" in der Handschrift in Vorwegnahme der Konstruktion des Hauptsatzes: „mit ihm". | 204_{9} machen | 219_{21} ausgeschlossen, | 220_{26} Organismus, | 220_{37} den | 220_{40} Zehen, | 220_{67} nicht, | 220_{70} ist, | 220_{85} wird, | 239_{11} aufnimmt, | 243_{8} lassen, | 245_{4} Schaff | 249_{4} solcher | 269_{3} Schattens, | 269_{5} scheut, | 359_{11} andern, | 366_{14} Tiergeschlecht, | 373_{3} nicht, | 375_{3} kann, | 380_{2} Anzengruber notiert auch die Variante: wo man selbst immer der Nächste ist. | 404_{4} werden, | 411_{13} auszusaugen, | 419_{5} v. u. geschehen, | 435_{2} Vampir, | 443_{2} Gesellschaft, | 446_{21}

darf, | 453_{6} verpflichtet, | 462_{9} genügt, | 469_{4} Verachtung, | 511_{5} will, | 542_{2} sagen, | 547_{19} Gutes, | 548_{2} v. u. statt vom in der Handschrift aus | 552_{2} Gegenteile | 564_{2} Frage, | 564_{5} schuldig, | 612_{6} v. u. erschwert, | 630_{1} Volk, | 631_{2} sinnliche, | 635_{8} über das Selbstgefundene uud Erlauschte | 639_{6} Mutter, | 643_{5} Landes, | 643_{20} andere, | 688_{3} Gulden, | 706_{7} macht, | 758_{7} darnach statt darin | 770_{22} Veranlassung, | 770_{28} verdanken. | 807_{9} Nach Anstandsregeln in der Handschrift ein Wort, das sich nur als Gedankenblöcke deuten läßt; der Zusammenhang wäre etwa durch ein hinzuzufügendes beirrt zu werden zu ergänzen. | 823_{6} lächelt, | 823_{10} empfinden, | 823_{11} ausgeschlossen, |

Erläuterungen zu den Aphorismen.

Zu Nr. 3. John William Draper „*History of the conflict between religion and science*“, 1873. Anzengruber kannte das Werk vermutlich in J. Rosenthals Übersetzung „Geschichte der Konflikte zwischen Religion und Wissenschaft“, die 1875 bei F. A. Brockhaus in Leipzig als XIII. Band der „Internationalen Wissenschaftlichen Bibliothek“ erschien. Das Buch wurzelt in der Bewegung des Kulturkampfes; der amerikanische Verfasser nimmt mit entschiedenem Radikalismus für die Wissenschaft und gegen das Dogma Partei. Das vorliegende Zitat findet sich bei Draper (Anzengruber schreibt Dreper), S. 246 ff., gibt aber das Original teilweise nicht ganz genau, sondern zusammenziehend, vielleicht aus dem Gedächtnisse wieder; nur stellenweise kopiert er genau die Vorlage. Zwischen zweitem und drittem Absatz fehlt ein ganzer Abschnitt.

Nr. 4. Die Aufzeichnung stammt aus dem Jahre 1889. Anzengruber weilte in Hall im Juni 1889.

Nr. 5 aus dem Jahre 1889.

Nr. 6 im oder nach November 1876.

Zu Nr. 12. Draper, a. a. O. 130. „Sehr richtig sagt Du Bois-Reymond, der Naturforscher müsse voll Ehrfurcht und Verwunderung das mikroskopische Minimum von Nervensubstanz betrachten, worin die Ameisenseele ihren Sitz aufgeschlagen hat ...“ Vgl. dazu Nr. 39.

Nr. 7 im oder nach November 1886.

Zu Nr. 13. Anzengruber notiert dazu: „Roseggers Schriften, X. Band“. Zitat aus dem Erinnerungsblatte „Von meiner Mutter“. („Waldheimat“, Preßburg, Heckenast, 1877, S. 395, wiederabgedruckt im 10. Band der Hartlebenschen Ausgabe, der im Jahre 1881 erschien). Situation: Rosegger steht einige Stunden nach dem Leichenbegängnisse seiner Mutter an ihrem noch offenen Grabe und blickt auf den Sarg hinab.

Zu Nr. 16; vgl. dazu Nr. 312. In dem Buche „Die Natur der Dinge“ (1803), dem Hauptwerke des Schellingianers Joh. Jakob Wagner, den Anzengruber unter den Philosophen seiner Jugend nennt, konnte er S. 547 den Satz finden: „Jedes menschliche Bewußtsein ist ein solcher Funke, mit dem das Universum sich selbst beleuchtet.“

Zu Nr. 17 u. ff. vgl. die „Welterschaffungsmärchen“ in „Fragmente“, Nr. 111 ff., I. Bd.

Nr. 20 im oder nach dem Jahre 1883.

Zu Nr. 27 vgl. „Fragmente“, Nr. 111 ff., Nr. 393. (I. Bd.)

Nr. 30 aus dem Jahre 1889, Nr. 29 höchstwahrscheinlich aus derselben Zeit.

Nr. 31 um oder nach November 1886; vgl. Nr. 7.

Zu Nr. 33. C. v. Eckartshausen (1752—1803), bekannter Mystiker und Spiritist. Das „Tagebuch eines Richters“ erschien Brünn 1788 (= 4. Bd. der „Schriften“).

Zu Nr. 34/35. Die Anschauungen John Stuart Mills,

auf welche Anzengruber an diesen beiden Stellen anspielt, sind in der Selbstbiographie des Philosophen und in den nach Mills Tode veröffentlichten Abhandlungen über Religion enthalten, die auch bis jetzt noch keinen Übersetzer gefunden haben. Da Anzengruber nicht Englisch verstand, so kann er keine quellenmäßige Kenntnis von diesen Schriften gehabt haben. Er dürfte sein Wissen davon aus Karl Blinds Aufsatz: „John Stuart Mills religiöse Hinterlassenschaft“ geschöpft haben, der im VI. Bande der „Gegenwart“ (1874, S. 309 ff.) erschien, die Anzengruber als Mitarbeiter regelmäßig in die Hand bekommen haben dürfte. Blind verweist auf die Autobiographie, wo Mill von den religiösen Vorstellungen seines Vaters erzählt: „Mein Vater hielt es für unmöglich, zu glauben, daß eine Welt, die so voll von Übeln ist, das Werk eines Urhebers sein könne, der unendliche Macht mit unendlicher Güte und Gerechtigkeit verbinde . . . Die sabäische oder manichäische Lehre von einem guten und einem bösen Urwesen, die um die Regierung des Weltalls miteinander streiten, hätte er nicht ebenso unbedingt verworfen. Ich habe ihn sogar Erstaunen darüber aussprechen hören, daß niemand in unserer Zeit diese Lehre wiedererwecke. Er hätte eine solche Lehre freilich als eine bloße Hypothese betrachtet, aber er würde ihr keinen verderbenden Einfluß zugeschrieben haben.“ Der Verfasser berichtet sodann, er habe zu seinem Staunen von einem persönlichen Bekannten Mills gehört, der große Denker nehme keinen Gott nach dem gewöhnlichen heutigen Begriffe, wohl aber eine Art bösen Wesens an, das die Regierung der Welt führe; auf Blinds Einwand, daß es sich da wohl nur um die bildliche Einkleidung des Ärgers über den langsamen Verlauf des Fortschrittes handle, habe der Gewährs-

mann ausdrücklich festgestellt: „Nein, er hat ein wirkliches böses Wesen im Sinn." Diese Angabe findet Blind — er konstatiert mit ehrlicher Enttäuschung den Rückfall des Autors der „Denklehre" in krassen Aberglauben — in den nachgelassenen Schriften über „Natur", „Die Nützlichkeit der Religion" und „Theismus" (Essays on religion) bestätigt. In der Abhandlung über den Theismus erklärt Mill nochmals „auf das deutlichste und aus seiner innersten Einsicht heraus, daß die Annahme eines zugleich allmächtigen und allgütigen Wesens nicht statthaft sei; daß dieses Wesen vielmehr das, was wir wünschen, entweder nicht habe gewähren können — oder nicht habe gewähren wollen. Alle Wahrscheinlichkeit weist auf das Dasein eines Wesens hin, das große Macht über uns habe — die ganze Macht nämlich, die in der Erschaffung des Kosmos oder wenigstens seiner organischen Geschöpfe liegt, und von dessen Güte wir wohl einen Beweis haben, aber keineswegs den Beweis, daß Güte sein hervorstechendes Merkmal sei". Vgl. dazu Nr. 158.

Zu Nr. 35. G. H. Otto Volger „Erde und Ewigkeit. Die natürliche Geschichte der Erde als kreisender Entwicklungsgang im Gegensatz zur naturwidrigen Geologie der Revolutionen und Katastrophen". Frankfurt a. M. Verlag v. Meidingers Sohn u. Comp. 1857. Vgl. bes. die „Die Erde als Hohlkugel" S. 53 und „Die Dichtigkeit des Erdinnern" 62 ff. — „Auch unsere Erde kann unter dem ordnenden Gesetze der Schwerkraft und der Fliehkraft nur als eine Hohlkugel gebildet sein, deren Hülle sich um ihre Achse wälzt ..." (S. 53) — „Indes läßt sich vermuten, daß es in diesem Hohlraume weder an einer Wasserschicht, noch an Luft mangeln werde, und wenn Licht und Wärme auf der Oberfläche der Erde abhängen von dem Widerstreite zwischen der An-

ziehung, welche die Sonne, und derjenigen, welche die Erde auf die Stoffe der Oberfläche ausübt, so können selbst Licht und Wärme der Unterwelt nicht mangeln, in welcher die Anziehung von allen Seiten der Erdmasse gegeneinander kämpft." (S. 61.)

„Erd und Ewigkeit" ist ein glänzend geschriebenes Buch, das, auf wissenschaftlicher Grundlage fußend, dem Laien die ungeheuren Entwicklungsperspektiven der Geognosie erschließen will. Sein Verfasser ist der Begründer des Deutschen Hochstiftes in Frankfurt und ein damals bekannter Gelehrter. Er erregte auf dem Naturforschertage von 1863 Aufsehen durch sein Auftreten gegen den jungen Haeckel.

Zu Nr. 35. Niel Klim. Gemeint ist Ludwig von Holbergs 1741 anonym in Leipzig erschienener phantastischer, moralisch-politischer Roman „Nicolai Klimii iter subterraneum, novam telluris theoriam ac historiam quintae monarchiae adhuc nobis incognitae exhibens e bibliotheca B. Abelini", der schon bald nach seinem Erscheinen übersetzt unter dem Titel „Nicolai Klims Unterirdische Reise, worinnen eine ganz neue Erdbeschreibung wie auch eine umständliche Nachricht von der fünften Monarchie, die uns bishero ganz und gar unbekannt gewesen, enthalten ist" (Neue und vermehrte Auflage, Copenhagen u. Leipzig 1753). Niels Klim gleitet durch eine Höhle ins Innere der hohlen Erde, in dem sich ein ganzes Sonnensystem bewegt, und lernt fremde Welten kennen, deren Sitten und Staatseinrichtungen in satirisch-reformatorischer Tendenz geschildert werden.

Zu Nr. 35. Stuart Mill., vgl. N. 34. Lichtenberg: Gemeint ist unzweifelhaft der folgende Aphorismus Lichtenbergs: „Schon vor vielen Jahren habe ich gedacht, daß unsere Welt das Werk eines untergeordneten

Wesens sein könne, und noch kann ich von dem Gedanken nicht zurückkommen. Es ist eine Torheit, zu glauben, es wäre keine Welt möglich, worin keine Krankheit, kein Schmerz und kein Tod wäre. Denkt man sich doch den Himmel so. Von Prüfungszeit, von allmählicher Ausbildung zu reden, heißt sehr menschlich von Gott reden und ist bloßes Geschwätz. Warum sollte es nicht Stufen von Geistern bis zu Gott hinauf geben, und unsere Welt das Werk von einem sein können, der die Sache noch nicht recht verstand, ein Versuch? Ich meine, unser Sonnensystem oder unser ganzer Nebelstern, der mit der Milchstraße aufhört. Vielleicht sind die Nebelsterne, die Herschel gesehen, nichts als eingelieferte Probestücke, oder solche, an denen noch gearbeitet wird. Wenn ich Krieg, Hunger, Armut und Pestilenz betrachte, so kann ich unmöglich glauben, daß alles das Werk eines höchst weisen Wesens sei; oder es muß einen von ihm unabhängigen Stoff gefunden haben, von welchem es einigermaßen beschränkt wurde; so daß dieses nur respektive die beste Welt wäre, wie auch schon häufig gelehrt worden ist.“ (Georg Christoph Lichtenbergs „Hinterlassene Schriften“. Gesammelt und herausgegeben von L. Ch. Lichtenberg u. F. Kries. II. Teil [= IX. Bd. der „Vermischten Schriften“]. Wien 1844, S. 56 f.) Anzengruber dürfte diesen Wiener Nachdruck der Göttinger Originalausgabe im Nachlaß seines Vaters gefunden haben. Vgl. Anmerkung zu Nr. 260 u. 299. Vgl. dazu die „Welterschaffungsmärchen“ in den „Fragmenten“, Bd. I.

Zu Nr. 37. Anzengruber dürfte Ernst Haeckels berühmten populären Vortrag „Zellseelen und Seelenzellen“ (1878) gekannt haben (vgl. Nr. 53 und Anmerkung zu Nr. 220_{65}), jedenfalls waren ihm die

materialistischen Anschauungen vom Wesen der Seele aber aus der Polemik Hellenbachs („Vorurteile der Menschheit“, II., 143ff) gegen Haeckels und Jägers Seelentheorien bekannt.

Zu Nr. 39 vgl. Nr. 12.

Nr. 41 am oder nach dem 2. Mai 1889.

Zu Nr. 44. Die Vorstellung vom Körper als Zellenstaat kannte Anzengruber aus Droßbach, den er in seinen biographischen Fragmenten (I. Bd.) ausdrücklich nennt, und aus Haeckel. Vgl. auch Anmerkung zu Nr. 200 und Nr. 37.

Nr. 47 am oder nach dem 25. Jänner 1889.

Nr. 51. Zu dem Gedanken vgl. Fragmente Nr. 143 (I. Bd.).

Nr. 56 am oder nach dem 20. Juli 1885.

Nr. 60 nach 1882.

Nr. 66 u. Nr. 69 aus dem Jahre 1889.

Nr. 70 auf Rückseite eines Blattes des Manuskriptes von „Die drei Prinzen“ (entstanden zwischen 28. Februar und 5. April 1876).

Zu Nr. 76. Anzengrubers Auffassung scheint auf einer mißverständlichen Deutung der Eschatologie Hartmanns zu beruhen, da Hartmann sich das Ende des Weltprozesses, d. i. „die Aufhebung alles Wollens ins absolute Nichtwollen, mit welchem alles sogenannte Dasein (Organisation, Materie u. s. w.) eo ipso verschwindet und aufhört“, als einen einheitlichen Akt denkt und ausführlich die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit erörtert, daß die Menschheit an Zahl und Intelligenz derartig zunehme, daß in einem bestimmten Zeitpunkte „der bei weitem größte Teil des sich in der Welt manifestierenden unbewußten Geistes in der Menschheit befindlich sei; wenn dann die negative Seite des Wollens in der Menschheit die Summe alles übrigen

in der organischen und unorganischen Welt sich objektivierenden Willens überwiegt, kann die menschheitliche Willensverneinung das gesamte aktuelle Wollen der Welt ohne Rest vernichten und den gesamten Kosmos . . . mit einem Schlag verschwinden lassen". Ed. v. Hartmann „Philosophie des Unbewußten", 12. Auflage, II. Teil, S. 404 ff.; vgl. dazu die charakteristischen Anmerkungen S. 560 ff. u. 563 ff.

Nr. 79. Das Platt offenbar aus dem Gedächtnis zitiert, weil uneinheitlich und fehlerhaft.

Nr. 82 im oder nach dem Februar 1888.

Nr. 85 am oder nach dem 26. April 1888.

Nr. 87 aus dem Jahre 1889.

Nr. 91 am oder nach dem 6. Juli 1877.

Nr. 92 am oder nach dem 25. Juni 1889.

Nr. 95 am oder nach dem 26. Jänner 1885.

Nr. 104 am oder nach dem 24. Mai 1886.

Nr. 125 geschrieben am oder nach dem 29. Oktober 1876. Zur komischen Verwertung von Optimismus und Pessimismus vgl. „Fragmente" Nr. 18 (I. Bd.).

Nr. 129 am oder nach dem 17. November 1886.

Nr. 131 am oder nach dem 7. Februar 1887.

Nr. 133 am oder nach dem 1. Juli 1883.

Nr. 135. In der Handschrift: „Folnes". Der Name findet sich in keinem der gebräuchlichen Nachschlagewerke. Vielleicht Volney (vgl. 350), der in den „Ruinen" eine Versammlung der Völker der Erde zur Behebung der Religionsstreitigkeiten vorführt und im „Natürlichen Gesetz" den Glauben an Gott als ein „natürliches Gesetz" hinstellt, dessen Hauptmerkmal es ist, *daß* es „allen Zeiten, allen Ländern gemeinschaftlich, mithin eins und allgemein ist".

Nr. 137 am oder nach dem Jänner 1884.

Nr. 139 am oder nach dem 10. September 1883.

Zu Nr. 143. „Wie der Huber ungläubig ward“ erschien 1877.

Nr. 145 am oder nach dem 27. Juli 1886.

Zu Nr. 152. Hartmann, a. a. O., 30. „Da nun aber der Theismus kein Moralprinzip über oder neben dem göttlichen Willen dulden darf, so muß alle theistische Religion notwendig unsittlich wirken, insofern die Bildung schon bis dahin fortgeschritten ist, daß die für sittliche Autonomie notwendige Reife des Geistes erlangt ist.“

Zu Nr. 153. In seinem Buche „Das Leben ohne Gott. Untersuchungen über den ethischen Gehalt des Atheismus“ (Hannover, 1875), das Anzengruber (vgl. „Briefe“, I, 298, Brief vom 21. November 1876) kannte, zitiert Duboc in dem Kapitel über „Gott in der Erziehung“, S. 126, ein Lesestück, „Das Schwalbennest“, das Kindern eine Vorstellung von der Güte Gottes dadurch zu vermitteln sucht, daß es vorführt, wie die jungen Schwalben von den alten mit Würmchen gefüttert werden, und macht gegenüber der Moral dieses Lesestückes: der liebe Gott will, daß es allen Geschöpfen wohlergehe, auf das Los der Fliege aufmerksam, die gefressen wird.

Zu Nr. 157 vgl. Duboc, a. a. O., S. 4: „Man kann den Satz aufstellen: Gibt es trotz alledem einen Gott, so hätte er sich über sein Dasein faßlicher ausdrücken sollen.“ Vgl. dazu Nr. 164, 213.

Nr. 158 beweist einige Bekanntschaft mit neuplatonischen Lehren. Vgl. Nr. 27 ff. und Bemerkung zu Nr. 34 und 35.

Nr. 160. Eine Übersetzung von Gogols „Taras Bulba“ erschien in Reclams Universalbibliothek, die Anzengruber bezog, im Jahre 1878.

Nr. 161 aus dem Jahre 1889.

Zu Nr. 164 vgl. Nr. 157.

Nr. 165 am oder nach dem 10. Juli 1882.

Zu Nr. 172. E. v. Hartmann erörtert in seiner Schrift „Die Selbstzersetzung des Christentums und die Religion der Zukunft" Berlin 1874), deren Kenntnis bei Anzengruber in Anbetracht seines Interesses für den Autor und sein Problem vorausgesetzt werden darf, die Möglichkeit des Entstehens einer neuen Religion. Er leugnet die Möglichkeit, „daß es überhaupt zu lebenskräftigen religiösen Neubildungen nicht mehr kommen wird", nicht, „wenngleich diese Ansicht ebenso extrem und unwahrscheinlich ist als die andere, daß die Zukunftsreligion nahe bevorstehe", ist aber doch geneigt, an das Entstehen einer neuen Religion des Pantheismus oder spiritualistischen Monismus zu glauben, welche „für den schlechten und schädlichen Glauben an eine individuelle Fortdauer dem religiösen Gefühl die tiefe Anregung und hohe Befriedigung gewährt, daß es sich ewig mit seinem Gotte eins weiß, daß der Mensch sich selbst als eine Erscheinung Gottes betrachtet, in welcher kein Wesen ist außer Gott".

Zu Nr. 173—183 vgl. Duboc, a. a. O., S. 41: „Übrigens darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Mensch genau denselben Schauder vor der ewigen Fortdauer zu empfinden vermag wie vor dem Vernichtetwerden. Wer das Nimmer-, Nimmer-Aufhören, welches dem ewigen Leben angehört, lebhaft auf sich geistig einwirken läßt und innerlich verarbeitet, wird diesen Schauder alsbald kennen lernen ... Wenn die meisten Menschen davon gar nichts bemerken und mit der Ewigkeit auf bestem Fuße sind, so liegt dies doch nur daran, weil sie von dem ganzen zermalmenden Gewicht, welches in dem Versuch, das Ewigsein sich geistig anzueignen, liegt, gar keine Ahnung erhalten, da ihnen die geistige Kraft

fehlt, den Versuch auch nur anzustellen. Die Ewigkeit wird von ihnen stets nur negativ, als Gegensatz gegen das Aufhören im Tode, aber nicht positiv erfaßt." Anzengruber macht in den „Aphorismen" (173—184) den Versuch, sich das „Ewig-Sein" in der Anschauung anzueignen.

Nr. 175. Totengespräch. Lukians Totengespräche zählen zu den Büchern, die Anzengruber schon als Knabe las.

Nr. 184 wahrscheinlich aus dem Jahre 1889.

Nr. 186 am oder nach dem 5. Jänner 1883.

Nr. 187 am oder nach dem 14. Juni 1887.

Zu Nr. 189 vgl. die Fragmente „Götterdämmerung", Nr. 1—3 (Bd. I).

Nr. 194 aus dem Jahre 1889, Nr. 195 und Nr. 197 vermutlich ebenfalls.

Zu Nr. 200. Die atomistische Unsterblichkeitstheorie war Anzengruber nach seiner eigenen Angabe vor allem aus Maximilian Droßbachs Buch „Die Harmonie der Ergebnisse der Naturforschung mit den Forderungen des menschlichen Gemütes oder die persönliche Unsterblichkeit als Folge der atomistischen Verfassung der Natur", Leipzig, Brockhaus, 1858, bekannt.

Nr. 203 vermutlich aus dem Jahre 1889.

Nr. 204 am oder nach dem 2. März 1887.

Nr. 205 am oder nach dem 17. November 1886.

Nr. 206 geschrieben auf ein Programm von Vorträgen, von denen einige vor November 1885 datiert sind; das besprochene und im Text zitierte Buch trägt die Jahreszahl 1886.

Das Buch hat die Tendenz, an Beispielen (Legenden) aus alter und neuer Zeit zu zeigen, daß Gebete „für die armen Seelen" den schrecklich Leidenden Erlösung bringen und daß Gott den Erlösten erlaubt, sich den

Erlösern dankbar zu erweisen. Anzengruber notierte sich aus dieser Beispielsammlung folgende: I_2 Gold und Bet-Zettel, I_4 Baron Sturton, einer der siebenundvierzig Richter der [Maria] Stuart, I_5 Der Gehenkte und Pendant, I_{17} Der Priester und seine Leiche, I_{18} Christus und Maria, I_{35} Der Zeuge aus dem Grabe, II_1 Pendant zu I_5, II_{13} Die Prim, II_{36} Eine halbe lauretanische Litanei, II_{38} Der befreite Papa zur Bearbeitung, die vermutlich ironisch ausgefallen wäre.

Von den Legenden, die sich Anzengruber notierte, wollen I_{17} und II_{13} die Furchtbarkeit der Fegefeuerqualen erweisen. Ein sterbender Mönch hat, um nicht lange im Fegefeuer schmachten zu müssen, seinen Freund gebeten, sofort für ihn Messe zu lesen. Der Freund tut das sofort und ist sehr erstaunt, als der Verstorbene ihm im Traume erscheint und ihn mit den bittersten Vorwürfen überhäuft, weil er ihn solange habe leiden lassen. Erst der Anblick des eigenen Leichnams kann den Verstorbenen überzeugen, daß der Freund sein Versprechen erfüllt habe und es nur die Furchtbarkeit der Fegefeuerqualen sei, welche den armen Seelen die Zeit der Qual so lang erscheinen lasse. Ähnlich lautet II_3. Einem berühmten Kapuziner Hippolytus von Scalva erscheint ein jüngstverstorbener Novize und bittet den Heiligen um Bestimmung der Zeit, wie lange er — der Novize — im Fegefeuer schmachten solle; Gott habe ihm diese Vergünstigung gewährt. Der Heilige glaubt milde zu sein, wenn er die Zeit des Leidens bis zur nächsten Prim (das ist bis etwa acht Uhr morgens) bestimmt; aber erschüttert durch die verzweifelten Klagen des Novizen, läßt er die rettende Prim sofort lesen.

Andere Legenden weisen durch ihre ans Groteske streifende Naivität auf mittelalterlichen Ursprung. I_5 er-

zählt von einem leichtsinnigen jungen Manne, der aus einem Hinterhalte gerettet wird, weil ein Gehenkter, für den er, frommer Eingebung gehorchend, ein Gebet gesprochen hat, an seiner Stelle die Schüsse und Stiche empfängt, die seinem Fürbitter zugedacht sind, und sich dann gewissenhaft wieder aufhängt. In II_1 begibt sich der Gehenkte an Stelle des Fürbitters zu einem Stelldichein und lenkt die Todesgefahr von seinem Retter ab auf sich selbst. II_{36} berichtet von einem eifrigen Diener Mariens, der jeden Abend die lauretanische Litanei betet und von Maria einmal dadurch vor Mördern gerettet wird, daß sie ihn unsichtbar macht; einmal aber schläft er ein, nachdem er erst die halbe Litanei gebetet hat, und die Mörder, die ihn suchen, sehen zu ihrem Entsetzen nur den halben Körper ihres Opfers im Bette liegen und fliehen voll Angst. II_{38} erzählt: Eine Frau, welche gepfändet werden soll, empfängt durch ihren Schutzengel die Eingebung, ihr letztes Geldstück für eine Messe zum besten der armen Seelen zu opfern. Auf der Straße begegnet ihr ein alter Herr und gibt ihr einen Brief an die Adresse eines reichen Mannes. Wie erstaunt der reiche Mann, als er einen Brief von der Hand seines längst verstorbenen Vaters empfängt, der durch das Gebet der armen Frau aus dem Fegefeuer erlöst wurde und seine Fürbitterin seinem Sohne empfiehlt.

Nr. 209 am oder nach dem 22. März 1882.

Zu Nr. 209. Anzengruber teilt hier ganz Ed. v. Hartmanns methodologisches Prinzip; vgl. Karl Kiesewetter „Geschichte des neueren Okkultismus“, Leipzig, 1891, I. Bd., S. 506 u. a. a. O., und Ed. v. Hartmanns „Der Spiritismus“, Leipzig, 1885.

Nr. 210 am oder nach dem 4. Juli 1881.

Zu Nr. 211. Über Lazar Baron von Hellenbach-Chech

vgl. die ausführliche Darstellung bei Kiesewetter „Geschichte des neueren Okkultismus“, Leipzig, 1891, I. Bd., S. 702—748. Seinen philosophischen Standpunkt formuliert unübertrefflich Ed. v. Hartmann in den „Philosophischen Fragen der Gegenwart“, Leipzig, 1885, S. 457:

„Hellenbach entfernt sich unter allen Anhängern der Willensmetaphysik am weitesten von Schopenhauer, obwohl dieser zugeständlich seinen Ausgangspunkt bildet. Er ist Individualist und sucht die Unzerstörbarkeit des Individualwillens im Tode durch die Annahme eines hinter dem Zellenorganismus verborgenen ‚Metaorganismus‘ zu retten, den er mit der Seele gleichsetzt. Der mit einem Metaorganismus behaftete Individualwille führt in einem vierdimensionalen oder auch nulldimensionalen Jenseits sein eigentliches Leben, das sich zu den Intervallen der dreidimensionalen Lebensläufe verhält wie das Tagesleben des Menschen zu den Träumen seiner Nächte. Die Erfahrungen der verschiedenen Verkörperungen werden im Metaorganismus aufbewahrt und gleichsam kapitalisiert, so daß das Gesamtleben jedes Willensindividuums in der Reihe seiner Verkörperungen einen wirklichen Entwicklungsprozeß darstellt. Das wahre Wohl des Metaorganismus dient als das Prinzip der Ethik; und die Einwirkungen des Metaorganismus auf den Organismus erschöpfen die Hellenbachsche Metaphysik, welche über Gott weder positive noch negative Aussagen machen will. Da der Metaorganismus als Seele sich den Zellenorganismus erbaut und erhält, so stellt er sich als organisierendes Prinzip dar, zu gunsten dessen Hellenbach einen energischen Kampf gegen den Materialismus führt. Den Pessimismus läßt er für das dreidimensionale Leben bereitwillig gelten, doch nur, um ihm seinen transzendentalen

Optimismus des zellenfreien Lebens gegenüber zu stellen. Der objektive Idealismus kommt hier nur soweit zu seinem Rechte, als das transzendente Willensindividuum das Bewußtsein des Zellenorganismus mit idealen Tendenzen inspiriert. Außerdem wirken auch ausnahmsweise leibfreie Seelen auf inkorporierte ein, sofern letztere eine besonders geringe „phänomenale Befangenheit“ besitzen, das heißt ‚Medien‘ sind. Hiermit ist das Gebiet des Spiritismus erschlossen, für das Schopenhauer sich bekanntlich lebhaft interessierte; auf diesem Gebiete ist keiner seiner Jünger ihm so eifrig im Experimentieren und Studieren nachgefolgt wie Hellenbach.“

Zu 213 vgl. Nr. 157.

Über 214 vgl. Anmerkung zu 220_{34}.

Nr. 214 und 216. Die oft gemachte Einwendung, daß die spiritistischen Phänomene „zu kindisch seien, als daß man sie einer anderen Wesenreihe zuschreiben könnte,“ sucht Hellenbach („Vorurteile“, II, 101 f.) durch den Hinweis darauf zu entkräften, daß es diesen vierdimensionalen Wesen schwierig sei, sich mit uns dreidimensionalen zu verständigen.

Zu Nr. 216. Das erhoffte allerdings auch L. Hellenbach: Die Erkenntnis, daß das Leben nur ein Durchgangsstadium zum Zwecke der höchsten Vervollkommnung des Individuums sei, würde erst eine unangreifbare feste Grundlage der Sittlichkeit abgeben („Das Moralprinzip des transzendenten Individualismus“)*, genau so, wie Droßbach das Mißverhältnis zwischen der glänzenden Entwicklung der technischen Kultur und Wissenschaft einerseits und dem betrübenden Tiefstand der Sittlichkeit anderseits nur durch Verheißung einer

* „Vorurteile der Menschheit“. Wien 1879, II. Bd., 239 ff.

persönlichen Unsterblichkeit und einer darauf gegründeten Sittlichkeit glaubte heilen zu können.

Zu Nr. 217. „Ich bin so vorsichtig, bescheiden und aufrichtig, zu erklären, daß ich nicht weiß, was das Letzte der Dinge sei; hingegen weiß ich, daß mir als Menschen unmittelbar weder der bloße Chemismus der Atome, noch Schopenhauers ‚Wille', noch Hartmanns ‚Unbewußtes' zu grunde liegt. Darum nenne ich meinen Individualismus einen relativen, weil mir die Prämissen fehlen, um ihn nach vor- oder rückwärts für ewige Zeiten festzustellen." (Hellenbachs „Der Individualismus im Lichte der Biologie und Philosophie der Gegenwart". Wien 1878, S. 128.)

Zu Nr. 218. Hellenbach drückt sich über diesen Punkt sehr vorsichtig aus: „Um nicht mißverstanden zu werden, bemerke ich, daß der Wiedereintritt in den biologischen Prozeß nur insolange als unvermeidlich zu betrachten ist, bis das durch ihn angestrebte Entwicklungsresultat nicht erreicht ist; ferner, daß unsere reelle Verwandtschaft mit dem Tiere nicht ausschließt, daß zwischen Mensch und Tier kosmisch eine vielleicht unüberbrückbare Kluft bestehe; endlich, daß eine Ausdehnung der Palingenesis auf alles Lebende nur ein Analogieschluß ist. Wir haben bisher nur die Existenz von Wesen unserer Art außerhalb des biologischen Prozesses erschlossen, das Zwingende meiner Argumentation bezieht sich daher nur auf uns. Allerdings ist bei der großen Analogie, die zwischen uns und den Säugetieren besteht, die Übertragung auch auf sie sehr naheliegend." („Vorurteile", II, S. 186.) Doch gab er seine Zurückhaltung schließlich auf, und in dem Buche „Geburt und Tod als Wechsel der Anschauungsform oder die Doppelnatur des Menschen" (Wien, 1885) schließt er das Tier in seine Lehre unbedenklich ein: „Sind

Geburt und Tod in der Tat nur ein Wechsel der Anschauungsform, so sind sie es auch für das Tier; das dürfte kaum jemand bezweifeln" (S. 264).

Zu 219_{1} ff. Gegen die „Vorurteile der Wissenschaft" polemisiert Hellenbach in einer ganzen Kapitelreihe des II. Bandes der „Vorurteile".

Zu 219_{34} ff. Experimente von Crooker, Wallace und Zöllner, auf die sich Hellenbach immer wieder beruft; ausführliche Darstellung bei Kiesewetter, I, 506 ff.; von fliegenden Gitarren und spielenden Uhrwerken berichtet auch auf Grund eigener Beobachtungen Hellenbach: „Vorurteile", III, 226 f. Vgl. dazu: Max Dessoir, „Vom Jenseits der Seele. Die Geheimwissenschaften in kritischer Betrachtung." Stuttgart 1917, S. 177 ff.

Nr. 219_{67}. Tatsächlich führt Hellenbach in den „Vorurteilen" diesen Ausspruch Kants wiederholt an. Z. B., II, 18, 21, 71 u. a. a. O.

Zu Nr. 220_{14}. Anzengrubers Einwurf: wie man sich die Gebundenheit des Metaorganismus an den Organismus zu denken habe, legt tatsächlich einen der dunklen Punkte in Hellenbachs Theorie bloß, der sich aus seinen Schriften nicht erhellen läßt; vgl. über dieses Problem Hellenbach, a. a. O., II, 142 ff., bes. S. 147 f.

Zu Nr. 220_{37} vgl. über diese Demonstration einer „Organprojektion ohne Zellen" Hellenbach, a. a. O., II, 137 ff.

Zu Nr. 220_{44} ff. vgl. „Vorurteile", III, 235 f.

Zu Nr. 220_{59}. Hellenbach findet es („Vorurteile", I, 154) komisch, daß der Staat die Kindesmörderin bestraft. „Ich meinesteils kann nur bedauern, daß meine ersten Atemzüge nicht Chloroform waren . . . und kann mich mit meiner Existenz nur versöhnen, weil ich sie als Glied in der Entwicklung betrachte und meine frühzeitige Vernichtung nur eine Änderung in bezug auf

Person und Zeit herbeigeführt hätte.“ Vgl. dazu „Vorurteile“, I, 5. Kapitel „Das Recht der Lebensverneinung“.

Nr. 220_{65}. Mit Haeckels Lehre von der Zellseele und Gustav Jägers „Entdeckung der Seele“ (Leipzig, 1878) setzt sich Hellenbach („Vorurteile“, II, 150; III, 300) ausführlich auseinander.

Zu Nr. 220_{70} ff. vgl. das 1. Kapitel des II. Teiles der „Vorurteile“ („Der Gottesglaube“) und Vorrede zum zweiten Bande, S. III: „Man kann die Gottheit jenseits aller menschlichen Erkenntnis liegend annehmen und sie daher gänzlich aus dem Spiele lassen, ohne darum ein Gottesleugner zu sein.“

Zu Nr. 220_{80}. Zu dem Ausdrucke „Humanistiker“ vgl. Anmerkung zu Nr. 305—19.

Nr. 220_{81}. Über diesen Fall berichtet Hellenbach ausführlich in „Geburt und Tod als Wechsel der Anschauungsformen oder die Doppelnatur des Menschen“ (Wien, 1885), S. 31 ff., erwähnt ihn aber auch in „Vorurteile“, II, 156; vgl. Kiesewetter, a. a. O., 706.

Nr. 221 um oder nach dem März 1887.

Zu Nr. 236 vgl. Hellenbach „Vorurteile“, II, 9: „Die Erhaltung der Kraft, das einfachste und einzig brauchbare Moralprinzip.“

Zu Nr. 238. Über die Annahme einer Durchdringung von Materie durch Materie konnte Anzengruber durch Dr. G. C. Wittigs Noten zu seiner unter dem Titel „Beweise für die Existenz einer psychischen Kraft“ (Leipzig, 1884) herausgegebenen Übersetzung von Crookes Mitarbeiter Edward William Cox’ Werke „Spiritualism answered by Science; with the proofs of a Psychic Force“, London, 1872, unterrichtet sein; auch Hellenbach erörtert die Möglichkeit bei der Besprechung der Experimente Zöllners.

Zu Nr. 241 vgl. „Aphorismen“ Nr. 4 und Fragment Nr. 110, „Kontrasterzählung“ (Bd. I).

Nr. 243 am oder nach dem 24. Juni 1881.

Nr. 244 aus dem Jahre 1889.

Zu Nr. 259 ff. Vgl. Feuerbach „Todesgedanken“ (Werke, I, 75). „Im Tode sinkst du ermüdet von der den Einzelnen anstrengenden, ihn verzehrenden Sonnenhitze des Bewußtseins in ewigen Schlaf, die bewußtlose Ruhe des Nichts zurück . . . Wie kannst du aber nun klagen, daß du sterblich bist, wenn du nicht klagst, daß du einst Kind, einst gar nicht warst? Wie kann dir bangen vor dem Tode, da du schon einmal gleichsam den Tod bestanden und durchgemacht hast, schon einmal das gewesen bist, was du einst wieder werden wirst?“

Zu Nr. 260 vgl. Lichtenberg: „Wenn nur der Scheidepunkt erst überschritten wäre! Mein Gott, wie verlangt mich nach dem Augenblicke, wo die Zeit für mich aufhören wird, Zeit zu sein; wo mich der Schoß des mütterlichen Alles und Nichts wieder aufnehmen wird, in dem ich damals schlief, als der Haynberg angespült wurde, als Epikur, Cäsar und Lukrez lebten und schrieben und Spinoza den größten Gedanken dachte, der noch in eines Menschen Kopf gekommen ist.“ (G. Ch. Lichtenbergs „Hinterlassene Schriften“, Bd. II (= „Vermischte Schriften“, Bd. IX), gesammelt und herausgegeben von L. Ch. Lichtenberg u. F. Kries. Wien 1844, S. 17 f.) Vgl. Anmerkung zu Nr. 35 u. 299.

Zu Nr. 262 (am oder nach dem 23. Juli 1885). Chiavaccis Mutter starb Ende Dezember 1884. Anzengruber kondolierte am 22. Dezember 1884. (Gütige Mitteilung von Frau Chiavacci, Brief in ihrem Besitze.)

Zu Nr. 264. Im Jahre der Trauer um die Mutter (1875).

Zu Nr. 265. Vergleiche dazu die schreckliche Vision Franzls in der 3. Szene des III. Aktes von „Fleck auf der Ehr". Vielleicht kannte Anzengruber die von Duboc „Das Leben ohne Gott" S. 40, zitierte Stelle aus Kants „Anthropologie": „Die allen Menschen natürliche Furcht vor dem Tode ist nicht ein Grauen vor dem Sterben, sondern, wie Montaigne richtig sagt, vor dem Gedanken, gestorben (d. i. tot) zu sein, den also der Kandidat des Todes nach dem Sterben noch zu haben vermeint, indem er das Kadaver, das nicht mehr er selbst ist, doch als sich im düsteren Grabe oder irgendwo sonst befindlich denkt."

Nr. 266 am oder nach dem 20. August 1886.

Zu Nr. 267 ff. vgl. „Fragmente", Nr. 366 (Bd. I).

Zu Nr. 268—274. „Es ist Religion, an Gott nicht zu glauben", vgl. Feuerbachs berühmten, vielzitierten und viel mißdeuteten Ausspruch: „Keine Religion — ist meine Religion, keine Philosophie — meine Philosophie" Werke, erste Gesamtausgabe, II, 414). Zur Sache vgl. folgende Stelle aus Feuerbachs „Vorlesungen über das Wesen der Religion" (Ausgabe Bolin-Jodl, VIII, 258): „Sowie der Mensch seine Augen öffnet, sowie er ungeblendet durch religiöse Vorstellungen die Wirklichkeit ansieht, wie sie ist, so empört sich das Herz gegen die Vorstellung einer Vorsehung wegen ihrer Parteilichkeit, mit der sie den einen rettet, den anderen untergehen läßt, die einen zum Glück und Reichtum, die anderen zum Unglück und Elend bestimmt, wegen ihrer Grausamkeit oder Untätigkeit wenigstens, mit der sie Millionen von Menschen den gräßlichsten Leiden und Martern unterworfen. Wer kann die Greuel der Despotie, die Greuel der Hierarchie, die Greuel des religiösen Glaubens und Aberglaubens, die Greuel der heidnischen

und christlichen Kriminaljustiz, die Greuel der Natur, wie den schwarzen Tod, die Pest, die Cholera mit dem Glauben an eine göttliche Vorsehung zusammenreimen? Die gläubigen Theologen und Philosophen haben zwar allen ihren Verstand aufgeboten, um diese augenfälligen Widersprüche der Wirklichkeit mit der religiösen Einbildung einer göttlichen Vorsehung auszugleichen, aber es verträgt sich weit mehr mit einem wahrheitsliebenden Herzen, weit mehr selbst mit der Ehre Gottes oder eines Gottes, sein Dasein geradezu zu leugnen, als durch die schändlichen und albernen Kniffe und Pfiffe, welche die gläubigen Theologen und Philosophen zur Rechtfertigung der göttlichen Vorsehung ausgeheckt haben, sein Dasein kümmerlich zu fristen. Es ist besser, ehrenvoll zu fallen, als ehrlos zu bestehen. Der Atheist läßt aber Gott ehrenvoll fallen, der Theist, der Rationalist dagegen ehrlos, à tout prix bestehen!" Vgl. das 27. Kapitel des „Wesen des Christentums", in dem Feuerbach den unlöslichen Widerspruch von Glaube und Liebe auseinandersetzt, der nötigt, den Glauben fallen zu lassen, um dem Gebote der Liebe zu genügen. „Selbstverblendung, wo nicht selbst böse, hinterlistige Absicht liegt darum allen Begründungen der Moral, des Rechtes durch die Theologie zu Grunde . . .

Es handelt sich also im Verhältnis der selbstbewußten Vernunft zur Religion nur um die Vernichtung einer Illusion — einer Illusion aber, die keineswegs gleichgültig ist, sondern vielmehr grundverderblich auf die Menschheit wirkt, den Menschen, wie um die Kraft des wirklichen Lebens, so um den Wahrheits- und Tugendsinn bringt; denn selbst die Liebe an sich, die innerste, wahrste Gesinnung, wird durch die Religiosität zu einer nur scheinbaren, illusorischen, indem die

religiöse Liebe den Menschen nur um Gottes Willen, also nur scheinbar den Menschen, in Wahrheit nur Gott liebt."

Nr. 269 nach dem 27. Mai 1888. Anzengruber notiert dazu: groß angelegtes Werk.

Zu Nr. 274. Der Ausdruck „Resultat des Weltprozesses" deutet auf Ed. v. Hartmanns „Metaphysik des Unbewußten"; vgl. das Kapitel „Ziel des Weltprozesses" („Philosophie des Unbewußten", 11. Aufl., [XII. Bd. der Werke] S. 391ff.). Auch die praktische Konsequenz des Hartmannschen Pessimismus, die Forderung der „vollen Hingabe an das Leben und seine Schmerzen" mußte Anzengruber billigen.

Der letzte Satz ist im Manuskript zwischen = gesetzt, soll also offenbar als künftiger Titel ausgezeichnet werden.

Nr. 275 nach dem 17. Dezember 1887.

Nr. 280 am oder nach dem 7. Mai 1883.

Nr. 289 vgl. Fragmente Nr. 1—3 (Bd. I).

Zu Nr. 277. Duboc (a. a. O.) faßt den Atheismus „als eine Grundtatsache im Geistesleben der Gegenwart auf, wenn auch die Zahl der unbewußten Atheisten größer ist als die der bewußten".

Zu Nr. 279. Der Wert des Atheismus scheint Duboc (a. a. O., S. 68) darin zu liegen, daß alle Überschwenglichkeit auf ein vernünftiges Maß herabgesetzt wird. Der Mensch lernt „mit einem inneren Gefühl des Händefaltens sich mit versöhntem Sinn in die Lebensgesetzlichkeit zu fügen und die ‚Würde' des Menschen besser zu wahren als der Christ, der dem Unvermeidlichsten von allem, der Vergänglichkeit, im blinden Drange unverstandener und unverständiger Herzenswünsche die Anerkennung versagt". Vgl. dazu L. Feuerbach „Vorlesungen über das Wesen der Religion" (Sämtliche

Werke, hsg. v. Wilhelm Bolin und Friedrich Jodl, VIII, S. 324); Feuerbach zieht ebenfalls den Vergleich zwischen dem religiösen und dem erotischen Verhalten und vergleicht den Glaubenden mit dem romantischen Liebhaber.

Zu Nr. 287. Vgl. L. Feuerbach, a. a. O., S. 323 f. „Statt des religiösen Ideals muß sich der Mensch daher jetzt ein anderes Ideal setzen. Unser Ideal sei kein kastriertes, entleibtes, abgezogenes Wesen, unser Ideal sei der ganze wirkliche, allseitige, vollkommene, ausgebildete Mensch." — „Christ ist, wer den Menschen um des Menschen willen liebt, wer sich zur Liebe der Gattung erhebt — homo homini deus —, dies ist der Wendepunkt der Weltgeschichte." (L. Feuerbach „Das Wesen des Christentums", Sämtl. Werke, VI, S. 326.)

Zu Nr. 288 vgl. Feuerbach „Vorlesungen", VIII, S. 369: „Wenn wir nicht mehr das bessere Leben glauben, sondern wollen, aber nicht vereinzelt, sondern mit vereinten Kräften, so werden wir auch ein besseres Leben schaffen . . . Aber um das zu wollen und zu bewirken, müssen wir an die Stelle der Gottesliebe die Menschenliebe als die einzige, wahre Religion setzen, an die Stelle des Gottesglaubens den Glauben des Menschen an sich und seine Kraft."

Nr. 289. Auf dem Zettel notierte Anzengruber: „frühere Notiz".

Nr. 290 am oder nach dem 21. Dezember 1887. Vgl. dazu L. Feuerbach „Vorlesungen", VIII, S. 359, den berühmten Schlußappell: „Aber, um dieses (d. h. ein besseres Leben) zu wollen und zu bewirken, müssen wir an die Stelle der Gottesliebe die Menschenliebe als die einzige wahre Religion setzen, an die Stelle des Gottesglaubens den Glauben, daß das Schicksal der Menschheit nicht von einem Wesen außer oder über ihr,

sondern von ihr selbst abhängt, daß der einzige Teufel des Menschen der Mensch, der rohe, abergläubische, selbstsüchtige böse Mensch, aber auch der einzige Gott des Menschen der Mensch selbst ist."

Zu Nr. 291. Feuerbach, a. a. O. „Der wahre Sinn und Begriff der Gottheit ist: Gott ist der personifizierte Gattungsbegriff des Menschen, die personifizierte Göttlichkeit und Unsterblichkeit des Menschen."

Nr. 292. Volney (vgl. Anmerkung zu Nr. 350) läßt in den „Ruinen" (23. Kapitel) die Brahminen, Bonzen und Schamanen den Missionären entgegenhalten: „Ihr verkauft den leichtgläubigen Menschen leere Gebete für die Seele des Toten ... Ihr habt durch euer System der Abbüßungen eine Sündentaxe eingeführt, die alle Gewissen verderbt hat." Eine Anmerkung dazu führt aus: „Solange es Mittel geben wird, sich von allen Sünden zu reinigen, sich mit Geld oder nichtswürdigen Übungen von aller Züchtigung loszukaufen . . . solange kann es unmöglich eine öffentliche oder individuelle Moral, eine gesunde praktische Gesetzgebung geben."

Zu Nr. 294. Feuerbach „Vorlesungen" (VIII, 357): „Der Atheismus ist . . . positiv, bejahend; er gibt der Natur und Menschheit die Bedeutung, die Würde wieder, die ihr der Theismus genommen; er belebt die Natur und Menschheit, welchen der Theismus die besten Kräfte ausgesogen. Gott ist eifersüchtig auf die Natur, auf den Menschen, wie wir früher sahen; er allein will verehrt, geliebt, bedient sein; er allein will etwas, alles andere soll nichts sein, d. h. der Theismus ist neidisch auf den Menschen und die Welt; er gönnt ihnen nichts Gutes. Neid, Mißgunst, Eifersucht sind zerstörende, verneinende Leidenschaften. Der Atheismus ist liberal, freigebig, freisinnig; er gönnt jedem Menschen seinen Willen und sein Talent; er erfreut sich von Herzen an

der Schönheit der Natur und an der Tugend des Menschen: die Freude, die Liebe zerstören nicht, sondern beleben, bejahen."

Über die Stellung der Kunst auf dem Boden der neuen Lehre vgl. Werke, I, 166 ff.

Zu Nr. 295 vgl. Feuerbach, a. a. O., 358: „Aber ebenso wie mit dem Atheismus ist es mit der von ihm unzertrennlichen Aufhebung des Jenseits. Wenn diese Aufhebung nichts weiter als eine leere, inhalt- und erfolglose Verneinung wäre, so wäre es doch besser oder gleichgültig, ob man es stehen oder fallen ließe. Allein die Verneinung des Jenseits hat die Bejahung des Diesseits zur Folge; die Aufhebung eines besseren Lebens im Himmel schließt die Forderung in sich: es soll, es muß besser werden auf der Erde; sie verwandelt die bessere Zukunft aus dem Gegenstand eines müßigen tatlosen Glaubens in einen Gegenstand der Pflicht, der menschlichen Selbsttätigkeit. Allerdings ist es eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, daß, während die einen Menschen alles haben, die anderen nichts haben, während die einen in allen Genüssen des Lebens, der Kunst und Wissenschaft schwelgen, die anderen selbst das Notwendigste entbehren. Allein es ist töricht, hierauf die Notwendigkeit eines anderen Lebens zu gründen, wo die Menschen für die Leiden und Entbehrungen auf Erden entschädigt werden, so töricht, als wenn ich aus den Mängeln der geheimen Justiz, die bisher bei uns bestanden, auf die Notwendigkeit eines öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahrens erst im Himmel schließen wollte. Die notwendige Folgerung aus den bestehenden Ungerechtigkeiten und Übeln des menschlichen Lebens ist einzig der Wille, das Bestreben, sie abzuändern, aber nicht der Glaube an ein Jenseits, der vielmehr die Hände in den Schoß legt und die Übel bestehen läßt."

Zu Nr. 299 vgl. Lichtenberg: „Ich glaube, sehr viele Menschen vergessen über ihrer Erziehung für den Himmel die für die Erde. Ich sollte denken, der Mensch handelte am weisesten, wenn er erstere ganz an ihren Ort gestellt sein ließe. Denn wenn wir von einem weisen Wesen an diese Stelle gesetzt worden sind, woran kein Zweifel ist, so laßt uns das Beste in dieser Station tun und uns nicht durch Offenbarungen blenden. Was der Mensch zu seiner Glückseligkeit zu wissen nötig hat, das weiß er gewiß ohne alle Offenbarung als die, die er seinem Wesen nach besitzt." (G. Ch. Lichtenbergs „Hinterlassene Schriften", II [= Vermischte Schriften, IX]. Wien 1844, S. 81 f.) Vgl. Anmerkung zu Nr. 35 u. 260.

Zu Nr. 300 aus dem Jahre 1889. Vgl. zur Sache Feuerbach „Die Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkte der Anthropologie" (Werke, I, 161): Der Mensch soll also das Christentum aufgeben, dann erst erfüllt und erreicht er seine Bestimmung, dann erst wird er Mensch; denn der Christ ist nicht Mensch, sondern „halb Tier, halb Engel". Dann erst, wenn der Mensch allüberall Mensch ist und als Mensch sich weiß; wenn er nicht mehr mehr sein will, als er ist, sein kann und soll; wenn er sich nicht mehr ein seiner Natur, seiner Bestimmung widersprechendes, mithin an sich unerreichbares, phantastisches Ziel setzt, das Ziel, ein Gott, d. h. ein abstraktes, phantastisches Wesen, ein Wesen ohne Körper, ohne Fleisch und Blut, ohne sinnliche Triebe und Bedürfnisse zu werden: dann erst ist er vollendet, dann erst vollkommener Mensch . . .

Zu Nr. 301 vgl. Feuerbach: Werke, VI, S. 329 f. „Wenn wir in Zeiten, wo die Religion heilig war, die Ehe, das Eigentum, die Staatsgesetze respektiert finden,

so hat dies nicht in der Religion seinen Grund, sondern in dem ursprünglich natürlich-sittlichen und rechtlichen Bewußtsein, dem die rechtlichen und sittlichen Verhältnisse als solche für heilig gelten. Wem das Recht nicht durch sich selbst heilig ist, dem wird es nun und nimmermehr durch die Religion heilig."

Nr. 302. Anzengrubers Darstellung des Seins entspricht ganz der Auffassung, die Feuerbach in der 3. und 4. seiner „Vorlesungen" (Werke, VIII, 31 ff.) gibt. Die daraus abgeleitete Begründung der Sittlichkeit ist Anzengrubers Eigentum.

Zu Nr. 305. Auch nach Duboc (a. a. O., S. 35) gibt es „eine Frömmigkeit des Atheismus, auch der Atheismus hat seine Priester".

Nr. 305—319. Die Liebe zur Gattung als höchstes Gesetz lehrt Feuerbach in allen seinen Schriften, vor allem im „Wesen des Christentums": es ist die ihm eigentümliche Lehre des „Humanismus"; vgl. den Ausdruck „Humanistiker" in Nr. 220, drittletzter Absatz.

Nr. 316 am oder nach dem 12. Mai 1877.

Nr. 319 am oder nach dem 12. April 1881.

Nr. 324 am oder nach dem 9. März 1888.

Nr. 325. Anführungszeichen vom Herausgeber gesetzt.

Nr. 326 trägt den Vermerk „Hum.", ein Zeichen, daß Anzengruber das Motiv als „Humoreske" zu verwenden gedachte.

Nr. 330 erinnert an Ed. v. Hartmanns Lehre von den Illusionen („Die Philosophie des Unbewußten", 11. Aufl., II. Bd., 285 ff.); vgl. Nr. 334.

Nr. 332. Die Schlußzeilen wenden sich deutlich gegen David Friedrich Strauß „Der alte und der neue Glaube" (1871).

Zu Nr. 350. Vgl. Nr. 135 u. 292. Anzengruber lernte

Constantin François Volneys „Ruinen“ (1791) wahrscheinlich durch das 1886 bei Reclam erschienene Bändchen kennen, welches außer den „Ruinen“ auch das „Natürliche Gesetz oder Physische Prinzipien der Moral“ (1793) brachte, und war frappiert über die Ähnlichkeit der Ideen der französischen Aufklärung mit denen seiner Zeit. Die Türkei durchwandernd, stößt der Autor überall auf die Spuren untergegangener Größe und versinkt in tiefe Trauer über das unerforschliche Walten der Vorsehung, die eine Welt von Kultur und Schönheit zwecklos versinken ließ. Da erscheint ihm ein Dämon und klärt ihn auf: Vergebens schreibt der Mensch verborgenen und eingebildeten Wirkungen seine Unfälle zu . . . Von einer Seite der Einwirkung der ihn umgebenden Elemente ausgesetzt, ist er vielen unvermeidlichen Übeln unterworfen, und wenn in diesem Ratschlusse die Natur sich strenge bewiesen hat, so hat sie, von der anderen Seite gerecht und sogar nachsichtig, nicht nur diese Übel durch ähnliche Wohltaten gemildert, sondern auch den Menschen die Macht verliehen, diese zu vermehren und jene zu mildern . . . Der Mensch ist der Werkmeister seines Schicksals. Wo Kulturen zugrunde gehen, verfallen sie nur durch den religiösen Wahnglauben der Menschen, den Priester und Despoten klug auszunützen verstehen (40. Kapitel). Es gilt, den Fehler zu vermeiden, die Quelle des Wahns zu verstopfen, welcher die Menschen allein noch hindert, vernunftgemäß und einig zu leben. Der Genius zeigt ihm das französische Volk, das die Fesseln des Despotismus und des Wahnes abgeworfen hat und die Häupter aller Völker der Erde zur gemeinsamen Beratung beruft, in der alle Religionssysteme geprüft und als kultur- und glückhemmender Irrwahn verworfen werden (19. bis 23. Kapitel). Die Völker einigen sich,

daß man über metaphysische Fragen zu keiner Gewißheit kommen und deshalb den Meinungsverschiedenheiten darüber keinen Einfluß auf die bürgerliche Verfassung gewähren dürfe (24. Kapitel). Darauf folgt die Verkündigung des ‚natürlichen Gesetzes' (ursprünglich: ‚Katechismus der französischen Bürger'), der Versuch, aus dem Prinzipe der Selbsterhaltung eine autonome Ethik abzuleiten, die allerdings noch den Deismus in ihr System einbaut; doch soll der Kultus Gottes nur in der Ausübung und Beobachtung aller Regeln bestehen, welche die höchste Weisheit der Bewegung jedes Wesens auferlegt hat, ewiger und unveränderlicher Regeln, durch welche sie die Ordnung und den Einklang des Weltalls erhält und welche in ihren Beziehungen auf den Menschen das natürliche Gesetz ausmachen.

Zu Nr. 352. Anselm Feuerbach, der große Kriminalist, billigte die entschlossene Stellungnahme seines Sohnes zu dem religiösen Probleme nicht, warnte ihn vor der Veröffentlichung der „Todesgedanken" (1830), da er die Folge, Ausschluß von der akademischen Karriere, voraussah, legte ihm jedoch kein ernsthaftes Hindernis in den Weg.

Nr. 358 am 15. August 1889.

Zu Nr. 360. Über die Möglichkeit der Alchymie vgl. Hellenbach „Vorurteile", III, S. 305.

Nr. 361 am oder nach dem 29. Oktober 1883.

Zu Nr. 365 vgl. Anzengrubers köstliches Gespräch von der Freiheit des menschlichen Willens im „Geschworenen" (1876; als selbständige „Schnurre" 1882).

Nr. 368 aus dem Jahre 1889.

Nr. 370 trägt die unverständliche Überschrift „Allegorie".

Nr. 371 aus dem Jahre 1889.

Nr. 373. In dieser Begründung des „Gewissens“ befindet sich Anzengruber bewußt oder unbewußt wieder in Übereinstimmung mit Feuerbach, der (Werke, X, 119) das Gewissen definiert als „kein über- und außermenschliches Wesen, sondern nur mein an die Stelle des verletzten sich setzendes Ich, nichts anderes, als der Stellvertreter der Glückseligkeit des anderen auf Grund und Geheiß des eigenen Glückseligkeittriebes“.

Nr. 390. Das Blatt trägt den Vermerk: Notizblatt Nr. 27—30I.

Nr. 390. Wiederum trifft Anzengruber in seiner Begründung der Sittlichkeit aus den Notwendigkeiten des Zusammenlebens mit Feuerbachs Anschauungen zusammen: „Moral eines für sich allein gedachten Individuums ist eine leere Fiktion . . . Von Moral kann nur da die Rede sein, wo das Verhältnis des Menschen zum Menschen, des einen zum andern, des Ich zum Du zur Sprache kommt... Das Dasein des egoistischen Menschen ist an das Dasein anderer Menschen, wenn auch nur seiner Eltern, seiner Brüder und Schwestern, seiner Familie gebunden, so daß der egoistische Mensch, ganz unabhängig von seinem guten Willen, schon vom Mutterleibe an die Güter des Lebens mit seinem Nächsten teilen muß, schon mit der Muttermilch, also mit den Elementen des Lebens, auch die Elemente der Moral einsaugt, als da sind: Gefühl der Zusammengehörigkeit, Verträglichkeit, Gemeinschaftlichkeit, Beschränkung der unumschränkten Alleinherrschaft des eigenen Glückseligkeitstriebes...“

... „Was anders kann die Aufgabe der Moral sein, als dieses in der Natur der Dinge, in der Gemeinschaft selbst von Luft und Licht, von Wasser und Erde gegründete Band zwischen

eigener und fremder Glückseligkeit mit Wissen und Willen zum Gesetz des menschlichen Denkens und Handelns zu machen?“ Werke, X, 269 ff. Die Abhandlung „Der Eudaimonismus“ konnte Anzengruber in Karl Grüns Publikation „Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß“ (1874) lesen, von welcher im Briefwechsel Anzengrubers mit Bolin die Rede ist („Briefe“, I., 316, Brief vom 14. Mai 1877).

Nr. 393 am oder nach dem 9. Dezember 1876.

Nr. 395 am oder nach dem 21. Dezember 1887.

Nr. 396. Laotse „Der Weg zur Tugend“. Um zu beurteilen, ob Laotses Werk auf Anzengruber einen Einfluß geübt hat, müßte zuerst festgestellt werden, welche der sehr stark untereinander differierenden Übersetzungen Anzengruber las. Jedenfalls will der spekulative Charakter des berühmten Buches nicht recht in den Zusammenhang passen, in den Anzengruber es hineinstellt und in den nur der Titel, nicht der Inhalt des Tao-te-king sich zwanglos fügt.

Zu 401 ff. Schon im „Natürlichen Gesetz“ (VII. Kapitel „Von der Enthaltsamkeit“) von Volney (vgl. Nr. 350) konnte Anzengruber als Argumente gegen „die Keuschheit, wie die Klosterregeln sie empfehlen,“ angeführt finden, daß sie erstens der Gesellschaft nicht nützen, zweitens auch den Individuen, die sie üben, nicht selten körperlich schaden, auf jeden Fall sie aber um eine Menge Neigungen und Beziehungen verkürzen, welche die Quelle der meisten häuslichen und gesellschaftlichen Tugenden seien.

Zu Nr. 407/8 vgl. „Fragmente“ Nr. 194 (Bd. I).

Nr. 409 aus dem Jahre 1889.

Nr. 413 aus dem Jahre 1889.

Nr. 425 am oder nach dem 11. November 1885.

Nr. 441 wahrscheinlich aus dem Jahre 1889.

Zu Nr. 444: In Anzengrubers Schauspiel „Ein Faustschlag“ ruft ein komisch aufgefaßter Fanatiker aus: „So wahr ein Gott lebt, ich bin Atheist!“

Nr. 445 aus dem Jahre 1889.

Nr. 447 aus dem Jahre 1889.

Nr. 448. Petrus de Arbués (1442—1485), für Anzengruber, wie damals für alle Welt, der berüchtigte Inquisitor.

Zu Nr. 449 vgl. „Stahl und Stein“ (III, 3):

Seifert. Wir sein ebn kommandiert, und schau, da müssen wir halt gehn, weil dös unser Pflicht is und unser Brot.

Einsam. Was Pflicht? Was Brot? Verpflichts eng nit zu so was und freßts koan solchs!

Nr. 464 aus dem Jahre 1889.

Nr. 469. Vermutlich anläßlich einer Duellforderung, die Anzengruber als Redakteur des „Figaro“ erhielt, wie Masaidek in seinen Erinnerungen erzählt.

Nr. 474 vermutlich aus dem Jahre 1889. Vgl. die Fragmente zum „Roué“ (Nr. 282—295, Bd. I).

Zu Nr. 485 ff. Hellenbach „Vorurteile“ (I, 336): „Die Arbeiterinnen lieben, wenn sie wollen, und heiraten dann, wen sie wollen.“

Zu Nr. 485—492, 493 vgl. Fragmente „Sumpf“, 251 ff. (Bd. I).

Nr. 485 vermutlich aus dem Jahre 1889.

Nr. 491 vgl. Fragmente 105—106 (Bd. I).

Nr. 494 am oder nach dem 14. Juni 1887.

Zu Nr. 496 vgl. „Fragmente“, Nr. 422 (Bd. I).

Nr. 497 am oder nach dem 13. Oktober 1883.

Nr. 498 um oder nach Dezember 1885.

Zu Nr. 503 notiert sich Anzengruber noch: „Frau über Frauen — auch Jünglinge.“

Zu Nr. 504 notiert Anzengruber: „Johann Strauß.“

Nr. 505 die Überschrift (vermutlich ein abgekürzter Eigenname) nicht zu entziffern.

Nr. 512 nach dem 27. Juli 1885.

Nr. 513 am oder nach dem 26. August 1886.

Nr. 534 am oder nach dem 13. April 1883.

Nr. 538 am oder nach dem 15. Dezember 1885.

Zu Nr. 547. Hellenbach „Vorurteile“ (I, 341). „Der erste Schritt zur Beseitigung des Jammers, der notwendig entsteht, wenn ein Weib sich für ihre Versorgung verkauft, ist aber die Möglichkeit, sich selbst zu erhalten.“

Nr. 550 aus dem Jahre 1889.

Nr. 551 vermutlich aus dem Jahre 1889.

Nr. 557 um oder nach dem Februar 1888.

Nr. 558. Anzengruber notiert dazu: frühere Notiz.

Nr. 562 aus dem Jahre 1889.

Zu Nr. 573. Dieser Auffassung entspricht Dumas „Fernande“ (vgl. „Fragmente“, Nr. 48, Bd. I). Knapp bevor die Aufklärung über Fernandes Vorleben kommt, wird mitgeteilt, daß der Verführer den Tod gefunden hat; nur unter dieser Voraussetzung wagte Dumas die „Verzeihung“ für Fernande.

Nr. 575 am oder nach dem 26. April 1887.

Nr. 581 im oder nach dem Februar 1888.

Nr. 582 am oder nach dem 17. Oktober 1888.

Nr. 585 aus dem Jahre 1889.

Zu Nr. 586. Für Hellenbach („Vorurteile“, I, S. 306 ff., 351 u. a. a. O.) ist die Ehe eine historisch gewordene Institution, die der Anpassung an unsere modernen Verhältnisse dringend bedürftig ist. — „Die Eltern denken nur an die bessere Versorgung der Tochter, nicht an die künftige Generation, und nehmen weniger Rücksicht auf die persönlichen Eigenschaften, als auf Ver-

mögen und Stellung des Bräutigams oder der Braut.“ („Vorurteile“, I, 342).

Nr. 588 vermutlich aus dem Jahre 1889.

Nr. 589 auf ein Blatt vom Manuskript des Romanes „Schandfleck“, also vermutlich nach 1876 geschrieben.

Nr. 601 ist in der Handschrift als Nr. 4 bezeichnet.

Zu Nr. 604 vgl. „Fragmente“, Nr. 41—44 (Bd. I).

Nr. 606 am oder nach dem 4. Februar 1887; „und Verwünschungen“ später angefügt.

Nr. 610 am oder nach dem 26. Mai 1876.

Nr. 612 μὴ φῦναι ἅπαντα νικᾷ λόγον· τὸ δ’ ἐπεὶ φανῇ, βῆναι κεῖθεν ὅθεν περ ἥκει, πολὺ δεύτερον, ὡς τάχιστα. („Das fraglos Beste ist es, gar nicht geboren worden zu sein; ist man aber einmal geboren, so ist es das Zweitbeste, so schnell als möglich dorthin zurückzukehren, woher man gekommen ist.“) Sophokles, Ödipus auf Kolonos, Chorlied (Sophoclis tragoediae, Teubner, editio minor, p. 201).

Zu Nr. 619 notiert Anzengruber „Ad. H.“, offenbar die Anfangsbuchstaben des Namens der Frau, an die er denkt.

Zu Nr. 630. Anzengruber notiert zu dem Aphorismus: „. . . Schiller. Nicht nur gegen die Dummheit etc. etc. . . .“

Zu Nr. 621—637 vgl. „Fragmente“, Nr. 195—209 (Bd. I).

Nr. 634. Der letzte Satz quer über den Zettel geschrieben.

Nr. 637 aus dem Jahre 1889.

Nr. 643 ungefähr aus der Zeit 1887/88.

Nr. 650, 660 ff. vgl. dazu „Fragmente“, Nr. 318 (Bd. I).

Nr. 655 vermutlich aus dem Jahre 1889.

Nr. 657 am oder nach dem 25. Juli 1883.

Zu Nr. 665 u. 669 vgl. „Fragmente“, Nr. 37 (Bd. I).

Nr. 673. General Georges Boulanger (1837—1891), Glanzzeit 1886 bis März 1888.

Nr. 674 Manuel Ruiz Zorilla (1834—1895): Angespielt wird hier vermutlich auf irgend ein Vorkommnis während der Jahre 1875—1895, während welcher Zorilla als Führer der republikanischen Bewegung in Paris weilte.

Nr. 675 u. 676 datiert Anzengruber: Jänner 1883.

Zu Nr. 677 ff. Hellenbach gibt gleich im ersten Kapitel seiner „Vorurteile“ eine erschütternde Schilderung proletarischen Elends, das ihm als die größte Kulturschande erscheint.

Nr. 678. Das Attentat Hödels auf Kaiser Wilhelm I. (am 11. Mai 1878) hatte bekanntlich die Ausnahmsgesetze gegen die Sozialdemokratie zur Folge, die am 19. Oktober 1878 angenommen wurden und bis 1890 in Kraft blieben. Aus dem Text kann vielleicht geschlossen werden, daß die Glosse vor der kaiserlichen Botschaft über die Inangriffnahme der Sozialreform (am 17. November 1881) geschrieben wurde, da Anzengrubers versöhnlicher Sinn darin sicher eine „Maßregel nach vorwärts“ erblickt hätte.

Nr. 679. „Kloake des Sozialismus und Kommunismus.“ Ähnlich spricht Ed. v. Hartmann in der „Selbstzersetzung des Christentums“ (S. 2) von dem „nackten Bestialismus der Sozialdemokratie in ihrem kosmopolitischen Jubel über die Greuel der Pariser Kommune“. In solchen Äußerungen zittert der Schreck über die Greuelberichte vom Aufstande der Kommune nach. Die Glosse muß also, da sie in ihrer Auffassung des Sozialismus vereinzelt steht, wohl knapp nach 1871 angesetzt werden.

Nr. 681 vgl. „Fragmente“, 328—329 (Bd. I).

Nr. 681 am oder nach dem 12. August 1885.

Nr. 689 ungefähr aus der Zeit 1887/88.

Nr. 690 aus dem Jahre 1889; vgl. dazu „Fragmente“, Nr. 89 (Bd. I).

Nr. 692. Echt wienerischer Witz. Die Verballhornung des lateinischen Sprichwortes: „Ne sutor supra crepidam!“ (Schuster, bleib bei deinem Leisten!) durch Fragmente aus dem Tschechischen (povidal = reden, prič = weg) drückt den Argwohn aus, daß die Besitzenden und Gebildeten versuchen, den Notleidenden durch gelehrt klingendes, aber sinnloses und schwindelhaftes Kauderwelsch von der Untersuchung und Verbesserung seiner Lage abzuschrecken.

Nr. 693 am oder nach dem 17. Oktober 1888.

Nr. 694 vermutlich aus dem Jahre 1889.

Nr. 695 am oder nach dem 13. Juli 1883.

Nr. 700 auf Briefpapier mit Trauerrand, also vermutlich in dem Jahre nach dem Tode der Mutter (1875) geschrieben.

Nr. 701 aus dem Jahre 1889.

Nr. 703. Anzengruber notiert dazu: Siehe frühere Notiz: Bankiers, Darlehen, Kriegszwecke.

Nr. 704 aus der Zeit, da Anzengruber den „Figaro“ redigierte (1884—1889).

Nr. 706. Die Einladung ist datiert vom 5. Oktober 1883.

Zu Nr. 709ff. Den nationalen Chauvinismus betrachtet als wichtigste Kriegsursache auch Hellenbach („Vorurteile“, I, 197).

Nr. 712 gedruckt und unterfertigt: „Penzing. Anzengruber.“

Nr. 713 aus dem Jahre 1889.

Nr. 717 im oder nach dem Februar 1888. Nach „dreinspricht!“ in der Handschrift einige nicht

durchstilisierte Notizen über ein Gastspiel der Bernhard u. dgl.

Nr. 721 am oder nach dem 3. Februar 1883.

Nr. 723 aus dem Jahre 1889.

Nr. 724. Zu dieser skeptischen Stellungnahme wäre etwa Auerbachs aufsehenerregendes Eintreten für die rumänischen Juden zu vergleichen (vgl. Bettelheims Auerbach-Biographie).

Nr. 727 am oder nach dem 13. Mai 1886.

Nr. 729 am oder nach dem 14. Oktober 1888.

Nr. 730 aus Anfang 1886.

Nr. 732 am oder nach dem 6. September 1885.

Nr. 734. Nach einer Randbemerkung Anzengrubers handelt es sich um den oberösterreichischen Großgrundbesitz.

Nr. 741 aus dem Jahre 1889.

Nr. 742 am oder nach dem 23. Juli 1885.

Zu Nr. 743. Über dieses Gespräch berichtet — vermutlich auf Grund mündlicher Mitteilungen Anzengrubers — Bettelheim in der „Straßburger Post" vom 6. Mai 1910 und in der „Neuen Freien Presse" vom 22. Mai 1910; er knüpft daran die Mitteilung, daß Anzengruber die Absicht hatte, einen Aufsatz über die Zensur zu schreiben, für welchen die oben zitierte Glosse der Entwurf sein sollte.

Nr. 745 im oder nach dem April 1882.

Zu Nr. 746. Diese Reflexion ist offenbar ausgelöst durch ein Erlebnis, das er als Redakteur der „Heimat" hatte. Laut einem, im Nachlasse Anzengrubers unter I. N. 16.533 aufbewahrten „Konfiskationserkenntnis" wurden in der „Heimat", VIII, 2. Band, S. 806, Stellen aus dem Aufsatz „Berühmte Persönlichkeiten aus dem Türkenkriege 1683" gestrichen, weil der Inhalt dieses Aufsatzes durch Schmähungen und Verspottungen die

Ehrfurcht gegen ein verstorbenes Mitglied des kaiserlichen Hauses (Leopold I.) zu verletzen geeignet ist.

Nr. 752. Lukians „Göttergespräche" las Anzengruber schon als Knabe; vgl. Bd. I („Zum eigenen Leben").

Nr. 754 aus dem Jahre 1889.

Zu Nr. 760 ff. vgl. „Fragmente", Nr. 330 (Bd. I).

Nr. 764 am oder nach dem 12. Juni 1889.

Nr. 776 nach 1882.

Nr. 780 aus dem Jahre 1880.

Nr. 781 Anspielung auf Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang"? (Erstaufführung am 20. Oktober 1889.)

Nr. 784 aus dem Jahre 1889.

Nr. 785/86 vermutlich aus dem Jahre 1889.

Nr. 791 aus dem Jahre 1889.

Nr. 793 aus dem Jahre 1889.

Nr. 794 am oder nach dem 1. Oktober 1885.

Nr. 798 am oder nach dem März 1887.

Zu Nr. 807. Gedächtniszitat aus Schillers Xenion „Shakespeares Schatten":

„Aber, ich bitte dich, Freund, was kann denn dieser Misere
Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?"

Nr. 816 am oder nach dem 21. Dezember 1887.

Nr. 819. Spindler (1796—1855), sehr beliebter Unterhaltungsschriftsteller.

Nr. 832. „Die berühmte Frau" von Franz von Schönthan und Gustav Kadelburg, 1887.

Nr. 835 am oder nach dem 26. April 1887. Anzengruber hatte als engagierter Theaterdichter für das Theater an der Wien sein Volksstück „Heimgfunden" (1886) geschrieben, aber Jauner brachte es nicht zur Aufführung, da knapp vorher sein Bruder sich unter

Umständen, die denen des Dr. Hammer in Anzengrubers Stück ähneln, erschossen hatte. Gleichwohl zahlte er an Anzengruber das vereinbarte Honorar für seine Tätigkeit als Theaterdichter, was der beleidigte Dichter als Schweigegeld auffaßte.

Nr. 837 aus einem Notizheftblatt, Nr. 12.

Nr. 840 aus dem Jahre 1889.

Nr. 841. In der Stadtbibliothek unter Signatur 16.509 gesondert aufbewahrt. Geschrieben auf den Rand eines Zeitungsblattes, das L. A. Frankls Erinnerungen an Grillparzer („Zur Biographie Franz Grillparzers", Wien 1883) bespricht.

Nr. 844 am oder nach dem 6. September 1886.

Nr. 850 am oder nach dem 27. Jänner 1884.

Ludwig Anzengrubers literarischer Nachlaß

Nach Anzengrubers Tod übernahm das Anzengruber-Kuratorium den gesamten literarischen Nachlaß des Dichters. Über den Hergang der Übernahme, die Anfang 1890 erfolgte, berichtet aktenmäßig A. Bettelheim*, der den „Anzengruber-Schriftenkasten" zur Benützung für die Redaktion der „Gesammelten Werke" (Cotta 1890) übernahm und sechs Jahre später im Einvernehmen mit der Vormundschaftsbehörde der Wiener Stadtbibliothek übergab. Abgesehen von den autobiographischen Aufsätzen und vereinzelten Kostproben, die A. Bettelheim in den „Werken" und in verschiedenen Zeitschriften auftischt, ist Anzengrubers literarisches Erbe der Öffentlichkeit gänzlich unbekannt geblieben.

Die Durchsicht des mächtigen Schriftenkastens enttäuscht zunächst. Die Hauptmasse bilden Manuskripte und Korrekturbogen zu seinen gedruckten Werken, die für die Herstellung des echten Textes allerdings unschätzbar und unentbehrlich sind, aber Anzengrubers literarisches Charakterbild nicht wesentlich bereichern, noch modifizieren.

Die Ausbeute an abgeschlossenen Werken ist nicht beträchtlich: Zwei Farcen („Die schauderliche Plunzen", „Der kewige Jude"), ein Operettentext aus der „prähistorischen Zeit" („Der Sackpfeifer") und ein dramatischer Prolog — das ist alles.

Zuwachs kam aus anderen Quellen. In der Bibliothek des Badner Theaters, die von der Wiener Hofbibliothek übernommen wurde, entdeckte O. E. Deutsch die Handschrift „Die Libelle", im Niederösterreichischen Landes-

* „Neue Gänge mit L. Anzengruber", Wien, 1919, S. 84 ff.

archiv Bettelheim das Zensurmanuskript der Posse „Der Reformtürk". Beide Werklein stammen aus der Jugendzeit des Dichters und sind ohne besondere Bedeutung. Im Antiquariatshandel tauchte eine „Soloszene" auf und wurde von der Wiener Stadtbibliothek angekauft. Höheres Interesse beanspruchen die beiden Volksstücke Anzengrubers, die in diesem Bande zum ersten Male der Öffentlichkeit vorgelegt werden: „Glacéhandschuh und Schurzfell", das Stück, mit dem der Schauspieler Anzengruber sich den Weg zu den Wiener Bühnen zu erkämpfen gedachte (1864), und das Bild aus dem Wiener Leben „Der Geschworene" (1876). Das erste stammt aus Privatbesitz, das zweite aus dem Archiv des Theaters an der Wien. — Abgeschlossene Erzählungen fanden sich, abgesehen von Kleinigkeiten, die im 15. Bande dieser Ausgabe gesammelt sind, im Nachlasse nicht; die zahlreichen und sehr interessanten Fragmente werden, systematisch geordnet, im ersten Band dieser Ausgabe vorgelegt werden. Von Gedichten enthält der Schriftenkasten die Sammelhefte seiner Jugendzeit und einzelne Blätter aus seiner Reife; auch von diesen wird der erste Band der „Sämtlichen Werke" das Charakteristische und Bedeutsame bringen.

Alles in allem ist an abgeschlossenen Werken nicht viel vorhanden. Als unentbehrlich für das literarische Charakterbild Anzengrubers können nur eine Anzahl von Gedichten und die beiden Volksstücke bezeichnet werden. Die Werklein aus der „prähistorischen Zeit", auch die Farce vom „Kewigen Juden" dürfen wohl in keiner Ausgabe, die sich als Gesamtausgabe gibt, fehlen, sprechen aber eigentlich doch nur zu dem Historiker und Liebhaber literaturgeschichtlicher Kuriositäten; sie charakterisieren weniger Anzengruber direkt als indirekt, indem sie das Niveau bezeichnen, von dem

er sich zu den großen Leistungen seiner Reifezeit emporschwang.

Dennoch barg der „Schriftenkasten" Anzengrubers einen literarischen Schatz in unscheinbarer Hülle, dessen Wert sich erst bei näherem Studium erschließt: Notizbücher und Tausende von Zetteln, die eine ganz überraschende Einsicht in sein Denken und Gestalten gewähren und sein innerstes Wesen vielfach in ganz neuem Lichte erscheinen lassen. Der Herausgeber hat sie geschieden in Aphorismen, aus denen in diesem Bande unter dem Titel „Gott und Welt" eine sorgfältig erwogene Auswahl dargeboten wird, und in „Fragmente". Beide Gruppen bereichern unsere Vorstellung von Anzengruber wesentlich. Eröffnen die ersten einen tiefen Blick in sein Geistesleben, so beweisen die Fragmente, etwa 600 an der Zahl, daß der Kreis seiner künstlerischen Interessen erheblich weiter und sein Vorrat an Motiven viel reicher war, als die abgeschlossenen Werke uns ahnen lassen; sie wecken das schmerzliche Bedauern darüber, daß ein früher Tod den Dichter hinwegnahm, bevor seine Entwicklung ihren Abschluß, vielleicht, bevor sie ihren Höhepunkt ereicht hatte.

Der dramatische Nachlaß

Abgesehen von einigen Jugendgedichten ist das älteste Stück des Schriftenkastens die Parodie „Die schauderliche Plunzen"*, die in der parodistischen Kasperliade „Der kewige Jude" (entstanden vermutlich kurz nach dem 27. September 1878) ihr Gegenstück hat.

* Aufgeführt an dem „Monstre-Götter-Abend" zu Steyr am 21. März 1862.

Die dramatischen Farcen gehören in die glänzende Tradition der Wiener Parodie und Travestie. Hafners „Evakathel und Schnudi", Kurz' „Prinzessin Pumphia", Castellis „Roderich und Kunigunde" sind die Voraussetzungen der „Schauderlichen Plunzen" sowohl wie des „Kewigen Juden", die beide nicht mehr sein wollten als ein Jux für einen lustigen Abend, beide aber hinter dem Scherz die tiefere Bedeutung nicht vermissen lassen. „Die schauderliche Plunzen" empfing ihr Leben offenbar durch die Darstellung. Provinzschauspieler machen sich den Spaß, ein Normal-„Ritterstuck" ins Groteske zu treiben und sich für die Kulissenreißerei zu entschädigen, zu welcher sie der rückständige Ungeschmack ihres Publikums und die Armseligkeit ihres theatralischen Apparates zwang. „Die schauderliche Plunzen" steht an Witz zweifellos über Castellis vielgerühmter Parodie „Roderich und Kunigunde oder der Eremit am Monte Prazzo". In der grotesken Schilderung der Höllenqualen und der Himmelsseligkeit kündigt sich der Erzähler der Märchen „Von dö alten Himmel" und „Eins vom Teufel" an, der schon damals die Richtung von „Volksfreund", „Vaterland" und „Kirchenzeitung" verabscheute. Will man der Farce gerecht werden, so muß man sie an den sonstigen Hervorbringungen der nur handschriftlich verbreiteten Vereinszeitungen messen, die sich im Nachlaß von Anzengrubers „Götterbruder" Karl Gürtler (Merkur), dem unermüdlichen Vereinsgründer und Vereinszeitungsherausgeber*, erhalten haben. Diese mit so viel Lust und Liebe geschriebenen Zeitungen, „Die Hölle", „Der Narrenturm", „Tritschtratsch", und wie sie

* Vgl. die Biographie im ersten Band.

alle heißen, stehen nicht sehr hoch: ein Normalmaß an Witz, aber dargeboten und genossen mit viel selbstgefälligem Behagen. Die Parodie herrscht vor: Parodie des Balladenstils, Parodie des Tonfalls der Bibel, parodistische Tagebuchblätter, parodistische Reiseschilderungen. Am beliebtesten sind Couplets und Gstanzeln. Im ganzen harmloser Jux, dessen selten bös gemeinte Pointen meist nicht mehr ganz verständlich sind. Durch die oft etwas forciert klingende Lustigkeit dunkelt großes, aber mit wunderbarer Elastizität getragenes Elend. Aus dieser Umgebung hebt sich des jungen Anzengrubers Parodie durch die Tendenz auf das Allgemeine und durch die Geschlossenheit und Wucht des Hohnes fast bedeutend heraus.

„Der kewige Jude" ist nach Bettelheim* als Puppenspiel für einen lustigen Abend der „Nische" gedacht und auf den Antisemiten V. K. Schembera, ein gern gesehenes Mitglied der Tafelrunde, gemünzt.

Hier weht die Luft schon schärfer. Das „Vorspiel" wendet sich gegen das zeitgemäße Überwuchern des Deklamatorischen in der Schauspielkunst, und nebenbei bekommt die Polizei, die selbst über Gottvater zensurbehördlich wacht, eins ab. Zum Hauptthema, dem gerade damals mächtig erstarkenden Antisemitismus, verhält sich Anzengruber völlig unabhängig: die Hiebe fallen gleichmäßig nach rechts und nach links. Einen guten Anteil an der Komik dürften nach den fragmentarischen Regiebemerkungen die parodistischen Kulissen gehabt haben.

Für die Datierung ergibt sich ein terminus a quo durch die Anspielung auf die Eröffnung des Ringtheaters (27. September 1878), das 1881 niederbrannte; die

---

* „Neue Gänge mit Anzengruber" von Anton Bettelheim. Wien, 1919, S. 285 f.

Entstehung der Farce darf also mit einiger Sicherheit kurz nach 1878 und wahrscheinlich vor der Katastrophe des Jahres 1881, die eine Erwähnung des Ringtheaters in einem komischen Zusammenhange kaum mehr zuließ, angesetzt werden.

„Der Reformtürk oder ein Ausflug nach der Türkei" ist bestellte Arbeit für das unbedeutende Harmonietheater; Millöcker, der damals mit Anzengruber im gleichen Joche ging, schrieb die Musik dazu. Viel Freude erlebte er an seiner ersten Wiener Aufführung nicht. „Neulich haben sie," schrieb Anzengruber an den getreuen Götterbruder Gürtler-Merkur*, „in allen Zeitungen mehr oder minder den Stab gebrochen über ein Produkt, das ich dieser hiesigen theatralischen Pfründnerei auf das vorhandene türkische Kostüm geschrieben, ich löste diese Schulaufgabe mit Geschick, die Zensur jedoch fand, daß ich ein sehr schlimmes Bubi sei, und strich mir mit Blei- und Rotstift von den 40 Seiten, die das Buch zählt, rund 23!! — O Joseph! Was überblieb, war der Rede nicht wert, die Direktrice aber spekulierte nicht wie ich, sie ließ mich das Stück nicht zurücknehmen und umarbeiten — nein, wenn nur die Mädeln hübsch aussehen — — Gott bessere — uns — die Direktoren und die deutsche Schaubühne!"

Die gegebene theatralische Aufgabe hat Anzengruber nach der Schablone des Alt-Wiener Volksstückes gelöst, das unzählige Male Wiener in exotische Verhältnisse versetzte, um sie rasch zur Einsicht kommen zu lassen, daß es überall gut, aber in Wien am besten sei. Bäuerles „Wien, Paris, London und Konstantinopel" (1823), nachgeahmt von Meisl („Überall ist's gut, aber zu Haus am

* Briefe von Anzengruber, herausgegeben von A. Bettelheim, Cotta, Stuttgart. 1902, I. Bd., S. 109. Brief vom 31. Jänner 1867.

besten oder Österreich, Frankreich, England und Türkei", 1823) und unzählige andere Stücke kann Anzengruber ganz gut gekannt haben; die seidene Schnur ist bei Bäuerle wie bei Anzengruber das Schreckmittel, das den Auswanderern die Türkei verleidet. Das Motiv des komischen Haremswächters gehört zum ältesten Bestande der Kasperliade. Die schale Sauce suchte Anzengruber durch die scharfe Beize politischer Anspielungen schmackhafter zu machen und war mit Recht bestürzt, als er vom Zensor alles pünktlich gestrichen fand.* Um dieser Anspielungen willen ist das Stück auch heute noch interessant; ja, manche dieser Ausfälle gewinnen gegenwärtig eine ganz besondere Aktualität. Verhältnismäßig uninteressant sind die Stellen, welche den Zensor als Tugendwächter (142_{11-6}, 148_{5}, 149_{19-20}, 156_{26}, 160_{21}, 161_{5}, 184_{15}) zeigen. Auch lohnt es kaum, die Stellen anzuzeigen, an denen er, uralter Schablone folgend, Harmlosigkeiten strich, die nur ihn auswärtige Verwicklungen befürchten ließen (172_{22}, 184_{15}). Aber es ist nicht zu leugnen, im viel gebrauchten, morschen und brüchigen Schlauche gärte ein neuer, gefährlicher Wein. Kulturkämpferische Ideen (142_{26-7}, 149_{10-1}, 157_{5}) regen sich, ein vorwitziges Interesse an den Verfassungskämpfen der Zeit (140_{1}, 148_{13-5}, 155_{27}ff.) macht den Rotstift so rebellisch, daß er selbst allerharmloseste Scherze nicht mehr stehen lassen kann. Auch die ganz entschieden antipreußischen und antiannektionistischen Anspielungen (147_{10}, 162_{28}, 163_{3}, 171_{16}, 180_{12}, $_{20}$) konnten unmöglich stehen bleiben, denn man spürte doch zu deutlich, daß diese antipreußische Gesinnung nicht aus österreichischem Patriotismus,

* Vgl. die Zensurakten im kritischen Anhange.

sondern aus Abscheu vor der Gewalt und Mißtrauen vor den reaktionären Zielen der siegreichen Macht (180_{12}) hervorgegangen war. Absolut konfiszierlich aber waren die kecken Persiflierungen der inneren Zustände der Monarchie. Der Spott auf die Kriegsbegeisterung derer, die bei jeder Gelegenheit schreien: „Gut und Blut fürs Vaterland!“, aber geradezu sittlich entrüstet sind, wenn das unbescheidene Vaterland ihr eigenes Gut und Blut verlangt (165_{7}, $_{25}$), das mochte noch hingehen. Aber: „Madame Austria, eine Demimondlerin, die mit zu vielen in den ungeregeltsten Verhältnissen lebt“ (147_{16}), „das Band, das alle innig und fest umschließt, wie die Roß, die an ein Wagen ziehn“ (152_{26}) — das war zu viel. Da gab es natürlich auch keine Gnade für die geistreiche Konstatierung, daß bei uns kein Verstand überschnappt, sondern, daß er sich höchstens der allgemeinen Bewegung fügt und einem stehen bleibt (169_{8}). Um dieses politischen Gehaltes willen, der die sonst belanglose Posse zu einem zeitgeschichtlichen Dokument macht, verdient der „Reformtürk“ die Aufnahme in die Neudrucke aus der prähistorischen Zeit. Anzengruber erweist sich als ein scharfblickender und energischer Kritiker der haltlosen Zustände im alten Österreich, der nur sehr schwer den Rückweg zu dem durch die Tradition gebotenen Lob der „einzigen Kaiserstadt“ findet, „wo zwar in vielen Dingen kein Ernst möglich scheint, aber wo's doch gemütlicher is!“ (183_{18-20}.) Auch da strich ihm der Zensor, offenbar, um ihn eines besseren zu belehren, den ersten Teil der Antithese: alles, was aufrichtig gemeint war, mußte fallen, nur die Lüge durfte stehen bleiben. Man versteht Anzengrubers Stoßseufzer: „Gott bessere — uns — die Direktoren und die deutsche Schaubühne!“

Das Stück wurde am 28. Jänner 1867 am Harmonietheater aufgeführt. Der Eindruck konnte nur ein übler sein.*

„Libelle", „Raub der Sabinerinnen" und „Sackpfeifer" sind Operettentexte. Die letzten beiden waren für Millöcker bestimmt.

„Die Libelle" ist offenbar ebenfalls bestellte Arbeit. Ende 1857 wurde im Josefstädter Theater ein „phantastisches Ballett" in zwei Abteilungen, „Die Libelle", von F. Markwart, Musik von F. v. Flotow, aufgeführt; dieses Ballett wurde Anfang 1866 im Harmonietheater, dessen Ensemble damals Anzengruber angehörte, mit Musik von C. F. Konradin, wieder aufgenommen und Anzengruber erhielt offenbar den Auftrag, das abgespielte Ballett zu einem Märchendrama für eine Kindervorstellung umzugestalten. Anzengrubers Stück hat sich in seiner eigenen Handschrift — auch die Rollen hatte er selbst herausgeschrieben — samt der Vorlage und der Musik Konradins, der damals zugleich mit Millöcker Kapellmeister des Harmonietheaters war, im Nachlaß des Badener Theaterdirektors Schreiber erhalten, wo es O. E. Deutsch auffand**.

Der Erfindungsgabe Anzengrubers war durch den Auftrag nicht viel Raum gelassen. Er hielt sich im ganzen und großen an die Handlung des Balletts; die wenigen Veränderungen, die er vornahm, beweisen guten Geschmack und klare Einsicht in die Verschiedenheit der Kunstmittel von Drama und Ballett. Er vermied es z. B., Fiametta mit einem Schmetterlingsnetze nach Libella haschen zu lassen. Sein natürlicher Sinn für

* Kritik der „Presse" bei Bettelheim „L. Anzengruber", 2. Aufl., II. Bd., S. 257.

** Vgl. O. E. Deutsch, „Neue Freie Presse" am 25. Dezember 1910.

gradlinige Entwicklung ließ es ihn als einen Fehler erkennen, daß die Käferkönigin des Balletts sich zuerst ohne jeden Nebengedanken an Rache in den schönen Bräutigam der Feindin verliebt und erst in dem Augenblicke, als sie schon die Waffe gegen die Wehrlose erhebt, durch die zufällige Annäherung Antons auf den Gedanken gebracht wird, ihre Macht über Anton als Mittel zur Rache auszunützen. Bei Anzengruber denkt Libella, wie die Feen und Geister des Wiener Volksstückes, von vornherein nur an eine Prüfung der Grausamen und die Verzeihung, im Ballett eine höchst theatralisch inszenierte großmütige Aufwallung, gehört im Kinderstück von Anfang an zum Plane des Bekehrungswerkes. Dadurch bekam die Gestalt der Käferkönigin menschlichere Züge. Die Lokalisierung, die im Ballett nur durch die Szenerie — „eine Gegend im österreichischen Hochlande“ — angedeutet war, mußte im gesprochenen Drama deutlicher gemacht werden. Libella erscheint in der Tracht eines Bauernmädchens, um Fridolin zu betören, während sie im Ballett stets ein phantastisches Wesen bleibt, welchem Anton (= Fridolin) nachjagt, wie ein irrender Ritter, um sie schließlich, als er in heller Verzweiflung die Blumen um Hilfe anfleht, im Kelche einer Lilie schlafend zu finden. Mutter Gertrude (im Ballett: Berta) und Bär (Martin) sind auch im Ballett als Bauer und Bäuerin gedacht und brauchten nur mit bäuerlicher Rede ausgestattet zu werden, die dem Anfänger allerdings ziemlich konventionell geriet. Ganz erfunden ist die Gestalt des Dorftölpels Tostl, eines recht unoriginellen Vorläufers so vieler gelungener Dorftrottel und Dorfspaßmacher, und die grotesk-parodistisch aufgefaßte Welt der Käfer, die im Ballett unter der summarischen Bezeichnung „Insekten“ nur eine stumme Komparserie

zu bilden hatten; daß in diese phantastische Welt ein rauflustiger Dorftölpel eingeführt wird, kann ebensogut durch Shakespeares „Sommernachtstraum“ wie durch das Alt-Wiener Volksstück angeregt sein. Auch daran darf erinnert werden, daß Anzengruber sich, wie die Fragmente* beweisen, jahrelang mit dem Plane einer satirischen Käferdichtung trug. Für die Lachlust des kindlichen Publikums sorgte Anzengruber durch ein bißchen Maschinenkomödie im Stile der Kasperliade. In der letzten Szene wurde als besondere Attraktion eine „Kalospinthechromokrene“ gezeigt.

„Die Libelle“ wurde am 24. März 1867, nachmittags 4 Uhr, als Kindervorstellung nach Th. Körners „Nachtwächter“ gegeben und, wie O. E. Deutsch festgestellt hat, im ganzen dreimal an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen aufgeführt. Zum ersten Male stand der Name L. Gruber auf einem Wiener Theaterzettel. Gespielt wurde das Stück zum Teil wirklich von Kindern.

Anzengruber hat die Besetzung selbst im Manuskript verzeichnet. Es sind verschollene Namen (Libella — Frl. Zanetti, Bär — Mariot, Fridolin — Frl. Kühn, Tostl — Edmund Frank [† 1912 als württembergischer Hofschauspieler], Ameise — Klein Frank, Wespe — Herzog, Roßkäfer — Neumann u. a.), unter denen nur der von Jenny Stubel (Johanniskäferl), der Schwester der damals gleichfalls am Harmonietheater engagierten Soubrette Lori Stubel, die später so viel von sich reden machte, größeres Interesse erweckt.

Die Kritik begnügte sich, guten Besuch und „verdienten Applaus“ zu verzeichnen. Mehr läßt sich von dem Kindermärchen auch kaum sagen, in dem die lieblichen Szenen weniger gelangen als die grotesk-komischen.

---

* Abgedruckt im I. Bande.

Überhaupt nicht aufgeführt und, wie es scheint, auch im Manuskript nicht vollständig abgeschlossen wurde die Travestie „Der Raub der Sabinerinnen“, die nicht zum Abdruck gebracht wurde, weil eine geeignete Textgrundlage fehlt. Der Herausgeber kennt das Stück aus der Abschrift Bettelheims, der seinerseits aus den Händen von Julius Bauer eine Abschrift aus dem Besitze Millöckers erhielt*. Gibt diese Quelle die Niederschrift Anzengrubers getreu wieder, so kann das Stück nur als äußerlich abgeschlossen, aber nicht als in allen Teilen durchgearbeitet gelten.

„Der Raub der Sabinerinnen“ ist eine flüchtig gezimmerte Offenbachiade in zwei Akten.

Romulus, „König von Rom“ („im eigenen Einverständnis geworden“), hat ein Rendezvous mit der hübschen Hersilia, der Nichte des Turpilius, Bürgermeisters der „verschollenen Stadt Sabinium“. Das nehmen ihm seine Römer, die im Zölibat leben müssen und sich sehr wenig behaglich dabei fühlen, übel, und Faustulus, einstens sein Pflegevater, jetzt aber Oberpriester des Janustempels und Hoforakler, gibt den bekannten Rat, die Sabiner mit Frauen und Töchtern einzuladen und beim Feste die jungen Mädchen zu rauben. Doch auch Hersilia ist nicht unbemerkt entkommen. Der dicke Turpilius hat sie, eskortiert von den älteren Sabinerinnen — auch seine eigene Hausehre Nausistrata ist dabei —, belauschen und überraschen müssen. Er sperrt sie in einem Kabinette neben dem Versammlungssaale auf dem Rathause von Sabinium ein, sorgt aber dafür, daß sie leicht in

* Vgl. Julius Bauer „Illustriertes Wiener Extrablatt“ Nr. 347 vom 17. Dezember 1889, Anton Bettelheim „Ludwig Anzengruber“, 2. Aufl., 256 f.

den Saal entkommen können. Dann versteckt er sich in der Statue des Janus, die im Saale steht. Kaum hat er den kaschierten Kopf des Gottes aufgestülpt, so schleicht Hersilia in den Saal und empfängt durchs Fenster den Besuch ihrer Freundinnen, die ihr Beistand zusichern. Es dauert nicht lange, so steigt durchs Fenster Faustulus herein, der eben an der Spitze einer Gesandtschaft in Sabinium einzieht und, wie er die Mädchen im Ratssaale sieht, auf diesem für einen Gesandten etwas ungewöhnlichen Wege Fühlung mit den Mädchen sucht. Er entwickelt ihnen den Entführungsplan und findet uneingeschränkten Beifall. Turpilius, der als Gott Janus die Verschwörung belauscht hat, macht von seinem Wissen einen etwas eigenartigen Gebrauch. Er stellt im Rate der Sabiner den Antrag, zu dem Feste nur die Frauen mitzunehmen, sie vertrauensvoll von den Römern rauben zu lassen und bei den jungen Nichten etc. Trost zu suchen. Der Antrag wird einstimmig angenommen, Menedemus, der eine böse Schwiegermutter hat, hebt sogar beide Hände. Der schöne Plan scheitert aber. Wohl schauen die Sabiner auf das Kommando des Turpilius zur Seite, als das verabredete Zeichen ertönt, wohl werfen sich die würdigen Frauen den Römern mit Begeisterung an den Hals, aber die rauhen Krieger weichen vor solcher Zärtlichkeit entsetzt zurück und entkommen glücklich. „Die Gefahr ist vorbei!“ seufzt der würdige Turpilius, „Ihr hättet uns gestohlen werden können — aber — !“ Die wiedervereinten Gatten (indem sie sich umarmen, kläglich): „Wir haben uns wieder.“ Da ertönt ein Marsch. Faustulus erscheint an der Spitze eines Zuges von Mädchen, die als Liktoren und Lanzenträger gekleidet sind. „Ha!“ ruft Turpilius, „diese Buben sind unsere Mädeln!“ Tumult erhebt sich. Die Sabiner rufen: „Verrat!“ Da winkt

Romulus; Bewaffnete erscheinen. „Pausieren Sie gefälligst auf diese Schweigezeichen! Verrat? Wo? Ich sah keinen! Ich sehe Liebe und Lust ringsum. Sie haben ja jedenfalls, wie alle Mitspielenden, keine Stimme, wenn er Ihnen nicht gefällt, ‚Der Raub der Sabinerinnen.'"

Die Posse ist, wie erwähnt, nicht vollständig durchgearbeitet und läßt kein abschließendes Urteil zu. Scharfe Ausfälle gegen geistliche und weltliche Volksbetrüger, vor allem gegen den „Hoforakler" Faustulus, wären jedenfalls dem Zensor verfallen.

Echter Anzengruber ist schon der Stoßseufzer des würdigen Turpilius, der sich soeben anschickt, „den Gott Janus zu substituieren": „O du grundgütiger Jupiter! Was wären denn überhaupt die Götter ohne uns schwache Menschen!" — „Es lebe König Romulus!" ruft an einer Stelle das römische Gefolge. „Das ist jedenfalls das Gescheiteste," repliziert Faustulus, „was ihr als Volk sagen könnt und unter allen Umständen auch sagen dürft." Überall machen sich Ansätze zu scharfer Satire bemerkbar, aber das sind nur vereinzelte Körner edleren Metalls, eingesprengt in das taube Gestein rein konventioneller Komik und philiströsen Behagens. Anzengruber war noch sehr weit davon entfernt, aus solchen Ansätzen die Komik organisch herauswachsen zu lassen. Echtes keimt erst schüchtern aus dem Schutte des Unechten, Angelernten, Konventionellen hervor.

Mehr als ein harmloser Schwank ist auch der „Sackpfeifer oder Schwägerchen Puck" nicht, wiewohl er in einzelnen Partien, wie in dem Elfenliede, der Anmut nicht entbehrt. Die Figur des dicken Farbenreibers kann man sich bei gutem Spiel recht wirksam denken. Den Hintergrund bildet, wie

etwa in Halms reizendem Lustspiel „Verbot und Befehl“, das Venedig der Spätrenaissance, doch bleibt Lokalisierung und Kostüm ganz konventionell und wird kaum ernsthaft durchgeführt. Die tieferen Gedanken, die des harmlos heiter sein wollenden Verfassers Seele bewegen, werfen nur hie und da Schatten über die sonnige Welt des Schwankes, kräuseln nur hie und da wie ein leiser Windhauch die glatte Fläche des flachen Gartenteiches. Nur ein sehr aufmerksamer und mit der Gedankenwelt des Dichters wohl vertrauter Zuschauer oder Leser fühlt, daß der Verfasser dieses Operettentextes eigentlich ein tiefernster Grübler ist, der nicht darüber hinwegkommt, daß hinter der Scherz- und Spiellogik seines Schwankes die bittere Logik der Tatsachen (225_{27} ff.) droht, der über Visionäre und Visionäres (240_{2} ff.) nicht nur lachen, sondern auch sehr ernsthaft werden kann, den manchmal ein tiefes Grauen faßt vor den „höheren Mächten“, die mit uns Katze und Maus spielen, uns aber nicht in die Karten sehen lassen, ja, uns „unser Auge nie verzeihen“ (235_{20} ff.), ein Mann aber, den ein starkes „Daseinsgefühl“, eine jubelnde Freude an dieser Erde,

„die angefüllt
Und überquillt,
Ein Born von allem Schönen,“

die Lösung aller quälenden Fragen in dem weisen Rate finden ließ, sich „auf täuschend Leid mit Wirklichkeit zu versöhnen“.

Solche Gedanken taugten dem Bedarfe des Operettenmarktes nicht; als Thema eines heiteren Spieles der Phantasie wären sie wohl denkbar. In dem Lustspiel vom „Schwägerchen Puck“ steckt ein fruchtbarer Kern, der leider nicht hatte aufgehen wollen.

Das Stück ist in Wien niemals aufgeführt worden; 1866 soll es (nach Bettelheims Angabe) im Pester deutschen Theater auf kurze Zeit Unterkunft gefunden haben.

Aus Anzengrubers schlimmster Zeit stammt die „Soloszene". Der Volkssänger Wilhelm Wiesberg erzählt im „Illustrierten Wiener Extrablatt' vom 12. Dezember 1889, wie ihm das Mitglied von Campis Singspielhalle, L. Anzengruber, einmal „eine Soloszene für den Komiker . X", betitelt „Der politische Laternanzünder", zustellte, mit der Bitte, ihm sein Urteil darüber zu sagen. Der Volkssänger urteilte: „Das Wunderbarste, was ich je in diesem Genre gelesen habe!", mußte aber warnend hinzufügen: „Sie vergessen jedoch, daß wir in Österreich eine Zensur besitzen. Drei Jahr Festung, wer so was vorzutragen riskieren würde." Anzengruber machte die Probe, indem er das Manuskript der Zensur vorlegte, die es selbstverständlich verbot. Die vorliegende, für Campis Singspielhalle bestimmte, also wohl 1867 entstandene, von Leopold Rosner schon 1902 publizierte „Soloszene" zeigt, daß Anzengruber in diesen Tagen der Not sich gezwungen sah, dem herrschenden und von der Zensur gutgeheißenen Geschmack Zugeständnisse zu machen. Die „Soloszene" ist witzig, gewandt, aber gemein. Sie darf in diesem Bande nicht fehlen, um das Niveau zu bezeichnen, auf dem Volkssängertum und Volkstheater — man denke an Friedrich Schlögls zornflammende Schilderungen — vor dem „Pfarrer von Kirchfeld" standen, und die Größe der Aufgabe einer Reform der Volksbühne zu veranschaulichen, zu der Anzengrubers Idealismus sich erhob.

Den echten Anzengruber, den reifenden Volksdichter, der sich seiner Ziele bewußt ist, wenn er

auch die Mittel noch recht unsicher handhabt, zeigt am Werke das früheste seiner Volksstücke „Glacéhandschuh und Schurzfell“, das bedeutendste Denkmal der dramatischen Lehr- und Wanderjahre des Dichters. Er wußte bereits, daß ihm als Schauspieler keine Lorbeeren beschieden seien, und fühlte sich ganz als Schriftsteller. Er sehnte sich nach Wien, heraus aus der Misere der Provinzschmieren, sah aber keine Möglichkeit, dorthin zu dringen. Diese Einsicht erfüllte ihn mit stiller Verzweiflung. „Je weiter sich mein ermöglichter Austritt aus dem Verbande der Provinztheater hinausschiebt, je düsterer wird die Zukunft und je niedergedrückter meine Stimmung, und verloren geht die Zeit, die, ich kann sagen, Hunderte von Plänen reifen lassen könnte, die in mir schon keimen — ich lechze nach Erfolg —, und du wirst sehen, es kommt keiner — ich werde im Stillen schaffen und schaffen, die lodernde Begierde, die Pläne ins Kleinste zu zwängen, wird mich aufreiben — und wenn dann die Anerkennung kommt, so werde ich als der Meister von lauter Torsos die Kraft nicht mehr haben, Ganzes oder überhaupt etwas zu schaffen!“ klagt er in einem Briefe vom 25. November 1863 aus Marburg. Kurz darauf erlebte er die erste Aufführung eines eigenen Stückes. Das Drama „Der Versuchte“ bestand im März 1864 die Feuerprobe. Freilich der materielle Erfolg war kläglich: „13 fl. ö. W.: o W! ... Was tu ich damit — lieber Franz, ich bin schon sehr schleißig an Seel und Geist, wenn die Nicht-Erfolge in betreffs pecunia so fortdauern, so, fühl ich, werd ich zuletzt noch ein ganz gewöhnlicher Possenfabrikant und Roman-Verdramatikaster*.“ Er

* Briefe, I., S. 65f.

brauchte einen Wiener Erfolg. Mit dem Volksstück „Glacéhandschuh und Schurzfell", das er am 25. April 1864 dem getreuen Lipka für das Josefstädter Theater sandte, hoffte er ihn zu erzwingen. Nun begann ein martervolles Hangen und Bangen. Schon im nächsten (undatierten) Briefe* erkundigte er sich ungeduldig: „Von ‚Glacéhandschuh' hoffe ich jedoch baldigst ein Resultat, sonst muß das Stück an die Wien und von da ans Treumann-Theater! — Du kannst es schnell einmal durchlesen, ehe Du es abgibst. — Du wirst sehen, es ist eine gewandte Mache und gewiß das Beste, was ich bisher in diesem Genre geschrieben. Noch hoffe ich das Beste ... Wenn da auch nichts wird, dann soll der Teufel dreinschlagen — dann weiß ich nimmer, was sie wollen — die E .... (Ehrenmänner!) —." Inzwischen neigte sich die Linie seiner Schauspielerlaufbahn dem Tiefpunkte zu. „Bin wieder Kopist und kopiere Stücke für den Direktor," schreibt er am 25. Mai 1864 aus Groß-Kanisza. Sein Mut sank. „Ich zweifle auch an der Annahme des neuen Stückes seitens Forsts**," klagt er gänzlich herabgestimmt in einem Briefe vom 1. Juli 1864 aus Csakathurn, — „man bringt eher einen Elefanten durch ein Nadelöhr, als einen Theatersekretär vom System des Wegwerfens neuer Produkte ab. — Geb Gott, es sei anders — ich hoffe sehr schwach — besser, als ich glaube, schon gewonnenes Spiel zu haben, und dann erdrückt mich die getäuschte Hoffnung."

Manchmal regt sich die Produktionslust: „Ich habe vier dramatische Piecen neu für Dich — viele Gedichte — Unzahl von Notizen!***" Dann überkommt ihn wieder

* Ebenda, S. 69f.
** So hieß der Sekretär des Josefstädter Theaters.
*** 1. Juli 1864 (Briefe. I., 73).

lähmende Apathie*. „Ich bin in solcher Stimmung, daß ich jede angefangene Arbeit liegen lasse ... Schreibe sobald als möglich, was es mit meinem Stück ist — an welchem Tage Dir's Forst zurückgibt — (denn Annehmen, das gibt's nicht) — tu mir kund und zu wissen balde, was mir kund und zu wissen nötig!" Schon den 2. August 1864 ist er wieder besser gestimmt. „Sollte Forst — und warum nicht, es ist schon öfter dagewesen — mein Stück zurückweisen, so schreib mir's schnell — rechne das Porto nur auf; ich bitte Dich, sodann es an der Wien einzureichen — und werde ein paar Zeilen an Rott beilegen und es demselben überreichen lassen — wer ist Sekretär an der Wien?" Am 15. August schreibt er persönlich an Forst, am 25. August rechnet er mit Sicherheit auf die Aufführung und verspricht schon ein zweites Stück. Am 2. September 1864 noch immer keine Entscheidung. „Herrgott, wenn ich nur endlich mein Stück im ‚Fremdenblatt' oder sonstwo lesen würde, definitiv angekündigt — dann den Zettel selbst — aber so — mir kann doch niemand zum Vorwurf machen, daß ich es nicht erwarte!" — Am 24. September 1864 notiert er ingrimmig: „Ja, Flamms ‚Falschen Blondin' können sie aufführen, ‚Almenrausch und Edelweiß' — aber ‚Glacéhandschuh und Schurzfell' mit nichten! — Ich habe seit ‚Glacéhandschuh' zwei kleine Piecen geschrieben, aber seit August keine Zeile eines Ganzen — ich bin entmutigt, mißgestimmt, und habe sehr viel zu tun." Er gibt jede Hoffnung auf, obwohl Forst sich lobend und freundlich geäußert hatte**, und verlangt das Stück von Forst zurück, um es in Graz zu versuchen (25. Dezember 1864), kann es aber trotz aller Urgenzen (29. Dezember 1864, 25. Februar 1865) nicht

* 29. Juli 1864 (ebenda S. 78).
** Briefe, I., 89.

bekommen. Es bleibt liegen, bis Heinrich Jantsch es 1892 mit der ganzen Bibliothek des Josefstädter Theaters kaufte. Der Dichter selbst hatte es, als er „wund und müde wie ein auf die Knochen zerhauener Fechter aus der Arena“ sich endlich nach Wien durchschlug, vergessen*.

„Das ist kein Dialog! Die Sprache ist bombastisch! Die Gedanken sind unklar!“ — so formuliert sich Anzengruber einmal auf einem Notizblatt die typischen Einwürfe gegen Jugendwerke und setzt hinzu: „Man konnte dem Manne schwören, all das wäre Sprache und Denken unseres Innersten, tiefstes Denken etc. Und wenn wir später einmal etwas können, dann möchten wir wohl jenes namenlose Sehnen auszudrücken verstehen, das wir einstmal beim Schaffen hatten, aber das, was wir einst nicht konnten, als wir eben noch wenig gekonnt, das können wir jetzt nicht, wo wir etwas können.“

Dieses Selbstbekenntnis des Dichters, der wahrlich etwas „konnte“, mag den Gesichtspunkt angeben, von dem aus wir, zwei Menschenalter nach dem Entstehen des Stückes, zu einer gerechten Würdigung kommen können. Es muß rückhaltlos anerkannt werden, mit welch bewußter Kraft der fünfundzwanzigjährige Episodist sich über Possenfabrikation und Roman-Verdramatikasterei zur Erfassung eines Problemes des wirklichen Lebens erhebt, zu dessen Formulierung er in der drastischen Art des Wiener Volksstückes — „Zu ebener Erd und erster Stock“, „Mönch und

* Vgl. Bettelheim „Anzengruber“, 2. Aufl. S. 64 ff u. S. 256. Jantsch, der Wiederentdecker des Manuskriptes machte merkwürdigerweise ein Geheimnis aus dem Stücke, das Bettelheim nur aus einer Vorlesung vom 29. Mai 1852 kennen lernen durfte. („Neues Wiener Tagblatt“, 31. Mai 1892 und „Deutsche Zeitung“, 5. Juni 1892.) Eine verspätete Aufführung in Troppau („Silesia“, am 24. September 1894) konnte nur einen Achtungserfolg bringen.

Soldat“ etc. — die Titel-Antithese „Glacéhandschuh und Schurzfell“ erfindet: das arbeitende Volk — die schmarotzende „Gesellschaft“. Es ist überraschend, wie nahe Anzengrubers Stück sich darin mit George Ohnets — anderthalb Jahrzehnte später erschienenem — „Hüttenbesitzer“ berührt. Der Deutsche und der Franzose sehen in dieser Blütezeit des Liberalismus das arbeitende Volk in dem Fabrikanten verkörpert, den sie zu einem Heros der Arbeit und Vater der Arbeiter verklären; ihm stellen sie entgegen die wurmstichige adelige „Gesellschaft“. Der Mann der Arbeit führt kraft seiner wirtschaftlichen Überlegenheit eine Tochter des Adels heim, die sich ihm versagt. So sehr aber der Franzose in allem Technischen und vor allem in Kenntnis und Darstellung der „Gesellschaft“ dem Deutschen überlegen ist, tiefer und ehrlicher erfaßt Anzengruber das Problem. In dem deutschen Stücke wirkt der Gegensatz zwischen der adeligen Sippe und der Welt des Arbeiters — trotz der kindlichen Naivität der Darstellung — als ganz unüberbrückbar, während Herr Derblay den adeligen Verwandten seiner Frau nicht nur durch Vornehmheit der Gesinnung, sondern auch durch die Tadellosigkeit seiner Manieren und seine wahrhaft fürstliche Lebenshaltung durchaus ebenbürtig ist, so daß sich der Gegensatz tatsächlich auf ein schwer zu begreifendes „Vorurteil“ reduziert. Bei Anzengruber ist eben das soziale Problem Keim und Kern des Stückes, bei Ohnet nur ein Aufputz, der dem eigentlichen Problem — die Zähmung einer Widerspenstigen durch noch größeren Stolz, der unablässig glühende Kohlen auf das Haupt der Scheingegnerin sammelt — eine gewisse Aktualität verleihen soll.

Die technische Unbehilflichkeit des Stückes ist so

groß, daß es schwer hält, zu glauben, daß das Stück nur fünf Jahre vor dem „Pfarrer von Kirchfeld“ liegt. Wie umständlich die weitschweifige Exposition, die doch nur eine ganz unbehilfliche, falsch schematisierende und karikierende Charakteristik des Betteladels zuwege bringt! Urälteste Possenelemente (Tonnerl, Wiesling—Wernberg, Till—Anne) werden nicht verschmäht. Gequältes Witzeln soll für Heiterkeit sorgen. Die Welt der Arbeit lernen wir nicht kennen. Der Mann des Schurzfells tritt uns zuerst in Glacéhandschuhen entgegen, in denen er sich nach seinen eigenen Worten beengt fühlt, ohne daß wir aber nach dem Willen des Dichters das Recht haben, ihn lächerlich zu finden. Seine Redeweise ist gezwungen und doch schimmert die ihm natürliche, die er etwa zu überwinden hätte, nirgends durch; was er spricht, ist ganz einfach Papier, und niemand würde vor dem Auftreten des alten Martin ahnen, daß dieser Heinrich Wengert, der den „Kaufmann von Venedig“ zitiert, ein Bauernsohn ist und sich eben erst vom Arbeiter zum Werkführer emporgearbeitet hat. Auch Till ist kein Arbeiter, trotz der Bluse, er ist einer jener wohlwollenden Raisoneure, deren Typus Nestroy (Schnoferl, Kampl u. a.) geschaffen hat; wir lernen ihn nur als Festredner und Vermittler in Herzenskonflikten kennen.

So wirkt dieser erste Akt durchaus herabstimmend. Die einfache Fabel, das Tatsächliche, kommt nur mühselig zum Ausdruck, die mangelhafte Charakteristik verdeckt das ernst erfaßte Problem. Dadurch wird auch die Motivierung unsicher. Heinrichs Heiratsantrag vor dem Familienrat — eine unmögliche Szene — soll zum Beispiel Ausdruck echter Liebe und zugleich doch auch eine Art Schadloshaltung der enterbten Familie sein.

Es gelingt dem jungen Autor auch in der Folge nicht,

den Grundfehler einer durchaus unzulänglichen Charakteristik der beiden feindlichen Welten gutzumachen. Der entscheidende Zusammenstoß zwischen dem Bauernsohn und der adeligen Gesellschaft erfolgt bei einem Familiendiner, nicht die kleinste Nebenfigur deutet die „Gesellschaft" an. Man muß sich die Gesellschaftsszenen im „Hüttenbesitzer" vergegenwärtigen, um sich diesen Mangel bei Anzengruber anschaulich zu machen. Das würdelose Verhalten der Familie kann durch die Würde, zu der sich der Chef der Familie in der letzten Auseinandersetzung mit Heinrich für Momente erhebt, nicht mehr vergessen gemacht werden. Es ist zu spät, um den Gegensatz zwischen Heinrich und der Familie Weißberg als den Gegensatz zwischen Natürlichkeit und gesellschaftlicher Konvention hinzustellen, nachdem wir ihn bisher nur als den Gegensatz zwischen dem edlen, aber verkannten Wohltäter und überheblichem Schmarotzertum verstehen konnten.

Zu atmen beginnt das „Drama" in dem so unbehilflich geformten Stücke erst in der großen Szene des zweiten Aktes, in der Heinrich sich gegen den Zwang erkältender Konvention aufbäumt. Sein Liebeswerben vor versammelter Familie kommt aus tiefstem Herzen, seine Verzweiflung, als er auch Marie für wurmstichig halten muß, ist echt. In diesen leidenschaftlichen Auseinandersetzungen liegt dramatische Kraft, hier spricht ein werdender Dichter. Nicht um „Ehre" handelt es sich, wie bei Ohnet, der verwundete Familiensinn, Anzengrubers tiefstes Gefühl, schreit auf. In der „Sprachvergewältigung" — um einen Ausdruck seines schon einmal angezogenen Briefes vom 1. Juli 1864 zu gebrauchen — ist noch viel Phrasenschlacke; aber — wir dürfen es Anzengruber glauben — es ist „Sprache und Denken seines Innersten, tiefstes Denken". Hier

spricht sich das Thema: Natur und Konvention rein und deutlich aus und von hier aus erst erkennen wir, was der Dichter wollte: die arbeitenden Menschen, die in einfachen Verhältnissen leben, sind natürlich und darum glücklich — Zwang, Konvention führt ab vom Natürlichen und Guten, vom Glück. Der Dramatiker war sozusagen irrtümlich in das Geleise der traditionellen Possensatire auf adeligen Bettelstolz geraten und hatte sich so um die wirksame Gegenüberstellung der Gegensätze gebracht.

Der Schluß, zweifellos der stärkste dramatische Einfall des Stückes, ist ganz im Geiste des Altwiener Volksstückes gehalten. Was Marie hier freiwillig tut, dazu werden mitunter die „bürgerlichen Damen" des Altwiener Volksstückes* gezwungen: gesellschaftliche Überhebung aufzugeben und wieder die Arbeit zu ehren. In diesem Schlußakte betreten wir endlich einen Arbeitsraum und sehen die Maschinen, von denen wir bisher nur singen und sagen hörten, wirklich, wenn auch nur im Augenblicke des Auslaufens vor der Feierabendruhe.

Erstaunlich schwach ist die Gestalt des alten Martin ausgefallen. Gemessen an den kraftvollen Bauerngestalten, die Anzengruber zu schaffen bestimmt war, mutet dieser fromme und liebevolle Biedervater fast unerträglich süßlich und unecht an**.

In der Diktion macht sich — nicht immer vorteilhaft — der Einfluß Nestroys fühlbar, der den unreifen Verfasser gelegentlich zu fatalen Geschmacklosigkeiten (102_{15-6}) verleitet.

---

* Zum Beispiel in Karl Meisl, „Geschichte eines echten Wiener Schals" („Altwiener Volkstheater", herausgegeben von Otto Rommel, Wien 1919, 2. Bd.).

** Zum Beispiel S. 96.

„Glacéhandschuh und Schurzfell" (1864) ist das erste in der Reihe der Dramen Anzengrubers, die sich mit Problemen des gesellschaftlichen und sozialen Lebens, und zwar des großstädtischen Lebens, beschäftigen: „Elfriede" (1872/3), „Die Tochter des Wucherers" (1873), „Das vierte Gebot" (1877), „Ein Faustschlag" (1879), „Aus'm gwohnten Gleis" (1879), „Brave Leut vom Grund" (1880) und „Heimgfunden" (1886) folgen. Die Reihe, die so hoffnungsvoll einsetzte, um am Ende in virtuoser Milieuschilderung zu versanden, erreicht ihren Höhepunkt in der gewaltigen Tragödie „Das vierte Gebot". Ein Jahr vor dem „Vierten Gebot" — nach Ausweis seines Kalenders in der Zeit vom 1. bis 28. Oktober 1876 hatte Anzengruber ein „Bild aus dem Wienerleben" mit Gesang, „Ein Geschworener", beendet, das er dem Theater an der Wien übergab, kurz vor der Aufführung aber aus unbekannten Gründen zurückzog und verbrannte. Zwei Abschriften, keine von der Hand des Dichters, haben sich im Archive des Theaters an der Wien erhalten, dessen Besitzer, Herr Josef Simon, sie Anton Bettelheim übergab*.

„Ein Geschworener" zeigt Anzengruber zum ersten Male als herben Satiriker des Wienertums. Es ist der erste Anlauf auf der Bahn, die ihn genau ein Jahr später auf die steile Höhe des „Vierten Gebotes" führt. Der Erstling ist mit dem reifen Meisterwerk

---

* Anton Bettelheim, „Neue Gänge mit Ludwig Anzengruber" in „Österreichische Rundschau" am 1. Jänner 1918 (Bd. LIV, S. 29 ff.), wiederabgedruckt in dem gleichnamigen Buche (Wien, Strache, 1919). Otto Rommel, „Ein Anzengruberfund", Wiener Zeitung, am 20. Oktober 1918. Am 18. Juni 1919 wurde das Stück in einer Bearbeitung von Karl Anzengruber (Musik von Josef Reiter) als Concordia-Vorstellung im Deutschen Volkstheater aufgeführt.

nicht zu vergleichen, aber deutlich erkennt man die Klaue des Löwen.

Anzengrubers „Bild aus dem Wiener Leben“ wurzelt tief in der Tradition des Altwiener Volksstückes. Im Vormärz hatte die Bühne der Vorstadttheater bekanntlich mancherlei Funktionen zu erfüllen, die heute der Publizistik zufallen. Die Volksdramatiker betrachteten es als eine ihrer Aufgaben, das Publikum über öffentliche Einrichtungen aufzuklären. Unter Josef II. hatten sie scharfe Kritik geübt, im Vormärz waren sie offiziös und servil geworden, die Neigung, öffentliche Angelegenheiten auf der Bühne zu erörtern, war geblieben. So trat zum Beispiel noch in den Tagen Anzengrubers Berla in einem Volksstücke mit dröhnendem Pathos für die Errichtung von — kommunalen Pfandleihanstalten ein*. Auch Anzengruber, der sich eine Reform der Volksbühne und des Lebens zum Ziele gesetzt hat, will sein Wiener Volk mahnen und belehren, aber er stellt seine Probleme kühner als jene heute vergessenen, damals aber fast als ebenbürtig betrachteten, jedenfalls erfolgreicheren Nebenbuhler, und weit entfernt von dem Optimismus der Berla, Elmar, O. F. Berg, die nur Wünsche hatten, denen mit einer neuen Verordnung genuggetan werden konnte, senkt er die kritische Sonde tief in die Schäden am Volkskörper.

Es handelt sich, wie schon der Titel sagt, um die Einrichtung der Geschworenengerichte, die ja im Wiener Volke bis heute noch nicht recht Wurzel geschlagen haben, denen aber Anzengruber — darin berührt er sich vielfältig mit dem von ihm hochgeschätzten Berthold Auerbach** — von seinem demokratischen

* A. Berla, „Die Jungfer Tant“, Volkskomödie, Wien, 1865.

** „Der Wahrspruch“, „Landolin von Reutershöfen“, „Diethelm v. Buchenberg“ u. a.

Standpunkte aus die größte Bedeutung für die Erziehung des Volkes zu Selbständigkeit und Verantwortungsgefühl beimaß. Aus genauer Kenntnis der Psychologie des Wienertums heraus wird ein Schulfall konstruiert. Laxheit und falsche Gemütlichkeit, die sich und anderen gerne durch die Finger sieht, lassen den Wiener einerseits leicht zur Beute gewissenloser Profitgeier werden und machen ihn anderseits untauglich für das Richteramt. Rettung kann nur von den vereinzelten „Ehrbergers" kommen, den wenigen, die Pflichten gegen die Allgemeinheit auf sich zu nehmen und gewissenhaft zu erfüllen bereit sind. Hinter sie aber müßte sich — dies das Postulat Anzengrubers — die öffentliche Meinung stellen. Die Schädlinge müßten „gebändigt werden durch die Scheu vor dem allgemeinen Unwillen". Jeder, der Wien kennt, weiß, daß darin einer der eigentümlichsten und beklagenswertesten Mängel des Wiener Volkstums liegt: die Wiener scheinen durch ihre politische Erziehung die Fähigkeit verloren zu haben, eine öffentliche Meinung zu bilden. Anzengruber setzt, um des guten Ausgangs willen, die Forderung als erfüllte Voraussetzung. „Es ist ein Glück, daß wir so weit sind und die Öffentlichkeit die schützen kann, die für sie wirken. Sonst stünde ich Dir für nichts!" sagt Ehrberger zu dem echten Wiener Modereiner, der schon bereit ist, den „gebändigten" Wucherer für einen bekehrten zu halten. Dieser versöhnliche Optimismus, dem die Treffsicherheit und Schärfe der Charakteristik Modereiners widerspricht, nimmt dem Stücke Wucht und Ernst. Freilich war Anzengruber einfach nicht in der Lage, hier wahrhaft zu sein. Fand doch das Zensurgutachten nötig, „zu betonen, daß die Andeutung des Erfolges durch die zum Ausdruck gelangende Erbitterung der Masse zur Erreichung eines, wenn auch,

wie es hier der Fall ist, nicht unlöblichen Zweckes in einer Bühnenvorstellung der vorliegenden Art immerhin auch nicht unbedenklich erscheint".

Anzengruber nennt sein Stück ein „Bild aus dem Wiener Leben", eine Gattungsbezeichnung, die von vornherein Verzicht auf straffen Aufbau ausdrückt. Die Handlung ist nicht Kern und Hauptinhalt des Stückes, sondern gibt nur den Rahmen ab, in den buntfarbiges Wiener Leben eingefangen wurde. Die Schilderung von „Wiener Sitten" ist wichtiger als das Problem, die zahlreichen Nebenfiguren stehen mit ihm nur insofern in Zusammenhang, als sich ihre Charaktere an der Art erproben, wie sie zu dem Falle Stellung nehmen. Die Hauptfigur, der Regenschirmfabrikant Modereiner — nicht der allzu schemenhaft geratene Musterbürger Ehrberger — strotzt von Blut und Leben. Er ist ein „Urwiener", wie ihn Anzengrubers Freund Schlögl so oft mit grimmigem Humor gezeichnet hat. Er kennt nur seinen engsten Interessenkreis. Sich um das Gemeinwohl kümmern, heißt, sich in Sachen mischen, die einen nichts angehen. Zweimal in einem Atemzug den Standpunkt wechseln, eigene Schuld auf das Opfer schieben und sich in ehrlichster Überzeugung als den Geschädigten hinzustellen, ist ihm eine Kleinigkeit. „Geschworenengerichte bei gedeckten Tischen" — das ist ein echt wienerischer Einfall, der nur noch durch Eders Witz: „No, es war nicht schlecht, wenn man so bei ein guten Tröpferl verhandeln könnt, da könnt mer ein zum Tod Verurteilten noch leben lassen!" übertroffen wird. Unversehens schlägt die Gemütlichkeit ins Satanische über.

Lose reihen sich um die beiden Gegenspieler Ehrberger und Modereiner die anderen Figuren. Die beiden Mütter und das verlobte Paar sind recht farblos

ausgefallen. Um so lebendiger wirken die Nebenfiguren, die „Wiener Leben“ zu illustrieren haben. Da ist auf der einen Seite Modereiners Gegenpol, der jähzornige Privatier Hitzig, den sein beleidigtes Rechtsgefühl unablässig mit dem Gesetz in Kollision bringt, und auf der anderen Seite der Marodeur der Gerechtigkeit, „der Motl“ (wieder aufgenommen als Hubmayr im „Fleck auf der Ehr“), den die Humanität der Geschworenen in seinem behaglichen Winterquartier bedroht. Weniger deutlich sind die Fäden, welche die beiden prachtvollen Gaunergestalten — der „harbe Bua“ und der „Intallagente“ — mit dem Grundprobleme des Stückes, der Weckung des Rechtsgefühls im Volke, verbinden. Das kostbare Gespräch „von der Freiheit des menschlichen Willens“ hat Anzengruber mit Recht aus dem verworfenen Stücke herausgelöst und geistreich weitergesponnen. Ohne jeden Zusammenhang mit dem eigentlichen Inhalt des Stückes, nur „Wiener Typus“, ist der „Gschaftelhuber“ und „Festivitätsfex“ Eder, der dem jungen Girardi auf den Leib geschrieben wurde und wie aus einem Buche Friedrich Schlögls entsprungen anmutet; er hat nichts zu tun, als einige inhaltslose Szenen hindurch dem Zuschauer die Zeit zu vertreiben.

Anzengrubers „Geschworener“ läßt deutlich zwei ungleichartige Elemente erkennen. Er setzt ein als eine prachtvolle, wuchtige Satire auf die Grundschäden des Wienertums. Eine ernsthafte Darstellung aber schloß die Rücksicht auf die Zensur und den Geschmack des Publikums aus, das auf Operetten versessen war. Da hieß es, lustige Figuren und Gesangsstücke einlegen. Die Satire verflachte in Jux. Wie in der guten alten Zeit mußte nach einer tüchtigen Strafpredigt alles gut ablaufen. Kein Wunder, daß Anzengruber an dem Zwitter keine Freude hatte. Das zornige Pathos des

„Vierten Gebotes“ und Operettenbelustigung — das gab keinen reinen Klang. Bleibenden Wert geben dem Stücke die prachtvollen Typen aus dem Wiener Leben.

Anzengrubers dramatischer Prolog* „In der Theater-Kanzlei“, gesprochen zur Eröffnung der Direktionsära Alexandrine v. Schönerer—Franz Jauner am 1. September 1884 ist eine Pflichtarbeit des von Franz Jauner als Theaterdichter engagierten Dramatikers. Bestellte Arbeit, ohne Hoffnung und Freude gemacht. Der Verfasser weiß, daß das Feld der Operette gehört und daß er sich damit abzufinden habe. So läßt er die Matadoren des alten Volksstückes, Liebold, den Spielleiter bei der Erstaufführung des „Pfarrers von Kirchfeld“, und Fräulein Herzog, die unübertreffliche komische Alte, bei Girardi, in dem sich Anzengruber der Sieg der volkstümlichen Operette verkörpern mochte und den für das Volksstück zu gewinnen er sich unablässig bemühte, ein bescheidenes Wörtlein der Fürsprache für das Volksstück einlegen: eine wehmütige Reminiszenz an die Glanzzeiten des alten Volksstückes, „schlicht und traut“, und eine demütige Bitte, doch wenigstens zur Abwechslung auch wieder einmal ein Volksstück zu spielen, dann die Ankündigung von „Gasparone“ und „Bettelstudent“! Viel mochte sich Anzengruber wohl nicht erhoffen, aber schwerlich ahnte er, daß keines der Stücke, die er vertragsmäßig der neuen Direktion des Theaters an der Wien zur Verfügung stellte („Heimgfunden“, „Stahl und Stein“), Gnade finden sollte.

---

* Vgl. A. Bettelheim, „Beiträge zur Literatur- und Theatergeschichte“. Ludwig Geiger zum 70. Geburtstage (5. Juni 1918) als Festgabe dargebracht von der Gesellschaft für Theatergeschichte. Berlin, 1918, S. 449 ff.

Gott und Welt

Trägt der erste Nachlaßband den Charakter einer Nachlese, so bringt der zweite wirklich Neues.

Der Herausgeber der hinterlassenen Glossen und Aphorismen ist auf den Vorwurf gefaßt, es sei eine Überschätzung Anzengrubers, statt nur einer Auswahl der abgeschlossenen Dichtungen, nicht nur eine Gesamtausgabe der Werke des Dichters zu veranstalten, sondern sie noch durch Veröffentlichungen aus dem ungedruckten Nachlaß zu vermehren. Er hält es aber mit Anzengrubers Wort: „Was man mit alten Autoren zu viel tat, das Kommentieren auf Wort und Silben, das tut man an den neueren zu wenig; sie sind zu viel geworden und werden daher nicht einmal eingehend gelesen, geschweige studiert*", und gibt sich der Überzeugung hin, daß ein solcher Vorwurf der Lektüre nicht standhalten wird. Anzengrubers Aphorismen sind der wertvollste Teil seines Nachlasses, sie geben Einblick in ein erschütterndes Ringen eines furchtlosen Denkers mit den großen Problemen Gott und Welt, und sind nicht nur für Anzengruber selbst, sondern für die ganze Zeit charakteristisch. Es dürfte in der deutschen Literatur kein zweites Dokument geben, das die innere Zerfahrenheit und Zerrissenheit der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts so ergreifend zur Darstellung brächte. Anzengruber erscheint in diesen Fragmenten in einem ganz neuen Lichte. Alles Rustikale ist gefallen, ein furchtloser Denker, gesättigt mit den Resultaten der historischen und naturwissenschaftlichen Forschungen seiner Zeit prüft die uralten und ewig neuen Probleme und zieht un-

* Wiener Stadtbibliothek, I. N. 16.555.

erschrocken, wenn auch oft im tiefsten Herzen erbebend, die letzten Konsequenzen. Dichten und Denken fließen ineinander. Der Dichter Anzengruber veranschaulicht sich beständig die Ergebnisse des Denkers Anzengruber, skizziert einen Charakter, eine Dialogpartie, oft einen ganzen Plan, meist nur, um sie achtlos wieder fallen zu lassen*.

In dem Briefe vom 1. Juli 1864 zählt er unter seinen literarischen Leistungen auch 32 Notizbücher auf. Die Gewohnheit, Einfälle, Denkergebnisse, Ideen zu Dichtungen, Dialogfragmente u. dgl. zu notieren und dafür Notizbücher vorzubereiten, übte Anzengruber also schon von den frühesten Anfängen seiner Schriftstellerei aus und behielt sie bis in seine letzte Lebenszeit bei. Es haben sich im ganzen sechs solcher Notizbücher erhalten; drei davon, sämtlich aus den letzten Monaten seines Lebens stammend, besitzt Anton Bettelheim, drei andere, die wahrscheinlich auch im Jahre 1889 geschrieben wurden, der Sohn des Dichters, Karl Anzengruber. Es sind Notizbücher aus karriertem groben Papier, in Glanzleinwand gebunden, allerbilligste und schlechteste Ware. Die Hauptmasse erhaltener Aphorismen liegt in Gestalt von Notizen auf einzelnen Blättern vor. Eine große Anzahl dieser Zettel sind Notizbuchblätter, die aus aufgelösten Notizbüchern aufbehalten wurden; manche tragen noch eine alte Numerierung, manche lassen deutlich erkennen, daß Notizbuchblätter zerschnitten wurden, denn die Trennungsstriche, welche die einzelnen Notizen schieden, sind oft noch wahrzunehmen. Es ist also kein Zweifel, daß Anzengruber von Zeit zu Zeit seine Notizbücher sichtete, Wertloses offenbar in den

* Die „Fragmente“ werden gesammelt und übersichtlich geordnet im ersten Bande dieser Ausgabe vorgelegt werden.

Papierkorb warf, ihm wichtig erscheinende Bemerkungen aber zwecks Aufbewahrung herausschnitt. Er nahm beim Beschreiben seiner Notizbücher auf diese künftige Sichtung schon dadurch Bedacht, daß er trotz aller Papiersparsamkeit die Rückseite stets frei ließ, um herausgeschnittene Einzelbemerkungen aufkleben und so zu einem neuen Zusammenhang aneinanderreihen zu können. Oft lockte es ihn, bei solcher Revision eine ältere Notiz mit einer Glosse zu versehen, die seine neue Stellung zum Problem ausdrückte. Hie und da haben sich alte Zettel als Unterlage für aufgeklebte neue erhalten und geben ein Bild von der mehr planmäßigen Aphorismensammelarbeit seiner Jugend*. Später gibt er dieses systematische Sammeln und Ordnen auf, er notiert nur, wenn etwas unmittelbar sein Herz bedrängt, alle literarische Aufmachung fällt ab, seine Zettel sind unmittelbarer, reiner Ausdruck der jeweiligen Augenblicksstimmung. Vorbereitete Notizbücher scheint er in diesen Jahren nur dann benutzt zu haben, wenn er unterwegs war. In seinem Arbeitszimmer war ihm jedes Blatt recht, sich drängender Gedanken zu entladen: Briefkonzepte, empfangene Briefe, Briefumschläge, Drucksachenschleifen, die Rückseite von Manuskriptblättern, selbst Stückchen Packpapier. Auf dem Verbindungsbrette seiner beiden Stehpulte pflegte er sich einen Vorrat solcher beschreibbarer Blätter anzulegen und, wenn

* Ein Zettel aus Karton 16555 läßt eine Anordnung nach Schlagworten erkennen:

Der Reformer.

Ein armer Mann, der auch von Gott und Himmel träumte.

Lektürer.

Wie könnt ihr Genuß haben – wenn ihr an Versen und Worten nörgelt.

Gedicht.

Menschenschicksal und Göttergleichmut.

über den einsam Monologisierenden die Gewalt der stets ihn bedrängenden Gedanken herfiel, wahllos darnach zu greifen. Blieb auf dem Blatte noch Raum, so wurde es noch einmal verwendet, so daß die verschiedenartigsten Notizen auf ein und demselben Blatte zu finden sind. Ein Briefumschlag vom 26. September 1884 genügte, um nicht weniger als drei Dramenpläne („Komödie nach der Komödie", „Illegitime" und „Bruder!", vgl. Bd. I, Fragmente) zu skizzieren. Er sammelte auch Zeitungsausschnitte und versah sie mit kritischen Bemerkungen. Manchmal verweist ein „Frühere Notiz" auf einen nicht mehr erkennbaren Zusammenhang, ein B mahnt nach Bettelheims Deutung zum „Bearbeiten", ein A zum „Ausführen".

Die erhaltenen Notizblätter — zirka 2500 an Zahl — befinden sich gegenwärtig in der Stadtbibliothek, und zwar die Hauptmasse in den Kartons 16551—5, die anderen, oft wie sie sich zufällig zusammenfanden, unter anderen Signaturen, über die der Anhang Auskunft gibt, oft fälschlich zu bestimmten Fragmentengruppen eingereiht etc. Es ist begreiflich, daß nicht alle diese Zettel vollkommen durchgeformt sind und daß Wiederholungen häufig vorkommen. Die hier gegebene Auswahl mußte zwei Gesichtspunkten Rechnung tragen: erstens ein möglichst lebendiges Abbild von dem gärenden Leben in der Seele des Dichters zu geben, zweitens mußten oft sachlich interessante, bezeichnende Aphorismen ausgeschieden werden, die stilistisch nicht durchgeformt waren, da der Verfasser, ganz von einem Gedanken oder einer Empfindung eingenommen, einen Satz nicht zu Ende schrieb, die Konstruktion wechselte etc.

Der Herausgeber dachte zuerst an eine chronologische

Anordnung. Bald aber erwies sich, daß erstens die Anhaltspunkte für Datierungen nicht ausreichten, und zweitens eine zeitliche Entwicklung in diesen Aphorismen nicht zu beobachten ist. Der Dichter ist zu Beginn seiner schriftstellerischen Tätigkeit — und nur sehr wenige der erhaltenen, des Druckes würdigen Aphorismen dürften in die sogenannte „prähistorische" Zeit zurückreichen — eine vollkommen abgeschlossene Persönlichkeit, sein Denken kreist unablässig und mit erschütternder Monotonie um die gleichen Probleme, die sich als schlechthin unerschöpflich und zugleich als unlösbar erweisen; die einzige Entwicklung, die sich beobachten läßt, ist eine sich von Jahr zu Jahr tiefer über sein Gemüt herabsenkende Verdüsterung. So war kein anderer Ausweg, als zu versuchen, die Gedankenmassen sachlich-systematisch zu ordnen. Eine solche Anordnung ergab sich dem Herausgeber aus der Natur des Materials; sie wurde auf Grund des gesamten Materials gefunden, aus dem dann erst nach ästhetischen Gesichtspunkten eine Auswahl getroffen wurde. Nach den gleichen Grundsätzen ließen sich zwanglos die dichterischen „Fragmente" ordnen, ein Beweis, wie innig bei Anzengruber Denken und Gestalten zusammenhängen. Es war dem Herausgeber eine Genugtuung, als ihm nach Durchführung der Ordnung ein beiseite gelegter und in Vergessenheit geratener leerer Papierumschlag (aus Karton 16551) in die Hand kam, auf dem Anzengruber — offenbar für eine Sammlung, vielleicht auch Herausgabe seiner Aphorismen — sich eine Anzahl Rubriken zurechtlegte, die mit denen des Herausgebers vielfach übereinstimmen. Diese Rubriken selbst zu einer Grundlage der Anordnung zu machen, erwies sich als unmöglich, da für die Datierung dieser Übersicht nur ein Terminus a quo

(1880) zu gewinnen war* und nicht mehr festgestellt werden kann, auf welches Material sich das gegebene Schema bezieht. Anzengrubers Übersicht trägt den Titel: „Über Welträtsel und Verwandtes“ und gibt folgende Schlagwörter: Natur, Tugend, Recht, Phantastisches und Zitate, Sittliches, Erziehung, Beruf und Pflicht, Unsterblichkeit, Welträtsel, Ideen, Atheistisches, — Gottesglaube, Wissen und Philosophisches, Lebensregeln, Weisheit und Torheit.

Ein flüchtiger Leser der zehnbändigen „Sämtlichen Werke“ (Cotta) kann leicht zu der Anschauung kommen, es bei Anzengruber mit einer sogenannten Naturbegabung zu tun zu haben, die, durch Lebensstellung und Bildungsstufe auf die Darstellung bäuerlichen und wienerisch-kleinbürgerlichen Lebens eingeengt, vor Problemen höheren Ranges versagte. Es ist seines ersten Biographen Verdienst, aus dem Eindrucke persönlichen Umganges heraus gegen diese enge Auffassung protestiert zu haben. In der Tat hat jeder, der Anzengrubers näheren Umgang genoß, vor seiner Persönlichkeit noch mehr Respekt bekommen als vor seinem Werke. Die Aphorismen bestätigen diesen Eindruck. Sie zeigen Anzengruber durchaus auf der Höhe der Zeitbildung. Er verfügt über ein mannigfaltiges Wissen und zeigt, was noch höher einzuschätzen ist, eine wahrhaft souveräne Überlegenheit gegenüber den Schlagworten und Lieblingsphrasen seiner Zeit. Zweifellos besaß er eine ausgesprochene philosophische Begabung, die ihn befähigte, philosophische Probleme zu erfassen und trotz des Mangels einer durchgebildeten Terminologie auch zu formulieren.

---

* Die Übersicht ist auf die Rückseite eines Blattes aus dem Manuskripte seiner Dorfgeschichte „Hartingers alte Sixtin“ (entstanden 23. Mai 1880) geschrieben, also im oder nach dem Jahre 1880 entstanden.

Die biographische Einleitung versucht, den philosophischen Entwicklungsgang Anzengrubers zu skizzieren, soweit die einzelnen Entwicklungsphasen noch erkennbar sind. An dieser Stelle mag es genügen, einen Wegweiser durch die Aphorismen zu geben, die beim ersten Lesen auf den Tausenden von Zetteln den Eindruck eines unübersehbaren Gedankenwirrwarrs machen, in dem dieselben quälenden Grundvorstellungen mit eintöniger Hartnäckigkeit wiederkehren, einer wahren „Gedankenhölle", wie Bettelheim sich ausdrückte. Das ausführliche Inhaltsverzeichnis, das der Sammlung beigegeben wurde, dürfte aber wohl beweisen, daß wir es hier mit einer ganz geschlossenen und einheitlichen Weltauffassung zu tun haben, die durchaus mit der in den Werken zum Ausdruck kommenden übereinstimmt. Freilich, die Werke, insbesondere die wundervollen Einleitungen zu den „Dorfgängen" und „Kalendergeschichten", lassen des Dichters Weltbild klarer, geschlossener, den Bildner selbst beruhigter, entschiedener erscheinen, als er nach Ausweis der Zeugnisse seines unbeobachteten Denkens war. Man vergleiche Nr. 143 mit der dort zitierten Skizze: „Wie der Huberbauer ungläubig ward"! Er mochte es für Unrecht halten, das Volk, das zu leiten er sich berufen fühlte, durch all die Zweifel und Qualen zu beunruhigen, mit denen er selbst rang.

Der Herausgeber hat versucht, die Gedankensplitter dieser Tausende von Zetteln zu natürlichen Komplexen zu ordnen.

Eine erste Gruppe (Nr. 1—127, Das Welträtsel) zeigt, daß sein Denken ganz auf die metaphysischen Probleme gerichtet war, die er nicht immer exakt zu formulieren verstand, aber mit ganzer Seele e r l e b t e und wohl vorwiegend gefühlsmäßig, aber doch in ihrer vollen

Tiefe erfaßte. Ein zweiter Abschnitt (Nr. 128—224, Die Offenbarung) zeigt ihn mit dem ererbten Offenbarungsglauben und den neuen metaphysischen Jenseitshoffnungen, welche der Spiritismus seinen Gläubigen eröffnet, beschäftigt. Die Prüfung ergibt ein negatives Resultat: der Mensch muß sich ohne Gott und Unsterblichkeit behelfen. Der dritte Abschnitt (Nr. 225—363) beweist, daß er die Weltanschauung eines „Lebens ohne Gott" bis in die letzten Konsequenzen durchzudenken trachtete. Diese ersten drei Abschnitte geben also Anzengrubers Erkenntnistheorie. Es ist aber charakteristisch, daß ihn, wie Feuerbach, die Erkenntnisprobleme nie rein als theoretische Probleme fesselten, sondern in erster Linie wegen ihrer praktischen Konsequenzen. Wie soll der Mensch sein Leben gestalten, wenn ihm die Hoffnung auf ein Jenseits benommen ist? Dieser Gedanke bildet bei Anzengruber den Ausgangspunkt jeder theoretischen Erwägung. Eine reinliche Scheidung theoretischer und sittlicher Probleme ist also bei Anzengruber nicht möglich, war besonders im dritten Abschnitte nicht möglich. Daher bestehen mannigfaltige Berührungen zwischen dem dritten und vierten Abschnitt. Die Abteilungen IV—VII geben Anzengrubers praktische Philosophie. Mit erstaunlicher Unbefangenheit prüft er die Grundlagen einer neuen Sittlichkeit (IV), deckt die Widersprüche auf, die zwischen wahrer Sittlichkeit einerseits, Konvention und Gesetzgebung anderseits klaffen. Unbefangen untersucht er das weite Gebiet des Sexuallebens und die Konflikte, die aus seiner Bindung durch Konvention und Ehe entstehen (V); schließlich prüft er das öffentliche Leben: Politik (VI) und Literatur (VII), auf seinen sittlichen Gehalt.

Die Grundverfassung des innersten Wesens Anzengrubers war die rationalistische, das heißt, in ihm lebte das nicht zu unterdrückende Bedürfnis, die Welt als ein zusammenhängendes Ganzes verstehen zu wollen. „Nach dem Tode noch einmal auflodern und die ganze Wahrheit wissen wollen!“ (136) vermochte er als tiefstes Motiv der Sehnsucht nach Unsterblichkeit zu begreifen. Mit tiefer Wehmut gedenken die biographischen Fragmente der Kinderzeit, in der ein noch ungebrochener Gottes- und Jenseitsglaube sowohl seinem Erkenntnisdrange als auch seinem Gerechtigkeitsgefühl Genüge tat. Hat doch auch noch der reife Mann eine lebhafte Vorstellung von der Seligkeit des Glaubenkönnens. „Geschriebenen Sonnenschein“ nennt er die „Systeme gnostischer und sonstiger transzendenten Philosophie, die über den Ursprung alles Seins, ja über das Sein und Werden, ja selbst über das Vergehen beruhigen, die uns über alle Seinsbedingungen und alle Kausalität hinaus in das Gefühl absoluten Seins entrücken“ (132). „Ja, freilich, wenn es konstatiert wäre, und das will ja der Spiritist Hellenbach, daß der Tod nicht an das Individuum rührt, dann wäre alles Wirrsal auf das freundlichste gelöst ... ein heiterer Himmel blaute dann über der lachenden Erde und den lachenden Menschen“ (211). Schon früh wurde dieser Glaube durch die Lektüre rationalistisch gestimmter Schriftsteller (Lukian, Barthélemy u. a.) untergraben. Enttäuschungen, von denen die Briefe und biographischen Fragmente andeutungsweise reden, ließen das Gebäude seines Eudaimonismus zusammenbrechen. Er stellt Gott, wie die biographischen Fragmente (Bd. I) es schildern, das Ultimatum. „Hat sich Gott je meiner angenommen?“ fragt er mit prometheischem Trotze. „Das ist die Probe auf seine Existenz!“ (166.) Nun

suchte er Trost bei dem Arkanum der Zeit, bei den Naturwissenschaften. Wir finden ihn wohlbewandert in den Gedankengängen Darwins, Haeckels und der zeitgenössischen Materialisten. Sie interessieren ihn lebhaft und er verschloß sich ihrer Beweiskraft im Negativen nicht. Er sah ein, es war eine kindliche Vorstellung, anzunehmen, daß Gottes Vorsehung die Schicksale der Menschen, dieser Würmer auf der Kruste eines der kleinsten Planeten, zum besonderen Gegenstande seiner Obhut mache und blind und taub bleibe für das Leid aller übrigen Kreatur. Er vergegenwärtigt sich die unermeßlichen kosmischen Dimensionen des Alls und ringt mit dem Begriff der endlosen Zeit. Er leidet unter dem Gefühle, verloren zu sein in Raum und Zeit. „Raum und Zeit — Tollhäusler-Ideen!" — „Was hat der Mensch vor der Milbe, der Fliege voraus als die unselige Gabe, sich seiner Verlorenheit in Raum und Zeit bewußt werden zu können?" — „Was ist der Sinn des Lebens?"

Mit dem Materialismus hat sich Anzengruber wiederholt auf das ernsthafteste auseinandergesetzt (Nr. 44, 55—64 u. a. a. O.), ohne darin Genüge zu finden. Allzudeutlich erkannte er, daß der Materialismus an den entscheidenden Punkten versage (Nr. 40). Wohl wird Gott durch die Entwicklungslehre aus der Natur eliminiert (Nr. 346), aber das Problem des Lebens bleibt ungelöst. „Wer erweckte das Bewußtsein?" Neben nüchternster Resignation erhebt sich oft überraschend, angeregt durch eine reiche, im einzelnen nicht mehr kontrollierbare Lektüre, kühnste Spekulation. „Was ist denn das, was zu meinen Augen heraus betrachtend in die Welt sieht?" (47) „Nur in Raum und Zeit liegt unsere Beschränkung und unser Weh" (19), philosophiert er mit Kant-Schopenhauer. Es erwacht die

Sehnsucht nach Erhebung des Ichs über die Beschränktheit seiner phänomenalen Existenz, eine ausgesprochen metaphysisch orientierte Sehnsucht, die nur erfüllbar ist vom Standpunkte einer idealistischen Weltauffassung (dazu Nr. 132), die er aber — charakteristisch! — sich doch wieder auf gut Haeckelisch als Behaglichkeit von Zellenindividuen im Gesamtzellenorganismus vorzustellen sucht. Was ist aber der Sinn des „Lebens"? Will das All die Materie vergeistigen oder den Geist materiell machen? (22.) Sind die Phänomene, also auch die Menschen, nur Objektivierungen eines transzendenten Denkens? (23.) „Mir schaudert, wie wir in einem Netze sich auswirkender Ideen liegen und glauben, es sind die unseren, während wir ihnen überliefert sind" (35). „Es ist, als wäre vor uns eine Welt des Wahnsinns in Trümmer gegangen — und wir wären der Spuk über dem Grabe derselben" (80). Er verfällt auf den Gedanken, die Welt könnte die Schöpfung eines unvollkommenen oder direkt bösen Wesens sein (28—35). Wie Anzengruber auf diese Gedanken kam, die an manichäische Lehren anklingen, läßt sich nicht mehr feststellen. Der richtig angewandte Ausdruck „Demiurgos" beweist jedenfalls, daß er planmäßig Aufklärung gesucht hatte. Anzengruber — ein Manichäer, ein Schauspiel gleich verwunderlich, wie das, Lichtenberg und John Stuart Mill auf diesen Bahnen eines wüsten Mythologisierens — verständlich im Denken eines Mystikers wie Eckartshausens (33) — zu sehen, und doch wieder begreiflich als strenge Konsequenz eines pessimistisch gerichteten Rationalismus.

Von der Spekulation kehrt sein Denken aber immer wieder unbefriedigt zu seinem Grundproblem, besser gesagt, zu seinem Grunderlebnis zurück: der Unbegreif-

lichkeit des Lebens. Ist das Leben aber unbegreiflich, dann ist es für einen rationalistischen Geist auch sinnlos. Ist das Leben überhaupt noch wert, gelebt zu werden? Vergeblich bemüht er sich, einen höheren Standpunkt zu gewinnen. Vielleicht ist das Leben nur für das beschränkte Blickfeld des Menschen sinnlos? „Egal! Der Standpunkt des Menschen ist doch der berechtigte, das Richtige!“ (Nr. 98.) Übereinstimmend mit E. v. Hartmanns Desillusionstheorie konstatiert er, daß die Ideale uns mehr und mehr vom Leben abgetötet werden, je älter wir werden und je mehr wir erleben (Nr. 102, 108, 118). Die Welt erkältet wohl und erkaltet (Nr. 108). Was bleibt aber dann? Bloß für das physische Behagen leben? Für die Stellung in der Herde, auf der Weide, im Pferch? „Das ist nicht wert, gelebt, geträumt zu werden!“

Von seiner tiefen Erfassung des Weltproblems aus prüft er die geoffenbarten Religionen, die er, ohne auf das Dogmatische im einzelnen einzugehen, philosophisch richtig als naiven Theismus auffaßt (am schärfsten Nr. 162) und als des philosophischen Begriffes „Gott“ unwürdig (165) ablehnt. Der Ethiker Anzengruber sieht aber die schärfsten Einwände gegen das Christentum in seinen sittlichen Konsequenzen. Mit Feuerbach, aber auch in Übereinstimmung mit den Rationalisten des 18. Jahrhunderts — schon der weise Nathan formuliert seine Bedenken gegen den Wunderglauben genau so — befürchtet er vom Christentum, wie vom Jenseitsglauben überhaupt, eine Schwächung des Verantwortungsgefühls (Nr. 152). Aus dem Gedanken der Erlösung des Menschen vom Leide leitet er — sei es aus eigenem, sei es in Kenntnis buddhistischer Gedankengänge, die ihm Schopenhauer vermittelt haben konnte — die Forderung einer Erlösung der Tiere ab (Nr. 145);

der Auffassung, daß dieses Leben eine Schule sei, setzt er die Tatsache entgegen, daß Kinder sterben, bevor sie diesen miserablen Kurs durchgemacht haben. Der Gestalter Anzengruber vergnügt sich daran, konkrete Fälle zu setzen, an denen die Unannehmbarkeit des theistischen Gedankens (Nr. 154, 160) so recht evident wird. Auf die gleiche Methode wird auch der Unsterblichkeitsglaube bekämpft. Vielleicht unter dem Einfluß seiner frühen Lukian-Lektüre, theoretisch in vollkommener Übereinstimmung mit Feuerbach, demonstriert er durch „Totengespräche" die „Unvollziehbarkeit der Vorstellung Unsterblichkeit". „Wer wird denn mit verklärtem Gesindel weiterleben wollen?" (Nr. 183.) Mit den schärfsten Waffen der Ironie geht Anzengruber dann der Verquickung religiöser Motive mit politischen, beziehungsweise der Verbrämung von Klasseninteressen mit religiösen Motiven (Nr. 190, 193, 201, 204—7) zu Leibe. Auch darin befindet er sich, wie die Anmerkungen zeigen, in vollster Übereinstimmung mit L. Feuerbach.

Sehr ernsthaft hat sich Anzengruber mit dem Spiritismus auseinandergesetzt (Nr. 208—224), genau so, wie er die „ganz neuen Unsterblichkeitsanklänge des Materialismus" (Nr. 142) aufmerksam zu prüfen sich vornahm. Beide Hoffnungen hielten der Kritik nicht stand, nichts verbürgte die ersehnte Unsterblichkeit. Da geht er entschlossen daran, sich auf der neuen Grundlage einzurichten. Energisch verbietet er sich das Fabeln (139) und macht Ernst damit, alles teleologische Denken sich abzugewöhnen. „Du bist eine resultierende Erscheinung, die ebensogut sein könnte wie nicht" (232). „Zuviel hat die Welt in die Bücher hineingelesen ... man muß sich wieder heraus- und in die w i r k l i c h e hineinlesen" (233). Weg mit aller Meta-

physik! (234 vgl. 276). „Systeme? Was sind sie anders als Notwendigkeiten der Ökonomie des Denkens?“ (128), findet er in Vorwegnahme von Lehren des relativistischen Positivismus eines Avenarius. Sie wirken wie Opiate, sollen den Wirklichkeitssinn einschläfern (129). Auch die „ganz neuen Unsterblichkeitsanklänge“ des Materialismus verbürgen kein individuelles Fortdauern. „Die Kraft bleibt, aber das Resultat wechselt“ (236). „Wer forscht, ob das, was ist, etwas anderes ist, als es ist, verliert offenbar seine Zeit; es ist, was es ist“ (244). Der Phänomenalismus ist jetzt für ihn abgetan. „Das Leben ein Schatten und Traum? Das ist poetische Verklärung: Das Leben ist eine brutale Tatsache!“ (Nr. 247.) Mit erstaunlicher Treffsicherheit erfaßt er, offenbar ohne Mach zu kennen, den Kern des Problems, den Begriff der Substanz: „Wenn wir tifteln, hinter den Erscheinungen müsse etwas stecken (außer den Erscheinungen eine Welt sein, ohne solche) und in jeder Erscheinung doch etwas in Erscheinung treten, so vergessen wir, daß wir da ein Wortspiel treiben und Erscheinung nur als Wort einen Begriff, den wir im Kopfe haben, deckt: etwas Un-, Außer-Erscheinliches, der Grund-der-Erscheinung-sein, der Anlaß zu allem etc. etc.“ (Nr. 249). „Der Organismus“, heißt es Nr. 239 wundervoll präzis und dichterisch anschaulich zugleich, „ist gleichsam nur ein sich erbauendes Gefäß, das den Inhalt aufnimmt; der Töpfer fertigt gleichsam im fließenden Wasser den Krug, der sich füllt von selbst, zerschlagen, aber nicht leert“. Scharfsinnig erkennt er die nie versiegende Quelle alles Mythologisierens in der Neigung zur Substantialisierung, beziehungsweise Personifizierung von Begriffen (250—1). „Wie Begriffe in den Kopf kommen,“ wird ihm jetzt zu einem rein erkenntnistheoretischen Probleme (249).

Die metaphysische Beängstigung, die ihm die Welt und das eigene Sein als Objektivierungen eines transzendenten Denkens so unheimlich-gespenstig erscheinen ließ, weicht jetzt. „Sogenannte Ideen", heißt es nun klipp und klar, „wachsen, variieren und verkümmern gerade nach denselben Gesetzen wie der Organismus." Der einsame Grübler Anzengruber steht jetzt unmittelbar vor den Pforten der erkenntniskritischen Untersuchungen von Mach und Avenarius.

Es wäre schön, sich vorstellen zu können, daß Anzengruber sich allmählich aus spekulativer Befangenheit in die klare Luft des relativistischen Positivismus emporgearbeitet habe. Aber die Chronologie der Notizen gibt dieser Konstruktion keine Stütze, ja in seinem letzten Tagebuche lesen wir die alte quälende Frage: „Den Gebilden der Natur steht man mit der Frage gegenüber: Was stellt das vor? Was verkörpert sich da?" So tief saßen die metaphysischen Bedürfnisse in ihm. In den praktischen Konsequenzen war er freilich zu keinem Zugeständnisse bereit. Gäbe es auch ein Jenseits, wir müssen so handeln, als gäbe es keins, da wir nicht mit den Organen ausgestattet sind, es zu erfassen. Nur den theoretischen Problemen gegenüber erlag er stets einer tiefwurzelnden Neigung zur Spekulation, die ihn „Welterschaffungsmärchen" ersinnen ließ, jener metaphysischen Neigung, die ein Schüler E. Machs, J. Petzoldt, geistreich als die Romantik des Rationalismus bezeichnet hat.

Anzengruber prüft seinen Standpunkt der praktischen Resignation auf die Jenseitshoffnungen an der vom praktischen Standpunkte aus entscheidenden Frage: Kann man dem Tod ins Auge sehen bei solcher Hoffnungslosigkeit? Er verklärt sich den „Tod in seinem Schweiß und Unflat" nicht zur Majestät (256), sein

Herz erbebt unter dem Gefühl der Ohnmacht, mit der wir herzbrechendem Unsinn dummer Gewalten wehrlos gegenüberstehen (258) — „und doch" — angesichts des bittern Sterbens der über alles geliebten Mutter — „ich halte fest!" (258.)

„Was ist denn Sterben?" Zurücksinken ins Urewige, Bewußtlose, losgeschraubtsein von all dem Unsinn, dem drückenden, quälenden Rätsel des Seins entronnen. Erlösung! Woher die Angst davor? Doch nur aus der Vorstellung, die Schrecken des Totseins und Verwesens noch miterleben zu müssen (265), ein Gedanke, mit dem er ernsthaft rang (Anmerkung zu 265), bis er ihn überwand. Wir können dem Weh des Lebens und dem „Schweiß und Unflat" des Todes nicht entgehen. Wir haben keine Hoffnung auf individuelle Fortdauer nach dem Tode. In diesem Gedanken stimmt Anzengruber mit Hartmann und Schopenhauer, den er vermutlich nur durch Hartmanns Vermittlung kannte, überein, von da an aber gehen die Wege auseinander. Hartmann sah Erlösung nur im Erlöschen des Bewußtseins der Welt, womit zugleich die phänomenale Welt samt ihren Leiden verschwindet. Die Hingabe an den Weltprozeß empfahl wohl auch er, aber nur als Mittel zum Zwecke der Vernichtung. Anzengruber wendet sich, mit Feuerbach und Dühring einig, dem Leben zu. Dem Jenseits hat er endgültig abgesagt: „Nichts ist hienieden als hienieden, von anderswo greift nichts ein" (290). Nicht weniger als fünfmal (268, 271, 272, 273, 274) schreibt er sich auf: „Es ist Religion, an keinen Gott zu glauben! — Ihn glauben, heißt ihn lästern." Es ist, als müßte er sich diese Überzeugung in das, ach, so glaubensbedürftige Herz einhämmern, um es zur Entsagung zu zwingen. Mit religiösem Pathos lehrt er die Hinwendung zum Leben. „Ein groß angelegtes Werk"

schwebte ihm vor, das nie geschrieben wurde. Es hätte sich, wenn man diesem Plane die Fragmente 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 294, 299, 301, 302, 303, 305, 306, 319 zuweisen darf, von dem „Christlichen Eisgartl“ (Bd. XV) — das gleiche Thema in Form einer volkstümlichen Kalenderbelehrung — durch den Ton eines feierlichen Pathos unterschieden. Sein Herz konnte nicht ohne Religion sein. Gott hatte er verworfen — vielleicht kannte auch er das Gefühl enttäuschter Liebe, das er aus den Worten der modernen Atheisten herausfühlte (278—9) —, auf den leeren Altar hob er als neue Gottheit die Menschheit. „Du sollst nicht sagen, daß du dich schlimmer fühlst wie das andere Getier ... du hast einer Konfession, einem Staate, einer Gemeinde anzugehören!“ (268). „Dieweil wir leben, haben wir weiter eben nichts zu tun und keine Rücksicht als die auf die große menschliche Gemeinschaft!“ (270). „Aber eines verbleibt, die Verpflichtung menschlichen Zusammenhaltes!“ — (280). „Opfer muß der Mensch auch in der neuen Religon bringen, aber nicht den himmelfernen Mächten, sondern der Mensch der Menschheit, diese dem Menschen!“ (287). Es ist ihm eine gewaltige Idee, daß es nur auf den Menschen ankommen soll, aus der Erde zu machen, was sie sein soll (288). „Menschgott muß es heißen, nicht Gottmensch!“ (291). „Entgöttern und vermenschlichen! Das sind die neuen Ziele!“ (300). Diese Ziele hatte Feuerbach zuerst im „Wesen des Christentums“ gepredigt: „Homo homini deus — das ist der Wendepunkt der Weltgeschichte*!“

Mit frohem Schwung, mit edlem Pathos verkündet er die neue Lehre: daß aus der Beschränkung des

* Über die Beziehungen Anzengrubers zu Feuerbach vgl. meine Abhandlung, „Die Philosophie des Steinklopferhans“ (Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1919, 541 ff.).

Daseins auf das Diesseits ein neues Verantwortungsgefühl erwachen, eine neue autonome Sittlichkeit erblühen müsse. Er hat an dieser Überzeugung Zeit seines Lebens festgehalten, wenn ihm auch die hohe Zuversicht manchmal schwer erschüttert wurde. „Mein armes, großes, verkanntes Geschlecht!" (301). „Krieg . . . Blut . . . und Elend und Jammer! Bestien, lernt euch vertragen!" (310). „O, kommt zu uns! Mit weicher Mutterhand führen wir euch — wenn auch durch glaubenslose Wüsten — bis ans Ziel!" (298). — „Gott beschütze und behüte euch — die Künftigen — vor unserer Gemeinheit!" Grell klingen die Dissonanzen, denn „den Menschen ist die Menschheit noch ein zu weiter Begriff" (311).

Ein geschlossenes ethisches System hat Anzengruber nicht entworfen. Der Gütige, Barmherzige folgerte das Gebot der Güte und des Verzeihens mit gleicher Zuversicht aus dem Positivismus wie aus dem phantastischesten Idealismus (312), er war gleich gütig dem leidenden Kinde wie dem „weinenden mißhandelten Besoffenen". Nach dem Werte des Lebens vom Standpunkte des Atheismus hat er ausdrücklich gefragt (294). Er fand ihn in der Hingabe an die Menschheit, in dem Gebote des Erbarmens für die Leidenden, in der Fähigkeit des Menschen, einer Idee zu leben (320—29). Freilich fehlt es nicht an Stimmungen der Ermüdung, in denen ihm alle Ideologie, auch die Lust des Schaffens, nur als ein Palliativmittel gegen das Elend des Lebens erschien und er sich nach nichts als nach dem reinen, von jeder Reflexion entlasteten Dasein sehnte (330—40). Aber das waren vorübergehende Stimmungen. Die Frage nach dem Sinne des Lebens war für ihn beantwortet durch den Glauben an die Entwicklungsfähigkeit der Menschen

(341—63). Auch hierin wechselten zuversichtliche und pessimistische Stimmungen, wie sie sich etwa in den philosophischen Märchen „Teufelsträume" und „Jaggernaut" spiegeln, im ganzen aber überwog der Glaube. Eine starke Hoffnung setzte er, wie alle Rationalisten, auf die menschenbeglückende Wirkung der modernen Technik und prophezeite ihr gelegentlich Entwicklungsmöglichkeiten mit ausgesprochen wissenschaftlicher Phantasie (359 ff.).

Die im VI. Abschnitte vereinigten Fragmente geben eine Art Tugendlehre. Er ist sich der Relativität der Begriffe Gut und Böse klar bewußt (366), definiert Gewissen geistreich als den Zwiespalt, in den sich jemand mit dem idealen Bilde, das er sich von seiner Lebensführung macht, durch irgend eine Handlung versetzt fühlt (369), und spricht im Anklang an Volneys „Natürliches Gesetz" die Überzeugung aus, daß eine genaue Betrachtung der physischen Welt auf alle sittlichen Wahrheiten führen müsse (370). Er identifiziert daher das Sittliche mit dem Vernünftigen (371, 386—9, 462), leitet die Lebensverneinung aus Egoismus ab (377). Ausdrücklich verwahrt er sich aber dagegen, daß Tugend und Unterdrückung des Trieblebens gleichgesetzt werde (393). Einen anderen Ansporn zum Guten sieht er in dem rein ästhetischen Wohlgefallen an dem Sittlichen und formuliert die schöne Antithese von den graziösen Fechtern und den plumpen Dreinschlägern im Lebenskampf (379). Die „Sünde" ist ihm daher nicht nur das Unvernünftige, sondern auch das Häßliche (384—5). Er zweifelt nicht an der Lehrbarkeit der Tugend (390 ff.), motiviert sie sogar materialistisch aus der Widerstandsfähigkeit der Materie, die uns ermöglicht, jede Neigung abzudämpfen und zu mildern (394, 396, 419), und weist bewundernd auf

die Weisheit Asiens hin, wo man sich buddhistisch begab, über anderes als über das Nützliche nachzudenken (396). Mit gewollter Parodoxie setzt er den transzendentalen Gnadenmitteln des Christentums „Diät“ als Heilfaktor bei Bekämpfung von Sünden entgegen. Die Askese verwirft er (393, 401—4), doch ist das Kreuz auch ihm ein heilig Zeichen als Symbol für die läuternde Kraft des Leides (409). Gegenüber dem negativen Tugendideal der spiritualistischen Religionen schwebt ihm ein positives vor, für welches er immer wieder die Bezeichnung „Tüchtigkeit“ gebraucht (z. B. 420).

Diskussionen des Moralbegriffes pflegen ihre Stärke im Negativen zu haben. Mit tiefer Verachtung kontrastiert er das Tugendideal mit der herrschenden Moralheuchelei. In Sodom ist wohl auch bis zur letzten Stunde recht viel von Sittlichkeit und Moral gesprochen worden (426). Er erfindet packende Symbole für unsere Moralheuchelei (Simson 429, Stroh auf den Gassen, 430). Das Gleichnis vom Vampyr übertrifft Ibsens „Wiederkömmlinge“ an Kraft (435, vgl. 433). „Neunzehntes Jahrhundert! Klarer Erkenntnis entgegen geduckt! Die Götter als Götzen erkannt und ihnen weiter Opfer gebracht und den Sinn der Opfer nicht klug gefunden! Was kann man mehr in einem Atem leisten!“ (436). Er geht der allgemeinen sittlichen Verlogenheit bis in ihre letzten Verästelungen nach, bis in die heuchlerischen Unterscheidungen zwischen Person und Sache (442, 445), Überzeugung und „Pflicht“ (448—9, 451—3), und wie die Vorwände heißen, unter denen man sich der Konsequenz seiner Überzeugung zu entziehen sucht. Kein Wunder, daß Recht und Gesetz sich nicht mehr decken (454 ff.) und die Behebung der Kriminalität um keinen billigeren Preis als die voll-

kommene „Umgestaltung unserer sozialen Zustände“ zu erhoffen ist (462).

Einen großen Raum in Anzengrubers Denken nimmt das Sexualproblem ein. Auch hier hat er alle Fragen mit seltener Furchtlosigkeit durchdacht. Das Weib war ihm vor allem Geschlechtswesen im edelsten Sinne des Wortes. „Das Weib repräsentiert uns die Schönheit, die Anmut, die Lieblichkeit“ (561). „Ein heldischer Charakter?“ fragt er, „Was denn? Was soll im Leben des Volkes das Weib anders als Weib sein?“ (544). Barsch weist er einmal die falsche Frauenemanzipation zurück: „Ihr habt lieb zu sein, sonst nichts! Uns zu Menschen zu machen!“ (545).

Wer mit solchen Idealen das Weib suchte, mußte durch die Erfahrungen an den „Weibern“ auf das bitterste enttäuscht werden.

Sucht man nach einer zusammenfassenden Formel für seine sittliche Lebensauffassung, so wäre es die: der Mensch hat die Verpflichtung, die Entwicklung zu erfassen und nach seiner Kraft zu fördern (302, 344). Die Wirklichkeit soll er, jede Überschwenglichkeit als schädlich vermeidend, ohne Illusionen zu verstehen trachten, damit sein Lebensmut nicht durch Enttäuschungen verbittert werde (635). „Seid vernünftig, liebe Zeitgenossen!“ mahnt Dr. Knorr in „Elfriede“. Die Lebensbejahung hat er bis zur Konsequenz des Grotesken (281) und zur Ausbildung der Lehre von der Wiederkunft des Gleichen (282) getrieben. Trotz aller pessimistischen Anwandlungen (Nr. 88—127) verbot er sich immer von neuem die Enttäuschung: „Ich habe mir vorgenommen, die Menschen nicht mehr ernst zu nehmen,“ bekennt er 1877, „aber ich werde diesem Vorsatze stets untreu, wenn ich sie leiden sehe“ (316). Dabei zwingt ihn sein unerbittliches Wahr-

heitsgefühl, der Sache bis auf den Grund zu sehen. Er studierte förmlich Fälle sexueller Korruption (z. S. 493). Er fand „naive" Korruption in den unteren, raffinierte in den oberen Ständen, und sah sich bald außerstande, die sittliche Bewertung sexueller Probleme aufrecht zu erhalten. Sittlichkeit und Sexualität müssen getrennt werden. Es ergibt sich ihm die Wertlosigkeit des Virginitätsideals (393, 516, 517). Er scheut keine Kühnheit in Reformvorschlägen (517, 526, 527) zur Behebung des vollkommen klar erkannten sexuellen Notstandes (524, 525, 610). Scharf schied er Liebe und Sinnlichkeit: Liebe empfand er als eine beglückende, Sinnlichkeit als eine tragische Gewalt (562—8). „Der Kult der Astarte war kein freudiger, er war ein düsterer, ein peinlicher" (528). Aus tiefster seelischer Not heraus muß das Symbol „Der ethische Mensch" (533) erwachsen sein, das Strindberg erfunden haben könnte. Bestraft werden sollten sexuelle Handlungen nur über Wunsch eines der Beteiligten, und auch da nur „als andere Delikte" (523). Der ethische Maßstab kam für Anzengruber erst in Geltung, wenn es sich um das freie Verhältnis von Mensch zu Mensch handelte. Daher verwarf er den Despotismus in der Liebe (534—7) und die ungleiche Bemessung der sexuellen Freiheit für Mann und Frau (538—43), die in dem mit Interesse verfolgten französischen Sittenstück auffallen mußte. Am stärksten setzte das Interesse des Ethikers bei der Betrachtung des gebundenen Sexuallebens ein, also bei der Untersuchung des reichen Problemkomplexes der Ehe, einer Aufgabe, der sich besonders der Dramatiker nicht entziehen konnte.

Von der Ehe hat Anzengruber ein hohes Ideal (569, 574—7). Daß es nur selten Verwirklichung findet, erklärt er aus unseren sozialen Verhältnissen, kraft welcher

die Ehe nicht nur diejenige Einrichtung ist, welche das Weib der natürlichen Bestimmung zuführen soll, sondern auch „die sozial bestimmte Zuweisung von Rang und Unterhalt. Da kann einer recht willkommen als Ernährer, aber doch nicht der Natur entsprechend sein" (578). Da Ehe und Kapitalsbildung so eng zusammenhängen, so findet er den Kampf des Sozialismus (Anzengruber versteht unter Sozialismus eigentlich Kommunismus) gegen die Ehe sehr begreiflich (579), denn unter den gegenwärtigen Verhältnissen macht die Ehe unfrei — „Elf Kinder ist auch ein Programm" (580) — und das Hagestolzentum, meist mißbilligt als Egoismus, kann Aufopferung in Ansehung eines höheren Zweckes sein, für den der Ehelose seine ganze Kraft reserviert (584). Kühl faßt er zusammen: „Die Ehe deckt sich nicht mehr mit unseren Anschauungen von Liebe und Fortpflanzung" (586). Für die Hölle der mißratenen Ehe hat er Worte von einem Haß und einer Bitterkeit gefunden, wie vor Strindberg kaum ein anderer (585, 588, 590, 591, 594, 595, 607). Nur durch die Rücksicht auf die Nachkommenschaft kann Ehe und Sexualleben gehoben werden. Auch hier prüft der Dichter des „Vierten Gebotes" alle Probleme mit tiefstem Ernste, scheut sich zum Beispiel nicht, dem gefährlichen Problem der Verhütung der Zeugung ganz offen ins Auge zu sehen. Überall fand er Heuchelei am Werke, offene Schäden zu verkleistern. „Gott, Ehe, Familie — alles muß gespreizt und gepölzt werden!" (741, 744).

Mit gleicher Unerschrockenheit ging Anzengruber dem politischen Leben zu Leibe.

Aus der Geschichte gewann Anzengruber den Glauben an die Entwicklungsfähigkeit und Bildungsmöglichkeit der Menschen. Sein rationalistischer Reformeifer ließ

ihn noch 1889 das Heil von einem „Freimaurerbunde vom heiligen Geiste" erwarten, der „von langer Hand stufenweise alle Änderungen im Staate vorbereite, die zum Wohle des menschlichen Geschlechtes notwendig" seien (637). Die Langsamkeit und das zeitweise Stocken des Entwicklungsganges bringt ihn aber oft zur Verzweiflung (630, 631, 636, 663). Seine Ungeduld läßt ihn an eine politische Kinderlehre (634—5) denken. Mit Vehemenz stürzt er sich auf die Kritik des Bestehenden. Er durchleuchtet den schon recht fadenscheinig gewordenen Purpur des Gottesgnadentums (638—43), aber der Konstitutionalismus in Verbindung mit Beamtenbureaukratie vermag ihn ebensowenig zu begeistern (644—58). Zu einer Zeit, da sozialistische Gedankengänge in Österreich nur in wenigen Köpfen lebendig waren, erkennt er den Staat seiner Zeit klar als die Organisation von Klasseninteressen; die Augen gehen ihm auf über die Durchsetzung der politischen Probleme mit kapitalistischen Interessen. Diese Erkenntnis erfüllt ihn mit Entsetzen: „Man möchte aufschreien: lieber die Anarchie als den Geldsack als Herrscher!" (676).

Daß unter solchen Umständen von dem, was er unter Politik verstand: nämlich „ehrlichsten Gewissens die Massen zur Vernunft allmählich heranzuziehen, die Halbtiere durch Entwicklung zu Menschen zu veredeln" (698), nicht die Rede sein konnte, sah er ein, und eine Perspektive voll Grauen tat sich vor ihm auf: soziales Elend, alles verschlingender Militarismus, von Profitchauvinisten gefördert, ein bis zur Siedehitze getriebener Haß der Nationen gegeneinander — der Weltkrieg das Ende (717, 719, 720, 721). Ein besonders trauriges Kapitel in diesem Wirrwarr bildet natürlich Österreich, dessen unvermeidliche Auflösung er klar

voraussah (726, 727). Aber als das bedenklichste Symptom erschien Anzengruber mit Recht die gerade bei den Besten um sich greifende Staatsmüdigkeit. Der Staat vernachlässigt seine elementarsten sozialen Pflichten (688), maßt sich aber beständig die störendsten Eingriffe in die private Sphäre an: in Religion und Literatur etc. (735ff.). „Der Mensch stolpert in einemfort über Gesetze, Erlässe, Verordnungen" (742). „Ihr dürft Soldaten sein, steuerzahlende Bürger, Narren, aber Menschen nicht!" (738). „Achtet das Individuum, die menschliche Freiheit — und die Anarchisten wären eine Unmöglichkeit!" (770). Und er träumt den schönen Traum von freien Gemeinden, die nach freier Auswahl sich ihre Institutionen bestimmen und unangefochten neben Gemeinden anderer Institutionen den Staat bilden (740). Doch ist wenig Hoffnung auf Verwirklichung dieses schönen Traumes, denn alle Verhältnisse sind so verfahren, so verfilzt, die angehäuften Gegensätze zur unerträglichen Spannung getrieben und müssen endlich zum blutigen Austrag kommen. „Der Schweiß wird verschmäht, also Blut!" (774—5).

Die literarischen Glossen setzen sich vor allem mit dem Naturalismus auseinander, der Anzengruber als einen der Seinen in Anspruch nahm. Die Äußerungen klingen im ganzen erstaunlich ablehnend. Er wirft der „jüngstdeutschen Schule" Kleinlichkeit vor (778—9). Das Verfahren der Häufung des Häßlichen wird ganz ausgezeichnet charakterisiert (784). Dagegen imponierte ihm Zola sichtlich. An ihm fand er jene Kraft und Größe, die er bei den Jüngstdeutschen vermißte. Zwar seine Lehre vom wissenschaftlichen Naturalismus schob er ohne viel Aufhebens beiseite, als einer, der in Sachen der Kunst sein eigenes Urteil

hat (791). Aber gegenüber dem konventionellen Pseudorealismus der Dumas, Sardou, Augier etc., die ihn aber doch auch wegen der unleugbaren Kühnheit interessierten, mit der sie Probleme des modernen Gesellschaftslebens auf die Bühne brachten, wenn auch nicht ernsthaft durchgestalteten oder gar bis in die letzten Konsequenzen zu Ende dachten (186), ragte Zola als ein Gestalter des Lebens über seine Zeitgenossen titanisch empor, und seine Einseitigkeit erklärte er sich vollständig zutreffend als „Protest gegen die alle Kreise durchdringende Sprache der Heuchelei, der Lüge im Umgange“ (730). Sein eigenes Programm (792, 794, 795, 796, 808) deckt sich etwa mit dem des sogenannten „poetischen Realismus“: Der Künstler darf „entgegen der Schönfärberei des Lebens die dunklen Punkte, wo sie ihm aufstoßen, nicht umgehen.“ Aber nicht das Leben in seiner äußeren Erscheinung getreulich abzuschildern ist ihm Aufgabe der Kunst. Auf die innere Wahrscheinlichkeit kommt es an, die Wiedergabe der äußeren Erscheinung hat keine weitere Bedeutung, als den angenehmen spielenden Schein des Lebens zu erwecken. Er gehörte also zu den Künstlern, welche das Leben in seinen wesenhaften Erscheinungen zu erfassen, für die Aufgabe der Kunst hielten. Hierin aber verlangte er absolute Ellbogenfreiheit und beneidete die Satiriker des Altertums und der Renaissance um ihre Freiheit (801—2).

Ein bitteres Kapitel handelt von der wirtschaftlichen Abhängigkeit des Künstlers und dem daraus resultierenden Einfluß der zahlungsfähigen Mittelmäßigkeit auf die Kunst. Anzengruber ist ohne Illusionen. „Sein Weib hat schon mancher darben lassen, seine Maitresse nie“ (818). „Es gefallen Stücke mit ganz verfehlten

Prämissen und einer Logik der handelnden Personen, die, nur durch die ungeheuere Lügenhaftigkeit aller menschlichen Zustände erklärlich, sohin ein treues Abbild dieser Zustände geben kann“ (825). Er erlebt den Triumph der Operette — den Sieg „des blöden Gelächters“ (826). Mit der übergroßen Gerechtigkeit des gänzlich Hoffnungslosen, der den Kampf aufgegeben hat, stellt er die Tatsachen fest. Gelähmt der heilige Eifer, mit dem er zu Beginn seiner Laufbahn die Bühne und von ihr aus das Leben reformieren wollte. Angewidert konstatiert er die Herrschaft gut bezahlter Unkunst auf der Bühne, im Buche und in der Zeitung, deren allermodernste Praktiken des anonymen Pauschallobes und -tadels oder Todschweigens ihm alle Hoffnung auf einen günstigen Einfluß der Kritik benehmen.

Abgeschlossen zu Ostern 1920

Dr. Otto Rommel



